J. K. Hermanns

Deutsches Lesebuch

für

die Jugend

vom 9. bis 11. Lebensjahre.

Zweite, umgearbeitete Auflage

von

D. Georg Wilhelm Hopf,

Rektor der Handelsschule in Nürnberg.

Nach der für die bayerischen Schulen vorgeschriebenen Orthographie.

Nürnberg,
Verlag der Friedr. Korn'schen Buchhandlung
1880.

Vorwort.

Nachdem die von dem verstorbenen Lehrer Hermann im Jahr 1855 herausgegebene Sammlung von Lesestücken vollständig abgesetzt war, habe ich, von der Verlagsbuchhandlung veranlaßt, den prosaischen und den poetischen Teil mit Benützung der Erfahrungen, welche sich den Lehrern bei dem Unterrichte ergeben hatten, einer sorgfältigen Musterung unterzogen und die neue Auflage vorbereitet, welche nun in die Öffentlichkeit gelangt.

Der Umfang des Buches, schon anfangs wohlbemessen, ist gleich geblieben. Auch die Zahl der prosaischen Lesestücke stimmt mit jener der ersten Auflage fast überein; die der Gedichte ist etwa um ein Dutzend gewachsen, indem einige allzulange gestrichen, dagegen eine größere Anzahl kürzerer aufgenommen wurden. Auch sonst wurde manche Erzählung und Beschreibung, dann mehrere Gedichte gegen andere ausgetauscht, wobei vorzugsweise die Rücksicht auf die Fassungskraft der Jugend und im poetischen Teile der leichte Fluß des Verses die Wahl entschied. Denn da Memorierübungen an und für sich, besonders aber zur Bildung des Vortrags, notwendig sind, so werden sich am meisten solche Gedichte empfehlen, welche in das Ohr fallen und deshalb leicht ins Gedächtnis aufgenommen werden. Daraus erklärt sich, daß hier, wo der Jugend von 9 bis 11 Jahren gedient werden soll, nicht Schriftsteller und Dichter ersten Ranges in den Vordergrund treten, sondern jene Erzähler, welche die einfach edle Volkssprache darstellen, und die Dichtungen, welche sich wegen ihrer leichten, gefälligen Haltung im deutschen Volke eine dauernde Anerkennung erworben haben. Hierin sucht dieses Lesebuch die Grundsätze in

Anwendung zu bringen, welche von berufener Seite aufgestellt worden sind und sich in dem Unterrichte bewährt haben.

Da während der Vorarbeiten zu der neuen Auflage des Hermann'schen Lesebuches die deutsche Rechtschreibung in den bayerischen Schulen geregelt wurde, so konnte in der Orthographie eine Gleichmäßigkeit hergestellt werden, welche dem ersten Drucke leider fehlte. Auch die Interpunktion, welche in unserem Regelbüchlein nicht behandelt ist, wurde nach bestimmten Grundsätzen durchgeführt, großenteils vereinfacht. Für den Gebrauch der Anführungszeichen nahmen wir die Freiheit in Anspruch, mit welcher gute Muster vorangegangen sind.

Nürnberg, 5. Januar 1880.

Hopf.

Inhaltsverzeichnis.

I. Prosaische Lesestücke.

zu kommen. Darum hub er an, dem Lamme Vorwürfe zu machen. »Warum, sprach er, machst du mir das Wasser, das ich trinken will, trübe?« Ganz bescheiden erwiderte das Lamm: »Gnädiger Herr, wie kann ich Euch das Wasser trübe machen, es fliefst ja von Euch zu mir herunter.« Das konnte der Wolf nicht leugnen; aber statt sich seiner Ungerechtigkeit zu schämen, brachte er eine noch falschere Anklage dar. »Ja, sagte er, eben kenne ich dich, du bist das Lamm, das mich vor einem halben Jahre geschimpft hat.« »Ich bitte Euch, Herr Wolf, antwortete zitternd das Lamm, denn es merkte schon die böse Absicht seines Feindes, vor einem halben Jahre war ich noch gar nicht geboren.« »Ei was, schrie jetzt der Wolf, dem es zu lange dauerte, wenn du es nicht warst, so war es dein Vater;« und damit machte er sich über das unschuldige Tierchen her und zerrifs es.

Curtman.

7. Frevel. Gewalt.

Es gesellten sich ein Rind, eine Ziege und ein Schaf zu einem Löwen und zogen mit einander auf die Jagd in einen Forst. Da sie nun einen Hirsch gefangen und in vier Teile geteilt hatten, sprach der Löwe: „Ihr wisset, daß ein Teil mein ist, als eurem Gesellen; das andere aber gebührt mir, als einem Könige unter den Tieren; das dritte will ich darum haben, daß ich stärker bin und mehr darnach gelaufen und gearbeitet habe denn ihr alle drei; wer aber das vierte haben will, der muß mir es mit Gewalt nehmen." — Also mußten die drei für ihre Mühe das Nachsehen und den Schaden zum Lohn haben.

Luther nach Aesop.

8. Das Streitroß und der Esel.

Ein stolzes, schön aufgezäumtes und wohl gestaltetes Roß begegnete auf einem schmalen Fußsteige einem armen Esel, der unter seiner Last kaum fortzuschleichen vermochte.

„Mir aus dem Weg, rief das Pferd, sieh an meinem Wappen und Geschirr, daß ich das Roß eines Fürsten bin! Nur an der

Spitze seiner Heere reitet er mich; alle folgen mir; alles ehrt ihn und mich. Fort, niedriges Tier, oder du sollst meinen Huf an deiner Stirne fühlen."

Der arme Esel kroch beschämt bei Seite und murmelte heimlich bei sich selbst: „Ach, was wollte ich drum geben, wenn ich mit diesem glücklichen Tiere tauschen könnte!"

Viele Wochen wollte ihm dieser Gedanke nicht aus dem Kopfe und erschwerte ihm sein ohnehin mühseliges Leben noch mehr. Doch bevor sechs Monate verflossen waren, ging der Esel wieder einmal über das Feld und erblickte eben dasselbe Pferd, aber — o Wunder! lahm, abgezehrt, in einen Karren zur niedrigsten Arbeit eingespannt.

„Ei, ei, rief er ganz betreten, welche Veränderung ist hier vorgegangen!" — „Mich traf, war des Rosses demütige Antwort, eine Kugel in der letzten Schlacht. Mein Herr stürzte mit mir und verschenkte mich nachher. Ich blieb lahm, und wie es mir jetzt geht, siehst du selbst."

Nach Aesop.

9. Der Hund und der Dieb.

Eine Diebsbande wollte in das Haus eines Landmanns einbrechen; aber sein Hund war noch wach und fing an, heftig zu bellen. Einer von den Dieben suchte ihn zu besänftigen und bot ihm ein Stück Fleisch an.

„Nein, sprach der Hund, ich werde mich nicht bestechen lassen, um meinen Herrn an einen Fremden zu verraten. Auch wäre es wahrlich thöricht, eines einzigen leckern Bissens halber denjenigen zu vergessen, der bisher mir so manches Gute that und künftig noch zu thun vermag!" Er bellte hier immer stärker, und die Diebe entflohen.

Nach Aesop.

10. Die Grille und der Schmetterling.

Es saß eine kleine Grille im Grase und sah einen niedlichen Schmetterling auf der Wiese von Blume zu Blume fliegen. Wie sehr beneidete sie den Schmetterling um seine Schönheit und das

herrliche Farbenspiel auf seinen Flügeln! „Ach, seufzte sie, warum bin ich denn nicht so schön wie er? Warum muß ich ihm in allen Stücken so weit nachstehen? Ich bin hier ja so unbekannt und verachtet!“ Über die Wiese daher kam eine ganze Schar von Kindern, Knaben und Mädchen. „Heida, schrieen sie, als sie den Schmetterling kaum erblickt hatten, seht doch den schönen Vogel; den müssen wir haben!“ Gleich ging's mit Hüten, Tüchern, Netzen und Händen hinter dem Schmetterlinge her, welcher auch endlich gefangen wurde, so sehr er sich auch zu entwischen bemühte. Ein Knabe brach ihm unvorsichtig den Flügel beim Zugreifen ab, und ein anderer drückte ihm das kleine Köpfchen ein. — Die Grille hatte alles mit angesehen. „Ach, sagte sie, wenn diese Pracht und dieser Schimmer so viel Qual erregen kann, wie gut ist es, daß ich im Verborgenen lebe!“

Das Glück ist nicht immer bei Pracht und Herrlichkeit, und verborgen oder doch unbeachtet sein ist für unsern Frieden oft besser als aller Glanz und Schimmer.

Löhrs Fabelbuch.

11. Das Rotkehlchen.

Ein Rotkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmannes, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster und nahm das zutrauliche Tierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmannes das Vögelein lieb und wert. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entflog in das nahe Wäldchen, bauete sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen.

Und siehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rotkehlchen abermals in die Wohnung des Landmannes, und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber samt seinen Kindern freuten sich sehr, als sie die beiden Tierchen sahen, wie sie aus den klaren Äuglein zutraulich umherschauten. — Und die

wieder besuchen; und wenn sie auf ihrem Umherirren den sorgsamen Eltern begegnen, werden sie diesen schwerlich ein Zeichen der Erkenntlichkeit geben. Ihre Liebe geht nicht zurück, und nur in der Sorgfalt für ihre eigenen Jungen werden sie der Natur dereinst ihre Schuld abtragen!

Wie ganz anders und wie viel schöner ist hier die menschliche Natur eingerichtet! Unter den Menschen dauert die gegenseitige Liebe fort, so lange sie leben; denn diese Liebe ist nicht bloſs auf das Bedürfnis gegründet. Die Eltern freuen sich, wenn es ihren Kindern wohl geht, und teilen ihre Leiden in jeder Zeit und in jedem Alter. Auch die Kinder vergessen ihre Eltern nicht, und aus der weitesten Entfernung denken sie mit Sehnsucht und Freude an das väterliche Haus. Sie bemühen sich, sie durch gute Thaten zu erfreuen, und vergelten ihnen im Alter die Sorgfalt und Mühe, die sie ehedem auf ihre Erziehung gewendet haben. Das Tier stirbt hilflos im Walde, und keines seiner zahlreichen Kinder nähert sich ihm, um die letzten Augenblicke seines Lebens zu erleichtern; ja, kein anderes Tier beklagt seinen Tod. Der Mensch aber läſst das Andenken seiner guten Handlungen hinter sich zurück, und seine Kinder freuen sich dieses Andenkens und fassen gute Vorsätze an dem Grabe ihrer Eltern.« Jacobs.

13. Die Ruhe.

Allwin und Theodor saßen an dem Ufer eines Sees, in dessen Nachbarschaft ihr Vater ein kleines Landhaus besaß. Ein reiner Himmel strahlte aus der ruhigen Tiefe herauf; kein Lüftchen bewegte die glatte Fläche, und nur am Ufer schwankten die in dem Wasserspiegel verklärten Bilder hoher Erlen und zierlicher Pappeln in sanfter Bewegung. Weite Gebirge begrenzten das Land gegen Abend und mischten ihren blauen Duft mit der Bläue des Himmels, der eine heitere Landschaft bedeckte. Überall war Anmut und Heiterkeit, und auch in der Knaben Gemüt glänzte still und heiter der Widerschein des herrlichen Tages.

„Wünscht ihr euch immer solche Tage, wie den heutigen?" fragte der Vater, der sie eine Zeitlang beobachtet hatte.

„Es wäre schön, wenn das ganze Jahr nur solche Tage hätte, antwortete Allwin; und wenn man sie immer in einer solchen Gegend genießen könnte!"

„Eine schöne Gegend, erwiderte der Vater, trägt viel zu unserer Heiterkeit bei, und der Anblick der schönen Natur ist der unschuldigste Genuß, den sich ein wohlgeartetes Gemüt verschaffen kann. Aber nicht immer ist der Himmel so heiter, die Luft so still und weich. Es gibt stürmische, häßliche Tage, die uns fast unerträglich scheinen. Und doch kann man auch an solchen Tagen glücklich sein.

Was ist es wohl, was wir an diesem stillen und heiteren Abende lieben, was uns mit einem so lebhaften Verlangen nach Dauer erfüllt? Was anders, als das ruhige Dasein der Natur, die stille Ruhe ihres Wesens in der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen. Alles scheint in ihr in der vollkommensten Harmonie zu stehen, sie scheint vollkommen mit sich einig zu sein. Man könnte sie mit einer gütigen Mutter vergleichen, die ohne Geräusch, nur durch Anmut, Heiterkeit und Liebe ihre Kinder erfreut und beglückt.

Wenn wir uns bemühen, meine Kinder, eben so einig mit uns selbst zu sein, werden wir uns noch glücklicher fühlen, als ihr euch jetzt beim Anblick der schönen Natur fühlt. Aber wann ist man einig mit sich selbst? Wenn man thut, was recht ist, und es gern thut. Wenn man über seine Begierden herrscht; wenn man nichts mit Unmut und Ungestüm, sondern alles mit ruhiger Besonnenheit und Munterkeit thut."

Während dieser Rede war der Mond aufgegangen und schaute mit mildem Angesicht in die Fläche des Wassers; sie genossen eine Zeitlang diese anmutige Erscheinung; dann standen sie auf mit stillem Gemüt und mit dem Vorsatze, sich immer mehr zu beherrschen und ihre Herzen zu einem Spiegel der stillen Natur zu bilden.

Jacobs.

14. Das Samenkorn.

Zween Wanderer zogen gemeinsam über Land, und als sie unterwegs ausruheten in einer Herberge, erscholl plötzlich das Geläute der Glocken und ein Geschrei, daß eine Feuersbrunst sei in dem Dorfe. Da sprang der eine Wanderer auf, warf seinen Stab und Bündel von sich, um eilends zu helfen. Der andere aber hielt ihn zurück und sprach: „Weshalb sollen wir hier verzögern? Sind nicht Hände genug zum Helfen; was kümmert uns die Fremde?"

Aber jener hörte nicht auf die Rede, sondern lief hinaus zu dem brennenden Hause; nun folgte der andere langsam und stand und sah zu von ferne.

Vor dem brennenden Hause aber stand eine Mutter wie erstarrt, und rief: „Meine Kinder, meine Kinder!"

Als der Fremdling solches hörte, sprang er in das brennende Haus zwischen die krachenden Balken, und die Lohe schlug um ihn her. Das Volk aber rief: „Der ist verloren."

Als man nun harrete eine Weile, siehe, da trat er hervor mit versengtem Haar und trug zwei Kindlein auf den Armen und brachte sie der Mutter. Da umarmte sie die Kinder und fiel dem Fremdling zu Füßen. Dieser aber hub sie auf und tröstete sie. Unterdes stürzte das Haus zusammen.

Als nun beide, der Fremdling und sein Gefährte, zur Herberge zurückkehrten, sagte dieser: „Aber, wer hieß dich solch kühnes Wagestück beginnen?"

Jener antwortete und sprach: „Er, der mich heißet das Samenkorn in die Erde legen, daß es verwese und neue Frucht bringe."

„Aber wie? sagte der andere, wenn nun des Hauses Trümmer dich begraben hätten?" . . .

Da lächelte jener und sprach: „So wär' ich selbst das Samenkorn gewesen."

Krummacher.

15. Die Treue.

Ein heidnischer König ließ einen frommen Bischof vor sich führen und verlangte, daß er seinen Glauben verleugnen und den

Götzen opfern sollte. Der Bischof aber sprach: „Mein Herr und König, das thue ich nicht."

Da ward der König sehr entrüstet und sprach: „Weißt du nicht, daß dein Leben in meiner Gewalt steht, und ich dich töten kann? Ein Wink und es geschieht."

„Das weiß ich, antwortete der Bischof, aber gestatte mir zuvor, daß ich dir ein Gleichnis vorlege und eine Frage zur Entscheidung. Gesetzt, einer deiner treusten Diener fiele in die Gewalt deiner Feinde, und sie suchten ihn zur Untreue gegen dich zu bewegen, damit er ein Verräter an dir würde. Aber als dein Diener unverrückt beharrte in seiner Treue, nahmen ihn die Feinde, zogen ihm alle seine Kleider aus, und jagten ihn nackend mit Spott von dannen. Sage, mein König, wirst du, wenn er also zu dir kommt, ihm nicht von deinen besten Kleidern geben und ihm die Schande mit Ehre vergelten?"

Da antwortete der König und sprach: „Nun wohl! aber was soll dieses, und wo ist dieses geschehen?"

Da sprach der fromme Bischof: „Siehe, du kannst mich auch entkleiden von diesem irdischen Gewande. . . Aber ich habe einen Herrn, der wird mich neu bekleiden. . . Sollte ich denn des Kleides achten und die Treue dafür hingeben?" . . .

Da sprach der heidnische König: „Gehe, ich schenke dir dein Leben."

Krummacher.

16. Die Edelsteine.

Ein reicher Chinese war stolz darauf, ein Kleid zu tragen, welches überall mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt war. Ein alter, schlecht gekleideter Bonze begegnete ihm auf der Straße, blieb vor ihm stehen, besah ihn vom Kopfe bis zu den Füßen, neigte sich dann bis zur Erde vor ihm nieder und dankte ihm in den herzlichsten Ausdrücken für seine Edelsteine. „Mein Freund, sagte der Reiche, ich habe dir nie Edelsteine gegeben." „Gewiß nicht, versetzte der Bonze; aber Ihr gabet mir Gelegenheit, sie zu sehen, und einen anderen Genuß habt Ihr doch auch nicht davon.

Es ist also zwischen uns beiden kein weiterer Unterschied, als daß Ihr die Mühe habt, sie zu tragen und zu verwahren, während ich dieser Last überhoben bin.

Ch. D. Schubart.

17. Die Mauersteine.

(Sieben Fabeln.)

1.

Ein Maurer war eben beschäftigt, eine tüchtige Mauer aufzuführen, und nahm von den ausgewählten Steinen einen nach dem andern zur Hand. Die Steine ließen sich ruhig in die Schichten einfügen, denn sie wußten, es könne einmal nicht anders sein, wenn aus ihnen eine Mauer werden solle. Jetzt aber faßte er endlich einen, der fing in seiner Hand eine Predigt an über die Freiheit. „Hör', Meister Maurer, rief er, das leide ich nicht, mich da so einzwängen zu lassen! du mußt mir Raum geben, mich zu bewegen." — „Und höre du, versetzte der Maurer, wofür hältst du dich denn? — „Wunderliche Frage, für einen Mauerstein; für nichts mehr, und nichts weniger." — „Du willst also, daß ich dich mit zur Mauer nehme?" — „Das versteht sich," sprach der Stein. „Nun, und doch willst du dir die Schranken nicht gefallen lassen, in die du dich fügen mußt, wenn du das sein willst, wofür du dich ausgibst? Das ist doch lächerlich."

2.

„Nun frisch, besinne dich, denn es ist hohe Zeit; sprach der Maurer, noch immer den Stein in der Hand haltend. Willst du zur Mauer dienen, so nimm deinen Platz ein!" — „Nun ja, aber meine Freiheit muß ich haben."— „Die sollst du auch haben; sie wird darin bestehen, daß du ungestört in der Mauer liegst und deinen Platz behauptest."

3.

„Geh' mir mit deiner einfältigen Freiheit, erwiderte der Stein; ich muß mich bewegen können, dabei bleibt's." — „Nun so kann ich dich nicht brauchen; mach' was du willst." — „Ei, so will ich denn lieber auf diesem freien Platze liegen; da hab' ich doch den

Genuß meiner Freiheit.“ — Der Maurer that ihm den Dienst und warf ihn, zum Genusse der gewünschten Freiheit, von sich.

4.

Da lag nun der liebe Stein im Genusse seiner gewünschten Freiheit. Eine Zeit lang ging's gut. Als aber die Stürme des Herbstes den Staub aufregten, und Regengüsse kamen, da ward der Stein mit Kot und Schmutz bedeckt, daß man ihn kaum noch sehen konnte.

Endlich weichte die Erde auf und gab der Last des Steines nach. Allmählich versank dieser und ward endlich ganz vertreten. Zum Unglück war's auch zur Rückkehr zu spät; denn die Mauer war ohne ihn fertig geworden, und der Maurer war fort.

5.

Ja! die Mauer war fertig, ohne diesen Stein; aber so ganz ruhig war's nach seinem Hintritte doch nicht vorwärts gegangen. Einem andern Steine taugte die Stelle nicht, die ihm der Maurer in der Schicht anweisen wollte. „Nein, Maurer! rief er, da vorn an der Ecke will ich liegen.“ — „Da kannst du nicht liegen, erwiderte der Maurer; siehst du nicht, daß der Platz schon besetzt ist“? „Das sehe ich wohl, war die Antwort; aber was jener Stein ist, bin ich auch, und wir sind gleich.“ „Das seid ihr auch und sollt es sein, versetzte der Maurer; aber eben darum hat einer das Recht, liegen zu bleiben, wo er einmal liegt. Bist du nicht thöricht, daß du durch dein Verlangen deiner eigenen Behauptung widersprichst?“

6.

„Nun entschließ' dich! fuhr der Maurer fort. Willst du, daß ich dich mit zur Mauer nehme, so rede!“ — „Ja, ich will, war die Antwort; aber wie gesagt, da vorn an der Ecke will ich liegen, denn das Recht der Gleichheit lasse ich mir nicht nehmen.“ — „Das soll dir ja nicht genommen werden, sprach der Maurer; eure Gleichheit besteht nicht darin, daß ihr alle Ecksteine, sondern darin, daß ihr alle Mauersteine seid.“

7.

„Ha! was ist nur das für eine elende Gleichheit, die du da predigst! schrie der Stein; bring' mich an die Ecke, oder baue

deine Mauer ohne mich!" — „Das letztere kann geschehen, sagte der Maurer gelassen; da reise hin, Gleichheitsbruder, zum Freiheitsbruder!" Damit warf er ihn von sich; und nun lag der Stein neben jenem, und das Schicksal, eben so bald als jener vertreten und vergessen zu werden, erfüllte ihm wenigstens auf diese eine Art seine Sehnsucht nach Gleichheit.

Die Mauer aber kam glücklich zu Stande. Christ. F. Fulda.

18. Doktor Allwissend.

Es war einmal ein armer Bauer, Namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt, und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch; da sah der Bauer, wie er schön aß und trank, und das Herz ging ihm darnach auf, und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein weilchen stehen, und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja, sagte der Doktor, das ist bald geschehen: erstlich kauf' dir ein Abcbuch, so eins, wo vorne ein Göckelhahn drin ist; mach' deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld, und schaff' dir damit Kleider an und was sonst zur Doktorei gehört; drittens lass' dir ein Schild malen mit den Worten: Ich bin der Doktor Allwissend, und lass' das oben über deine Hausthüre nageln." Der Bauer that alles, wie es ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte und auch wissen müßte, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus ins Dorf, und fragte bei ihm an, ob er der Doktor Allwissend wäre? „Ja, der wäre er." „So sollte er mitgehen, und das gestohlene Geld wieder schaffen." „O ja, aber die Grete, seine Frau, müßte auch mit." Der Herr war das zufrieden, ließ sie beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adligen Hof kamen, war der Tisch gedeckt, da sollte er erst mitessen. „Ja, aber

meine Frau, die Grete, auch," sagte er, und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau und sagte: „Grete, das war der erste," und meinte, es wäre derjenige, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit sagen wollen: „Das ist der erste Dieb," und weil er's nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden: „Der Doktor weiß alles, wir kommen übel an, er hat gesagt, ich wäre der erste." Der zweite wollte gar nicht hinein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel kam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grete, das ist der zweite." Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte, daß er hinaus kam. Dem dritten ging's nicht besser, der Bauer sagte wieder: „Grete, das ist der dritte." Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er solle seine Kunst zeigen, und raten, was darunter läge; es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht, wie er sich helfen sollte, und sprach: „Ach, ich armer Krebs!" Wie der Herr das hörte, rief er: „Da, er weiß es, nun weiß er auch, wer das Geld hat."

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst, und er blinzelte den Doktor an, er möchte einmal herauskommen. Wie er nun hinauskam, gestanden sie ihm alle vier, sie hätten das Geld gestohlen; sie wollten's ja gerne herausgeben, und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verraten wollte: es ginge ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buch suchen, wo das Geld steckt." Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der saß aber und schlug sein Abcbuch auf, blätterte hin und her und suchte den Göckelhahn. Weil er ihn nun nicht gleich finden konnte, sprach er: „Du bist doch darin und mußt auch heraus." Da meinte der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß alles." Nun zeigte der Doktor Allwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wer's gestohlen hatte, bekam

von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann.

Grimm.

19. Der Glockenguß zu Breslau.

Als die Glocke zu St. Maria Magdalena in Breslau gegossen werden sollte, und alles dazu fertig war, ging der Gießer zuvor zum Essen, verbot aber dem Lehrjungen bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkessel anzurühren. Der Lehrjunge aber war vorwitzig und neugierig, wie das glühende Metall doch aussehen möge, und indem er so den Krahn bewegte und anregte, fuhr er ihm wider Willen ganz heraus, und das Metall rann und rann in die zubereitete Form. Höchst bestürzt weiß sich der arme Junge gar nicht zu helfen, endlich wagt er's doch und geht weinend in die Stube und bekennt seinem Meister, den er um Gotteswillen um Verzeihung bittet. Der Meister aber wird vom Zorn ergriffen, zieht das Schwert nnd ersticht den Jungen auf der Stelle. Dann eilt er hinaus, will sehen, was noch vom Werk zu retten sei, und räumt nach der Verkühlung ab. Als er abgeräumt hatte, siehe, so war die ganze Glocke trefflich ausgegossen und ohne Fehl; voll Freuden kehrte der Meister in die Stube zurück und sah nun erst, was für Übels er gethan hatte. Der Lehrjunge war verblichen; der Meister wurde eingezogen und von den Richtern zum Schwert verurteilt. Inmittelst war auch die Glocke aufgezogen worden. Da bat der Glockengießer flehentlich: ob sie nicht noch geläutet werden dürfte, er möchte ihren Klang auch wohl hören, da er sie doch zugerichtet hätte, wenn er die Ehre vor seinem letzten Ende von den Herren haben könnte. Die Obrigkeit ließ ihm willfahren, und seit der Zeit wird mit dieser Glocke allen armen Sündern, wenn sie vom Rathaus herunterkommen, geläutet.

Grimm.

20. Fünf kurze Erzählungen.

1. Die wahren Güter.

Der griechische Weise Antisthenes sagte oft bei seinem Unterrichte: „Man muß sich solche Güter erwerben, die, wenn wir Schiffbruch leiden, mit uns ans Land schwimmen.“

2. Der edle Feldherr.

Der Feldherr Antigonus hörte einst vor seinem Zelte zwei Soldaten sehr schimpflich von sich reden. Nachdem er eine Weile zugehört hatte, trat er hinaus und sprach zu ihnen: „Wenn ihr so von mir reden wollt, so geht wenigstens auf die Seite, damit ich es nicht höre."

3. Sokrates.

Der weise Sokrates hörte von seinen Freunden, daß ein anderer Böses von ihm rede. „Das ist kein Wunder, sagte Sokrates, Gutes reden hat dieser Mensch nicht gelernt."

4. Archimedes.

Archimedes war ein berühmter Mathematiker zu Syrakus. Bei der Einnahme seiner Vaterstadt durch ein römisches Heer war er so sehr in seine Berechnungen vertieft, daß er das Schreien und Toben in den Straßen nicht hörte. Ruhig blieb er vor seinen in den Sand gezeichneten Figuren sitzen. Zu einem römischen Soldaten, der ihn töten wollte, sagte er nur: „Verdirb mir meine Kreise nicht!

5. Die Farbe der Tugend.

Ein Weiser des Altertums, mit Namen Diogenes, hörte einmal einen schönen Jüngling etwas Unanständiges sagen. Ein anderer errötete darüber. „Brav, mein Sohn, sagte er zu diesem, dies ist die Farbe der Tugend," und zu dem andern fuhr er fort: „Schämst du dich nicht, eine bleierne Klinge aus einer elfenbeinernen Scheide zu ziehen?"

Lesebuch in Lebensbildern.

21. Krösus und Solon.

Krösus. Du bist, guter Solon, weit herum gereist; hast du wohl jemanden gefunden, der glücklicher war als ich?

Solon. Dazu bedurfte es keiner weiten Reisen; ich hatte einen solchen in der Nähe, in meiner Vaterstadt Athen.

Krösus. Und der war?

Solon. Tellus. Sein Name ist dir vielleicht ganz fremd; aber er wollte auch nicht bekannt sein. Er lebte ohne allen äußern Glanz unter seinen Mitbürgern; aber einen glücklicheren Menschen

als ihn kannte ich nicht. Im Kreise einer sehr zahlreichen Familie, gut erzogener Kinder und braver Verwandten, geliebt und geschätzt von allen, die ihn kannten, führte er sein stilles, friedliches Leben hin, brachte es zu einem hohen Alter, und endigte es durch einen rühmlichen Tod, den er bei Verteidigung des Vaterlandes auf dem Schlachtfelde fand.

Krösus. Trafest du denn nicht auch außer deiner Vaterstadt einen Glücklichen an, den du diesem Tellus an die Seite setzen könntest?

Solon. Ja, zu Argos; da lernte ich eine Mutter kennen, die ich mit ihren Söhnen wohl für die glücklichsten Menschen erklären möchte. Sie war eine Priesterin der Juno. Einst rief sie ein Fest dieser Göttin zum Tempel; da waren die Stiere, die den heiligen Wagen ziehen sollten, nicht gleich zur Hand, und der Dienst litt keinen Aufschub. Im Augenblicke spannten sich ihre beiden Söhne, Kleobis und Biton, an denselben, und zogen die geliebte und ihnen so ehrwürdige Mutter zum Tempel. Gerührt von diesem Beweise kindlicher Liebe hob die betende Mutter ihre Hände über dem Altare auf und bat die Gottheit um Segen für ihre Kinder. Sie wurde erhört. Als sie nach vollendetem Opfer zurückkehrte, fand sie ihre beiden Söhne sanft eingeschlummert, so daß sie nicht mehr erwachten.

Krösus. Sonderbar! Du zählst also auch die Toten zu den Glücklichen? Aber unter den Lebenden, dächte ich, doch wohl auch Anspruch auf vorzügliche Glückseligkeit machen zu können?

Solon. Ich will dir diesen schmeichelhaften Wahn nicht nehmen; aber meiner Meinung nach ist's mit dem Glücke so eine eigene Sache, und man sollte wohl diesseits des Grabes niemanden glücklich preisen, er habe denn glücklich vollendet! K. F. Lossius.

22. Eine Erzählung aus dem Morgenlande.

In der Türkei trieb ein reicher und vornehmer Mann einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von sich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Steine. Alle, die es sahen, verdroß

es, aber niemand konnte erraten, warum der arme Mann den Stein aufhob und, ohne ein Wort zu sagen, in die Tasche steckte, und niemand dachte daran, daß er ihn von nun an so bei sich tragen würde. Aber das that er.

Nach Jahr und Tag verübte der reiche Mann einen Spitzbubenstreich und wurde deswegen nicht nur seines Vermögens verlustig, sondern er mußte auch, nach dortiger Sitte, zur Schau und Schande, rückwärts auf einen Esel gesetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht. Der Mann mit dem rätselhaften Steine in der Tasche stand unter den Zuschauern eben auch da und erkannte seinen Beleidiger. Jetzt fuhr er schnell mit der Hand in die Tasche; jetzt hob er ihn schon in die Höhe, um ihn wieder nach seinem Beleidiger zu werfen, — aber wie von einem guten Geiste gewarnt, ließ er ihn wieder fallen und ging mit einem bewegten Gesichte davon.

Daraus kann man lernen: erstens, man soll im Glück nicht übermütig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menschen sein; denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und wer dir als Freund *nicht* nützen kann, der kann vielleicht als Feind dir schaden; zweitens, man soll seinem Feinde keinen Stein in der Tasche und keine Rache im Herzen nachtragen; denn, als der arme Mann den seinen auf die Erde fallen ließ und davon ging, sprach er zu sich selber so: Rache an dem Feinde auszuüben, so lange er reich und glücklich war, das wäre thöricht und gefährlich; jetzt, wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich und schändlich.

Hebel.

23. Der kluge Richter.

Ein reicher Mann im Morgenlande hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenähet war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein! So nimm dein Eigentum zurück!" So

sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte; denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwind nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund, sprach er hierauf, es waren eigentlich 800 Thaler in dem Tuche eingenähet, — ich finde aber nur noch 700 Thaler. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und Eure hundert Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch.“ Das war nicht schön. Aber wir sind noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Thaler, als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe.

Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß 800 Thaler seien eingenäht gewesen, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: Er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der eine von euch 800 Thaler verloren, der andere aber nur ein Päcklein von 700 Thalern gefunden hat, so kann auch das Geld des letztern nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Thaler findet.“ So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Hebel.

24. Einer oder der andere.

Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Mann herablassen, wie König Heinrich der Vierte in Frankreich, sei es auch nur zu einem gutmütigen Spafs.

Zu König Heinrich des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gesellt sich zu ihm ein anderer gar stattlicher Reiter, welches der König war, und sein kleines Gefolg blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes, guter Freund?“ — „Da und daher.“ — „Ihr habt wohl Geschäfte zu Paris?“ — „Das und das, auch möchte ich gern unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt.“ — Da lächelte der König und sagte: „Dazu kann Euch heute Gelegenheit werden.“ — „Aber wenn ich nur wüfste, welcher es ist unter den vielen, wenn ich ihn sehe.“ — Der König sagte; „Dafür ist Rat. Ihr dürft nur acht geben, welcher den Hut allein auf dem Kopf behält, wenn die andern ehrerbietig ihr Haupt entblöfsen.“ — Also ritten sie mit einander in Paris ein, und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen. Was die liebe Einfalt Ungeschicktes thun kann, sei es gute Meinung oder Zufall, das thut sie. Aber ein gerader unverkünstelter Bauersmann, was er thut und sagt, das thut und sagt er mit ganzer Seele und sieht nicht um sich, was geschieht, wenn's ihn nichts angeht. Also gab auch der unsrige dem König auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topf habe, gesprächige Antwort und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten und alle Strafsen mit Leuten sich füllten, und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblöfst hatte, ging ihm ein Licht auf. „Herr! sagte er und schaute seinen unbekannten Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, entweder seid Ihr der König, oder ich bin's! Denn wir zwei haben noch allein die Hüte auf dem

Kopf.“ Da lächelte der König und sagte: „Ich bin’s. Wenn Ihr Euer Röſslein eingestellt und Eure Geschäfte besorgt habt, sagte er, so kommt zu mir in mein Schloſs. Ich will Euch alsdann mit einem Mittagssüpplein aufwarten und Euch auch meinen Ludwig zeigen.“

Von dieser Geschichte rührt das Sprichwort her, wenn jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopf behält, daſs man ihn fragt: „Seid Ihr der König oder der Bauer?“ Hebel.

25. Kannitverſtan.

Der Menſch hat wohl täglich Gelegenheit, Betrachtungen über den Unbeſtand aller irdiſchen Dinge anzuſtellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit ſeinem Schickſal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem ſeltſamſten Umweg kam ein deutſcher Handwerksburſche in Amſterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und ihrer Erkenntnis. Denn als er in dieſe große und reiche Handelsſtadt voll prächtiger Häuſer, wogender Schiffe und geſchäftiger Menſchen gekommen war, fiel ihm ſogleich ein großes und ſchönes Haus in die Augen, wie er auf ſeiner ganzen Wanderſchaft von Tuttlingen bis nach Amſterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieſes koſtbare Gebäude, die Kamine auf dem Dach, die ſchönen Geſimſe und die hohen Fenſter, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er ſich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund, redete er ihn an, könnt Ihr mir nicht ſagen, wie der Herr heißt, dem dieſes wunderſchöne Haus gehört mit den Fenſtern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkojen?“ — Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade ſo viel von der deutſchen Sprache verſtand, als der Fragende von der holländiſchen, nämlich nichts, ſagte kurz und ſchnauzig: „Kannitverſtan!“ und ſchnurrte vorüber. Dies war nun ein holländiſches Wort oder drei, wenn man’s recht betrachtet, und heißt auf deutſch ſo viel als: Ich kann Euch nicht verſtehen. Aber der

gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und ging weiter. Gaß aus, Gaß ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „Kannitverstan," war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder! wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei, unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zug, der eben in

der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein, sagte er, dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. Armer Kannitverstan, rief er aus, was hast du nun von all deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch, und von all deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

Hebel.

26. Kindesdank.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeschäft an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern daß er als Taglöhner täglich um fünfzehn Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit fünfzehn Kreuzern auszureichen und noch so frohen Mutes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiderte ihm: „Es

wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Dritteil davon genügen; mit dem zweiten Dritteil zahle ich meine Schulden ab, und das übrige Dritteil lege ich auf Zinsen an." Das war dem guten Fürsten ein neues Rätsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich teile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in der Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden." War das nicht artig gesagt und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Hebel.

27. Schönes Beispiel kindlicher Liebe.

Ein berühmter preußischer General war in seiner Jugend Edelknabe (Page) an dem Hofe Friedrichs des Großen. Er hatte keinen Vater mehr, und seine Mutter nährte sich in ihrem Witwenstande kümmerlich. Als guter Sohn wünschte er, sie unterstützen zu können; aber von seinem Gehalte ließ sich nichts entbehren. Doch fand er endlich ein Mittel, etwas für sie zu erwerben. Jede Nacht mußte einer von den Edelknaben in dem Zimmer vor dem Schlafgemach des Königs wachen, um diesem aufzuwarten, wenn er etwas verlangte. Manchen war dieses zu beschwerlich, und sie übertrugen daher, wenn die Reihe sie traf, ihre Wachen gern an andere. Der arme Page fing an, diese Wachen für andere zu übernehmen; sie wurden ihm vergütet, und das Geld, welches er dafür erhielt, schickte er dann seiner Mutter.

Einst konnte der König des Nachts nicht schlafen, deshalb wollte er sich etwas vorlesen lassen. Er klingelte, er rief; allein es kam niemand. Endlich stand er selbst auf und ging in das Nebenzimmer, um zu sehen, ob kein Page da wäre. Hier fand er den guten Jüngling, der die Wache übernommen hatte, am Tische

sitzen. Vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen; allein er war über dem Schreiben eingeschlafen.

Der König schlich herbei und las den Anfang des Briefes, welcher so lautete: „Meine beste, geliebteste Mutter! Jetzt ist es nun schon die dritte Nacht, da ich für Geld Wache habe. Beinahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indes freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Thaler für Sie verdient habe, welche ich Ihnen hierbei schicke.“ Gerührt über das gute Herz dieses Jünglings läßt ihn der König schlafen, geht in sein Zimmer, holt zwei Rollen mit Dukaten, steckt ihm in jede Tasche eine und legt sich wieder zu Bett.

Als der Edelknabe erwachte und das Geld in seinen Taschen fand, konnte er wohl denken, wo es hergekommen sei. Er freute sich zwar darüber, weil er nun seine Mutter noch besser unterstützen konnte, doch erschrak er auch zugleich, weil der König ihn schlafend gefunden hatte. Am Morgen, sobald er zum König kam, bat er demütig um Vergebung wegen seines Dienstfehlers und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der gute König lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn sogleich zum Offizier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, um sich alles anzuschaffen, was er zu seiner neuen Stelle brauchte.

Der treffliche Sohn stieg hernach immer höher, und diente den preußischen Königen als ein tapferer General bis in sein hohes Alter.

Pustkuchen-Glanzow.

28. Der echte Sohn.

In dem glücklichen Arabien lebte ein reicher Mann, Almoraddin genannt. Seine Äcker waren wohl angebaut und trugen hundertfältige Frucht; sein Haus war mit allem wohl versehen und recht in der Mitte seiner Besitzungen gelegen. Wenn er nun auf seinem Söller saß und nach Osten und Westen, nach Norden und Süden die grünenden Äcker sah, und die langen Strecken, die wie goldene Wellen, schwer mit Frucht belastet, wogten, dacht' er bei sich: Welch ein Jammer wär' es doch, dieses schöne Land zu zerteilen! Es ist eben nur für Einen eingerichtet, und ich habe zwei

Söhne, die so verschiedener Gemütsart sind, daß sie sich weder in Einem Hause vertragen, noch als Nachbarn.

Mit diesem Gedanken wurde er krank, machte sein Testament und starb. In diesem Testamente hieß es, seine Güter sollten auf keine Weise geteilt, sondern dem seiner Söhne zugesprochen werden, der sich am meisten als dessen echten Sprößling beweisen würde. Die Entscheidung solle dem Kadi, das heißt dem Richter, überlassen werden, und gegen seinen Ausspruch sollte keine Einwendung stattfinden.

Da nun die Brüder das Testament gelesen hatten, gingen sie hin zum Kadi, und der ältere trug das Bildnis des Verstorbenen, stellte es vor dem Richter auf und sagte: Dies ist das Ebenbild Almoraddins, unsres Vaters. Entscheide, welcher von uns ihm am ähnlichsten ist.

Da war nun kein Unterschied. Beide Söhne glichen ihrem Vater, und wenn auch an dem einen dieser oder jener Zug ähnlicher schien, so war ihm dagegen der andere in anderen Zügen ähnlicher.

Wie nun nach dem Bilde nichts entschieden werden konnte, fragte der Kadi: Welche Kunst hat euer Vater am besten geübt? Und beide antworteten, wie aus Einem Munde, die Kunst des Bogenschützen. Die Spitze seines Pfeils, setzte der ältere hinzu, traf in finstrer Nacht ein schwarzes Mal auf der Wange des Negers. — Er durchbohrte, sagte der jüngere, den Stern, der durch die Sonne ging, in der Mitte ihres Glanzes. — Wohlan denn, sagte der Kadi, so mag dieses entscheiden; und ließ das Bildnis des reichen Almoraddin in eine weite Ferne stellen, und befahl den Söhnen nach den Sternen seiner Augen zu zielen.

Nun waren beide als die besten Bogenschützen in ganz Arabien bekannt. Der ältere legte den Pfeil auf die Sehne, zielte und traf in den Stern. Auch der jüngere ergriff den Bogen und zog den Pfeil aus dem Köcher; aber da er ihn auf den Bogen legen wollte, bedachte er sich, warf sich vor dem Kadi nieder und sagte: Verzeih, Herr, wenn ich dein Gebot nicht erfülle. Aber ich denke an die Güte meines Vaters, und wie oft ich an seinen

Augen gehangen, und wie freundlich mir diese Augen zugewinkt haben. Kann ich nur so, wie du geboten hast, zu seinem Erbe kommen, so will ich lieber für immer Verzicht darauf thun.

Jetzt glaubte der ältere Bruder des Sieges gewiß zu sein. Aber der Kadi hob mit der Hand den jüngern von der Erde auf, berührte ihm die Stirn und sagte: Du hast dich als Almoraddins echten Sohn bewährt. Denn der ist ein wahrer und echter Sohn, der das Andenken seines Vaters in Ehren hält, und mehr ihn als seine Schätze liebt. Darum geh hin und nimm, was dir gebührt.

Jacobs.

29. Vaterlandsliebe.

In dem schweren Kriege, welchen Oestreich 1792 und die folgenden Jahre hindurch gegen Frankreich führte, wurden dem Kaiser Franz dem Zweiten viele freiwillige Geschenke von seinen treuen Unterthanen zugestellt, damit er sie zur Verteidigung des Vaterlandes verwende. Aber besonders anziehend ist folgendes Beispiel davon.

Im Jahre 1793 kam ein schlichter Bauer auf die Hofburg und verlangte den Kaiser zu sprechen. Es war eine schöne Eigenschaft dieses edlen Fürsten, daß er auch die geringsten seiner Unterthanen freundlich vor sich ließ. Der Bauer wurde also vorgeführt. „Ich bringe etwas“, sagte er und legte einen Beutel mit tausend Gulden auf den Tisch.

Der Kaiser staunte über das ansehnliche Geschenk, das von einem so unansehnlichen Manne auf solche einfache Weise gegeben wurde.

„Wie heißt du, und wo bist du her?“ fragte er gütig. „Das soll niemand wissen,“ antwortete der Bauer kurz, und damit ging er fort.

Den Kaiser vergnügte diese Einfalt und Anspruchlosigkeit. Er schickte eilig Leute nach, die den Bauer nochmals um Namen und Wohnort fragen sollten.

Aber der Bauer antwortete lachend: „Meinet ihr, daß ich es euch sagen werde, da ich es dem Kaiser nicht gesagt habe?“

Pustkuchen-Glanzow.

30. Die Schildwache und der König.

Bei einer Musterung um Stargard in Pommern ging Friedrich der Einzige eines Abends in das Lager der dort bivouakirenden Truppen. Gleich beim Eintritt in dasselbe fiel ihm ein sehr junger Soldat auf, der Schildwache stand. Er näherte sich ihm und fragte: „Wie lange hast du gedient?"

Soldat. Dreizehn Jahre.

König. Wie alt bist du denn?

Soldat. Neunzehn Jahre.

König. Und du willst schon dreizehn Jahre gedient haben? Wie ist das möglich?

Soldat. Ja, fünf Jahre hab' ich als Gänsejunge, hernach sechs Jahre als Ochsenjunge gedient, und dann bin ich vor zwei Jahren unter das Volk gekommen.

Der König lächelte über diese unbefangene Einfalt des Burschen, und da aus dessen Tasche das Mundstück einer Tabakpfeife heraussah, so fragte er ihn: „Warum rauchst du nicht?"

Soldat. Ich rauche wohl, aber unser Herr Hauptmann hat's verboten.

König. Wenn du Lust hast, so stopfe dir immer eine Pfeife.

Soldat. Das darf ich nicht.

König. Thu's nur auf meine Verantwortung!

Soldat. Es geht nicht.

König. Weißt du nicht, wer ich bin?

Soldat. I, wie sollt' ich das nicht wissen? Er ist der König!

König. Nun, ich erlaub' es dir.

Soldat. Das ist schon gut; aber der Herr Hauptmann will's doch nicht haben.

Den König belustigte diese Unterredung, und er bestand darauf, daß der Bursche seine Pfeife aus der Tasche nehmen, sie stopfen, sich Feuer anschlagen und rauchen mußte. „Nicht wahr, im freien schmeckt ein Pfeifchen am besten?" sagte der König, und setzte nun seinen Weg weiter fort bis zur Lagerwache. Der dort stehende Soldat rief: „Heraus!" Die Wache trat ins Gewehr,

und der König näherte sich dem wachhabenden Officier mit den Worten: „Dort oben am Eingange des Lagers hab' ich eine Schildwache mit der brennenden Pfeife im Munde gesehen; man lasse den Burschen sogleich ablösen und herbringen!"

Es geschah. Der Arrestant wurde vorgeführt, und der Offizier fuhr ihn mit barschem Tone an: „Wie hat Er sich unterstehen können, auf einem Posten zu rauchen? Ihn soll ja — —!" Bei diesen Worten nahte sich der Bursche dem Könige, klopfte ihm treuherzig auf die Schulter und sagte: „Na, sieht Er wohl, hab' ich nicht Recht gehabt? Nun kriegen wir alle beide Hiebe."

Der erzählende Hausfreund.

31. Die Burgen.

In den Waldgebirgen, welche sich durch Mitteldeutschland ziehen, haben sonst auf manchen Bergkegeln hohe und starke Burgen gestanden, welche kühn und stolz in die Ebene hinausschauten. Manche solche Burg sehen wir noch jetzt mit ihren Fenstern und Dächern im Sonnenschein blinken, aber die meisten stehen trüb und traurig als Ruinen da; ihre Säle sind verödet, die Thore mit Schutt und Gesträuch versperrt, die Fenster offen, die hohen Türme verfallen. Viele Burgen sind auch ganz von der Erde verschwunden und Tannen erheben sich auf ihren Grundmauern. Dort wohnten einst mächtige Ritter; Sang und Klang tönte in den hohen Sälen, in den Ställen scharrten die Rosse, Thore und Zugbrücken öffneten und schlossen sich. Wenn der Wärter auf dem Hauptturme ins Horn stößt, so hört man in der Burg den Ruf: „Feinde kommen!" Bald schmettert die Trompete, die Knappen reißen die Pferde aus dem Stalle, im Burghofe entsteht ein Getümmel, die Ritter erscheinen in Eisen gehüllt vom Kopf bis zu Fuß, mit schweren Sporen und mächtigem Schwerte. Auf den Ruf des Burgherrn schwingen sich Ritter und Knappen in den Sattel; die Zugbrücke sinkt, die Schar zieht den Schloßberg hinab, Schild und Speer blitzen im Sonnenschein, Helmbusch und Fahne flattern in der Luft. Die Mannschaft steht dem Feinde gegenüber; die Schwerter hauen, Speere zersplittern, Schilde

springen. Das Blut fließt, die Rosse bäumen sich, und mancher Reiter sinkt in den Sand. Aber wenn der Burgherr als Sieger abends heimkehrt, dann ist Jubel im Schlosse. Man wiederholt die Erlebnisse des Tages, die Heldenthaten des Kampfes, und indem der hohe Becher mit Wein gefüllt in der Runde herumgeht, werden alle Mühen und Gefahren schnell in Vergessenheit begraben.

32. Feinden Gutes thun.

Herzog Leopold, der bei Morgarten gekämpft hat, belagerte die Stadt Solothurn. Er hatte an der obern Seite derselben eine Brücke über die Aar geschlagen, die von Wolkengüssen so sehr anlief und so ungestüm wütete, daß die Brücke in großer Gefahr stand, weggerissen zu werden. Er befahl seinen Truppen, schwere Steine auf die Brücke zu legen, daß sie desto mehr widerstehen möchte. In dieser Arbeit wuchs der Strom beständig, und zog Brücke, Truppen und Steine ins Wasser. Die von Solothurn hatten es wohl bemerkt, und sahen die Notleidenden auf den Trümmern der Brücke gegen die Stadt zu fließen, und sich, so gut sie konnten, an den Pfählen, die sie ergriffen, fest halten. Die Ihrigen konnten ihnen nicht zu Hilfe kommen, und die Leute von Solothurn hätten ihren Untergang befördern, oder ihm wenigstens zusehen können; aber sie fühlten die Gewalt des menschlichen Mitleidens, gingen mit ihren besten Schiffen ins Wasser und brachten sie an das Gestade; alsdann schickten sie alle, die sie gerettet hatten, dem Herzoge wieder in sein Lager; er empfand die Schönheit ihrer Handlung und hob die Belagerung auf. Bodmer.

33. Moses Mendelssohn.

Moses Mendelssohn war Handlungsdiener bei einem Kaufmann, welcher das Pulver nicht soll erfunden haben. Moses war ein sehr frommer und weiser Mann. Deshalb wurde er von den gelehrten Männern seiner Zeit hochgeachtet und geliebt. Dieser Moses Mendelssohn gab unter andern von der Zufriedenheit mit seinem Schicksale folgenden Beweis. Eines Tages kam ein Freund

zu ihm, als er eben an einer schweren Rechnung schwitzte. „Es ist doch schade, guter Moses, — sagte dieser — daß ein so verständiger Kopf, wie Ihr seid, einem Manne ums Brot dienen muß, der Euch das Wasser nicht reicht. Seid Ihr nicht am kleinen Finger gescheider, als der am ganzen Körper?“ Einem andern wäre bei dieser Rede der Hochmut in den Kopf gefahren. Er hätte Federn und Tintenfaß stehen lassen und seinem Herrn auf der Stelle aufgekündigt. Aber der verständige Mendelssohn steckte die Feder hinter das Ohr, sah seinen Freund ruhig an und sagte: „Es ist sehr gut so, wie es ist. Die Vorsehung hat es weise eingerichtet; denn so kann mein Herr von meinen Diensten Nutzen ziehen, und ich habe zu leben. Wäre ich der Herr und er mein Schreiber, ihn könnte ich nicht brauchen.“ Nach Hebel.

34. Columbus.

Wer kennt Christoph Columbus nicht? Dieser große Mann war um das Jahr 1470 aus seiner Vaterstadt Genua nach Portugal gekommen und hatte hier die Tochter eines Schiffshauptmannes, Bartholomäus Perestrello, geheiratet, der viele Seereisen gemacht hatte und von diesen Reisen sehr sorgfältige Tagebücher, Zeichnungen und Karten besaß. Mit diesen Papieren machte sich Columbus, der gleichfalls schon früher für einen tüchtigen Seefahrer galt, bekannt. Da entstand bei ihm der Gedanke: Wie, ist nicht die Erde eine Kugel, und muß sie sich nicht von Osten nach Westen umfahren lassen? Lehren nicht Reisende, daß Indien unermeßlich groß sei, und vermuteten nicht sogar die Alten schon, daß es nicht weit von den Säulen des Herkules liege? Gewiß, wenn man nur immer nach Westen hinführe, man würde bald Land entdecken. — Begeistert von diesem Gedanken wandte er sich nach Genua, dann nach England mit der Bitte, ihm Schiffe zu einer Entdeckungsreise zu geben. Aber man wollte von seinem Plane nichts wissen. Endlich nach achtzehnjährigem Harren bewilligte ihm die Königin Isabella von Spanien drei Schiffe, mit denen er am 3. August 1492 seine Reise antrat. Bald war alles Land den Augen der Schiffenden entschwunden. Entsetzlicher Zustand für Menschen, die sich zum

ersten Mal von der ganzen lebendigen Welt abgeschnitten auf einem Gezimmer von Balken und Brettern den wilden Wogen preis gegeben sahen! Doch Columbus flößte ihnen durch seine eigene Ruhe Bewunderung und Vertrauen ein. Aber die Angst der verzagenden Seelen floß doch immer wieder über. Hin und wieder stellte sich Anlaß zur Hoffnung ein. Man sah unbekannte Vögel, aber man wußte nicht, daß die Seevögel viele hundert Seemeilen weit fliegen können. Einmal war die See mit grünem Meergrase so dicht bedeckt, daß die Schiffe fast im Laufe aufgehalten wurden. Aber Gras und Vögel verschwanden nach einigen Tagen wieder, und die armen, verlassenen Menschen sahen sich von neuem auf dem weiten, öden Ocean allein. Jetzt drohte die Furcht der Verzagten ihrem Führer und seinem Unternehmen die höchste Gefahr. Sie wollten Columbus zwingen zurückzukehren, und einige faßten sogar den verruchten Gedanken, ihn, wenn er sich weigere, über Bord zu werfen. Da endlich erscholl es am 12. October: Land! Land! Man stürzte einander in die Arme, einer schluchzte an des andern Brust. Der neue Erdteil war aufgefunden! Nach Becker.

35. Lucas Kranach.

Lucas Kranach war nicht nur der größte Maler seiner Zeit, sondern auch ein Mann von edlem Herzen und großem Verstand. Schon in seiner Jugend wendete er seine Zeit vortrefflich an, und daher kam es, daß er weit früher ein nützlicher Mensch ward als andere. Im neunzehnten Jahre seines Lebens lernte ihn der Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, als einen geschickten Jüngling kennen und nahm ihn auf seiner Reise ins gelobte Land mit sich. Nach der Rückkunft ins Vaterland berief er ihn an seinen Hof nach Wittenberg und machte ihn daselbst zum Bürgermeister. Ein einziger Zug seiner schönen Seele ist hinreichend, seinen Charakter zu schildern. Als sein Herr, der unglückliche Kurfürst Johann Friedrich, in dem schmalkaldischen Kriege bei Mühlberg in Sachsen in die Gefangenschaft Kaiser Karls V. geraten war, ließ der Kaiser, der sich jetzt erinnerte, daß Kranach ihn als Knaben gemalt hatte, diesen edlen Maler ins Lager kommen. „Wie alt war ich

damals, als du mich maltest?" — fragte der Kaiser. — „Eure Majestät, — antwortete Kranach — hatten acht Jahre. Es gelang mir nicht eher, Eure Majestät zum Stillsitzen zu bringen, als bis Dero Hofmeister verschiedene Waffen an die Wand hängen ließ. Unterdessen, daß Dieselben diese kriegerischen Instrumente mit unverwandten Augen betrachteten, hatte ich Zeit, Ihr Bild zu entwerfen." — „Bitte dir eine Gnade von mir aus, Maler!" — sagte der Kaiser. Demütig fiel ihm Kranach zu Füßen und bat mit Thränen in den Augen, nicht etwa um eine Summe Geldes, oder um einen Titel, sondern um die Freiheit seines Kurfürsten. Der Monarch geriet in die größte Verlegenheit; sein Herz war durch diesen gerechten Wunsch eines frommen Unterthanen sehr getroffen, und doch glaubte er, den rechtschaffenen Kranach fürs erste abweisen zu müssen. „Du bist ein braver Mann — sagte er zu ihm; aber lieber hätte ich dich, wenn du um etwas anderes gebeten hättest." Als nach einiger Zeit der Kurfürst seine Freiheit erlangte, ließ der dankbare Herr diesen seinen getreuen Diener nie von der Seite; er mußte beständig bei ihm wohnen und selbst bei ehrenvollen Gelegenheiten neben ihm im Wagen sitzen.

Aus den Lebensbildern.

36. Oberlin.

Eine Bäuerin bot in Straßburg Eier in einem Korbe zum Verkauf aus. Zwei mutwillige Knaben rannten an den Korb, stießen denselben um und machten sich mit Lachen davon. Der kleine Oberlin, später Pfarrer im Steinthal, sah diesen Streich der losen Knaben mit an. Ungesäumt lief er nach Hause, holte seine wohlgefüllte Sparbüchse, kehrte alsbald zurück und schüttelte all sein Geld in die Schürze der Bäuerin. Auf das schnellste entfernte er sich wieder, und die Bäuerin konnte ihm nicht einmal danken.

Ein andermal ging Oberlin bei einer Trödlerin vorüber. Ein armes Weib handelte um ein altes Kleidungsstück; es fehlten ihr nur noch zwei Groschen zum geforderten Preise. Sie mußte vom Ankaufe des benötigten Kleides abstehen und ging betrübt davon. Fritz Oberlin bemerkte den Handel; er wartete nur auf

den Augenblick des Weggehens der Armen; alsdann ging er schnell zur Trödlerin, drückte derselben die zwei Groschen in die Hand und sagte leise zu ihr: „Rufet jetzt schnell die arme Frau zurück und laßt ihr den Rock.“ Er aber ging eilend davon.

Sterns Lesebuch.

37. Walther von Thurn.

Der tapfere französische Ritter Walther von Thurn ritt in einer öden syrischen Wüste. Da hörte er von ferne ein langes, klägliches Gestöhne. Gewiß, dachte er, haben verruchte arabische Räuber einen Wanderer angefallen. Er sprengt hin auf seinem Streitrosse; aber als dieses vor der finstern, engen Kluft stand, stutzte und zitterte es, bäumte sich und schäumte ins Gebiß. Die funkelnden Augen eines großen männlichen Löwen blitzten ihm entgegen. Dieser lag im Kampfe mit einer ungeheuren Schlange, welche sich schon um den Leib des Löwen gewunden hatte. Ohne sich zu besinnen, schwang Walther sein mächtiges, scharfes Schwert, und mit einem tüchtigen, glücklichen Streiche spaltete er der Schlange den Leib. Als der Löwe sich von der furchtbaren, wütenden Feindin erlöst sah, erhub er sich, brüllte laut, schüttelte die Mähne, streckte den Leib und nahte sich dann seinem Retter. Sanft schmeichelnd kroch er zu dem jungen, unerschrockenen Helden und leckte ihm Schild und Hand. Von nun an verließ er ihn nicht mehr, sondern folgte ihm, wie ein Hund, auf dem Marsche über Flüsse und in den Streit.

Mehrere Jahre lang war der Ritter im heiligen Lande gewesen und hatte viele tapfere Thaten verrichtet und einen berühmten, geachteten Namen sich erworben. Endlich empfand er Sehnsucht nach dem lieben, teuern Vaterlande, wollte dahin zurückkehren und den guten, treuen Löwen mitnehmen. Aber kein Schiffer wollte das Tier in sein Schiff aufnehmen, obgleich Walther doppelten, ja vierfachen Lohn bot. Endlich ließ der Ritter ihn zurück und fuhr allein ab. Da erhub der Löwe ein langes, klagendes Gebrüll, lief ängstlich am Strande auf und ab, stand dann am Ufer stille, schaute dem Schiffe nach und stürzte sich endlich ins Meer.

Man sah ihn vom Schiffe aus und beschloß, das edle Tier aufzunehmen. Schon war er dem Schiffe nahe, da verließ ihn die Kraft, er blickte noch einmal mit treuen hellen Augen nach dem Ritter und versank.

Sterns Lesebuch.

38. Der Herr ist König.

Der Landgraf Philipp von Hessen ritt einst über Feld, saß stattlich zu Pferd mit Schwert und Panzer, und hinter ihm ritten seine Begleiter. Da zog ein Gewitter am Himmel auf, und als die Reiter an einen Wald kamen, da schlug der Blitz vor dem Landgrafen krachend in eine Eiche und zerschmetterte sie. Das Roß des Landgrafen sank erschrocken in die Kniee, und der Landgraf fiel zu Boden. Da sprengten die Diener heran und riefen: „Ach! Ihr seid doch nicht beschädigt, gnädiger Herr?" — Aber der fromme Landgraf stand auf, deutete mit der Hand gen Himmel und sprach: „Was nennt Ihr mich Herr? Der da oben donnert, der ist der Herr, und er ging im Wetter gnädig vorüber an mir."

Thüringischer Kinderfreund.

39. Joseph II.

»Ach, lieber Herr, um Gottes Willen schenken Sie mir einen Gulden!« bat voll Angst ein zehnjähriger Knabe den guten Kaiser Joseph II., den er nicht kannte und der ihm eben jetzt begegnete. »Einen Gulden?« fragte Joseph etwas verwundert. »Noch nie habe ich gebettelt, stammelte der Knabe, und die heissen Thränen stürzten ihm aus den ehrlichen Augen, aber meine arme Mutter ist sterbenskrank, und ich wollte einen Arzt suchen.« — Joseph erkundigte sich hierauf nach dem Namen und der Wohnung, reichte den Gulden dar, und der Knabe flog wie ein Pfeil davon. Der Kaiser aber eilte unterdessen sogleich nach dem bezeichneten Hause, stieg eine dunkle schmale Treppe hinauf und erblickte nun auf elendem Lager eine jammernde Kranke, die sich kaum noch aufrichten konnte, um ihn zu fragen, ob er etwa der Arzt sei. — »Der bin ich!« antwortete Joseph, liess sich nun die Krankheit und die ganze

Geschichte der Witwe, die Sonneberg hiefs, erzählen und tröstete sie dann mit guter Hoffnung zu Gott, der ja öfters Hilfe sende, wo man es am wenigsten erwarte, die Seinen nicht verlasse und auch für sie, die arme kranke Witwe, väterlich sorge. Dann rifs er ein Blatt aus des Knaben Schreibebuch, weil kein anderes Papier vorhanden war, schrieb, wie er sagte, ein Rezept und entfernte sich dann mit den Worten: »Für jetzt leben Sie wohl! Ich hoffe, das, was ich Ihnen verschrieben habe, wird gute Dienste thun!« Wenige Minuten nachher kam der Sohn mit freudiger Hast zurück und rief schon an der Thüre: »Ich bringe einen Arzt! Ich bringe einen Arzt!« Sogleich trat auch der Arzt herein. Die Kranke wufste es sich nicht zu erklären, wie nun mit einem Male zwei Ärzte sie in ihrem elenden Kämmerlein besuchten, bis ihr Sohn den ganzen Hergang erzählte und man nun vermutete, dafs der unbekannte Mann, welchen der Knabe um eine Unterstützung angefleht hatte, zufälliger Weise ebenfalls ein Arzt gewesen sei. Der zweite Arzt war nun aber doch neugierig, zu erfahren, wer der andere gewesen sei, und was er verschrieben habe. Er liefs sich daher das Blättchen zeigen und rief in höchster Ueberraschung: »Solche Rezepte können wir übrigen Ärzte Wiens nicht schreiben. Dieser Arzt ist der Kaiser selbst gewesen! Fünfzig Dukaten hat er hier vorläufig aus seiner Kasse verschrieben!« — Wer schildert das Erstaunen, die Rührung, die Freude, den Dank der Witwe und des Sohnes! — In kurzem stellte der Arzt sie wieder her; der menschenfreundliche, wohlthätige Joseph aber verordnete einen jährlichen Gnadengehalt von hundert und fünfzig Gulden und liefs den gutgesinnten, hoffnungsvollen Knaben zum wackern Mann erziehen.

Niemeyer.

40. Kleanthes.

Kleanthes, ein junger Athener, hatte von Jugend auf einen langsamen Kopf gehabt, und dabei war er blutarm. Dennoch hatte er eine unersättliche Begierde nach Kenntnissen, die Erwerbung derselben mochte ihm auch noch so sauer werden. Damals lebte

zu Athen ein weiser Mann, Namens Zeno, der sich ein Geschäft daraus machte, junge Leute zur Weisheit und zur Tugend anzuleiten. Gar zu gerne hätte nun Kleanthes dieses Zeno Unterricht genossen; aber wovon sollte er leben, wenn er sich nicht durch Arbeit seinen Unterhalt erwarb? Und wenn er wie ein Taglöhner arbeiten mußte, wie konnt' er denn in Zenos Schule gehen? Kleanthes wußte sich zu helfen. Bei Tage hörte er den Zeno, und des Nachts trug er für einen Gärtner Wasser, oder mahlte für eine Frau Getreide auf einer Handmühle. Dadurch erwarb er sich in jeder Nacht soviel, als er am folgenden Tage zu seinem Unterhalte brauchte; und dabei war er gesund und stark. Das nahm nun die Leute nicht wenig wunder. „Wovon, sagten sie, mag der junge Mensch sich nähren, da er gar nicht arbeitet?" Einer ging gar so weit, ihn bei den Richtern ordentlich zu verklagen, daß er so gut bei Leibe wäre, und man doch nicht sähe, daß er sich etwas erwerbe. Die Richter ließen ihn vor sich kommen. Da nun Kleanthes hörte, worauf es ankäme, holte er den Gärtner und die Frau, für die er bisher gearbeitet hatte, herbei, damit sie bezeugten, daß er sich seinen Unterhalt zur Nachtzeit erwerbe. Da wurden denn die Richter nicht wenig gerührt über die edle Lernbegierde des jungen Menschen und beschlossen einmütig, ihn durch ein Geschenk von tausend Thalern zu belohnen; aber sein Lehrer Zeno verbot ihm, dies Geschenk anzunehmen. Warum mocht' er das wohl thun?

Campe.

41. Die ungleichen Brüder.

In einer gewissen Stadt lebten einst zwei Brüder, die einander sehr ungleich waren. Der ältere brachte den ganzen Tag zu mit Spielen, wildem Herumschwärmen, kurz mit nichtswürdigem Zeitvertreibe. Er hörte nicht gerne zu, wenn etwas Gutes erzählt wurde; das Lesen kam ihm unangenehm und beschwerlich vor; seine Gedanken richtete er selten auf etwas Nützliches, und fast immer hatte er etwas Abgeschmacktes im Kopfe. Der jüngere Bruder las gern in Büchern, hörte aufmerksam zu, wenn ihm etwas erzählt wurde, dachte darüber nach und machte sich ein Vergnügen

daraus, das wieder zu erzählen, was er von seinen Lehrern oder aus Büchern gelernt hatte.

Es läßt sich leicht erraten, wie es mit beiden weiter werden mußte. Als der jüngere zwölf Jahre alt war, konnte er so vernünftig denken und sprechen, daß seine Eltern ihn oft mit sich in Gesellschaft nahmen, teils um ihm ein Vergnügen zu machen, teils damit er von andern verständigen und guten Leuten lernen möchte. Denn es gibt Dinge, die man aus Büchern nicht lernen kann, die man aber doch nicht eher versteht, als bis man viel in Büchern gelesen hat.

Mit seinem ältern Bruder hingegen, der nunmehr vierzehn Jahre alt war, ging es ganz anders. Wenn Erwachsene miteinander sprachen, so verstand er davon wenig oder gar nichts; noch viel weniger aber konnte er selbst vernünftig und anständig sprechen. Seine Eltern hätten ihn auch gern in die Gesellschaft erwachsener Leute gebracht; aber er wäre da nichts nütze gewesen, und man würde gesagt haben: Was soll dieser Knabe hier, mit dem man kein vernünftiges Wort sprechen kann? Er gehört ja noch unter die Kinder! — Also mußte er zu Hause bleiben.

Das kränkte ihn nun nicht wenig, und als ihm sein Vater bei einer Gelegenheit recht ernstliche und liebreiche Vorstellungen machte, faßte er den aufrichtigen Vorsatz, von nun an recht aufmerksam, fleißig und sittsam zu werden. Weil er aber an Unachtsamkeit, Müßiggang und wildes Herumschwärmen schon so sehr gewöhnt war, so wurde ihm sein löbliches Vorhaben im Anfange ziemlich schwer. Er that sich vielen Zwang an, und doch wollte es ihm nicht immer so gelingen, wie er es wünschte.

Sein guter Bruder, dem das sehr nahe ging, gab sich alle Mühe, ihm behilflich zu sein; er zeigte ihm, wie man es anfangen müsse, um mit Vorteil zu lernen und in der Arbeit sein Vergnügen zu finden; erklärte ihm dieses und jenes, und machte es ihm leicht, wo er wußte und konnte.

Ernstliche Bemühungen haben allezeit ihre gute Wirkung. Nachdem der ältere Bruder sich eine Zeitlang munter und unverdrossen bestrebt hatte, vollkommener zu werden, wurden ihm seine

Bemühungen immer leichter. Nichts konnte ihm mehr Freude machen, als wenn er etwas gethan hatte, worüber ihm seine Eltern und Lehrer ihre Zufriedenheit bezeigten, und etwas Neues zu lernen, war ihm viel zu angenehm, als daß er dabei hätte unaufmerksam sein können. Endlich konnte er selbst nicht begreifen, wie es ihm sonst möglich gewesen war, ein Vergnügen an Müßiggang und unnützem Zeitvertreibe zu finden.

Gleichwohl hatte sein früheres Leben ihm den Schaden gethan, daß er seinen jüngeren Bruder in manchen Dingen nicht völlig einholen konnte, denn dieser war allzuweit vor ihm voraus.

Es ist mit dem Lernen, wie mit dem Feldbau. Wenn man zu rechter Zeit säet, so kann man auch zu rechter Zeit ernten und reichlich ernten. Säet man aber zu spät, so hat man Mißwachs zu erwarten, oder man erntet doch weit später, und bekommt weniger oder geringere Früchte.

Campe.

42. Der Kaiser in der Schule.

Kaiser Karl der Große, welcher um das Jahr 800 nach Christus lebte, richtete für seine Kinder und für die seiner Hofleute eine besondere Schule ein, die er sehr oft besuchte. Um zu sehen, welche Fortschritte die Schüler gemacht, legte er ihnen dann entweder selbst Fragen vor, oder ließ sie durch den Lehrer prüfen. Als er einst nach längerer Abwesenheit die Schule wieder besuchte, bemerkte er, daß die Söhne der Vornehmen und Reichen weniger wußten, als die Söhne der Ärmern. Da gab er, als die Prüfung vorüber war, den armen, aber fleißigen Knaben seine Zufriedenheit zu erkennen, ermahnte sie, mit gleichem Eifer fortzufahren, und versprach, sie einst dafür zu belohnen. Dann aber wendete er sich mit zornigem Angesicht zu den faulen und unwissenden und sprach: „Ihr Söhne der Reichen, die ihr euch vornehm dünkt, und des Wissens nicht zu bedürfen meint, ich sage euch, euer Stand und eure glatten Gesichter gelten nichts bei mir. Ihr habt nichts von mir zu hoffen, wenn ihr nicht durch anhaltenden Fleiß das Versäumte nachholt."

Nach Eginhard.

43. Der brave Mann.

Die Etsch ist ein nicht besonders großer und tiefer Fluß, welcher in den hohen Bergen Tirols entspringt und dann durch die schöne Ebene des nördlichen Italiens dem Meere zueilt. Wenn aber die warmen Frühlingswinde den Schnee in den tiefen Thälern und auf den Bergabhängen von Tirol rasch wegschmelzen, dann wird der sonst ruhige Fluß ein wütender Strom, und das ganze weite Thal ist mit Wasser angefüllt, so daß die Gegend mehr einem See als einem Flußthale gleicht.

Am Ende eines Winters im vorigen Jahrhundert ereignete sich ein Eisgang der Etsch, welcher eine Ueberschwemmung von fast nie gesehener Höhe mit sich brachte. Besonders war die Stadt Verona bedrängt, innerhalb welcher eine alte steinerne Brücke über den Fluß führte. Bei der Schnelligkeit, womit das Wasser in der Nacht gewachsen war, hatte der auf der Brücke selbst in einem kleinen Häuschen wohnende Zöllner die ihm drohende Gefahr nicht eher als am Morgen bemerkt, wo die Brücke schon auf beiden Seiten von Wasser umströmt war. Bei gewöhnlicher Strömung des Wassers wäre es eine Kleinigkeit gewesen, dem armen Manne in einem Nachen zu Hilfe zu kommen und ihn nebst seiner Familie in Sicherheit zu bringen; aber bei dem furchtbaren Eisgange getraute sich kein Schiffer das Wagstück zu unternehmen, zumal da man hoffte, die Brücke werde der Gewalt des Wassers und des Eises widerstehen. Aber dem war nicht so. Die Eismassen drängten sich mit solcher Gewalt gegen die eine Seite der Brücke, daß einer der Pfeiler wie ein Strohhalm zertrümmert wurde, und daß mit fürchterlichem Krachen die Schwibbogen nachstürzten. Nun schien es auch um den mittleren Pfeiler, auf dem das Zollhäuschen stand, geschehen; denn das Wasser unterwühlte sein Fundament immer mehr, und die Eisschollen, welche die ganze andere Seite der Brücke belagerten, drohten jeden Augenblick das alte Gemäuer zu durchbrechen.

Man kann sich denken, in welcher Verzweiflung der Zöllner mit seiner Frau und seinen Kindern auf die gräßliche Todesgefahr herabsah, wie sie ihre Hände nach Hilfe ausstreckten, wie ihr

Jammergeschrei sogar das Brausen des Stromes und das Getöse des Wassers übertönte. Man kann sich aber auch vorstellen, daß das Mitleid mit den armen Mitbürgern alle Einwohner von Verona an das Ufer gezogen hatte, und wie selbst die beherztesten mit gesträubtem Haar auf dieses Unglück hinsahen, wo keine Rettung möglich schien. Mancher Schiffer wurde von Erbarmen erfaßt und wollte sein Leben für die verzweifelnde Familie wagen; aber wenn er wieder die furchtbaren Wogen betrachtete und an seine eigene Familie dachte, da entfiel ihm das Herz. Ein reicher Graf, der selbst das Ruder zu führen nicht verstand, aber doch den Jammer nicht ansehen konnte, rief endlich mit lauter Stimme: „Helft doch, ihr Leute! ich gebe dem, welcher die Unglücklichen rettet, 200 Goldstücke." Allein das Leben ist mehr wert als Gold. Niemand regte sich, um auf das Wort des Grafen das zu wagen, was er vorher nicht gewagt hatte. Indessen nahm die Furchtbarkeit des Gewässers zu, und das verzweifelnde Geschrei der armen, verlornen Menschen wurde immer herzzerreißender. Alle Zuschauer fühlten sich von Erbarmen durchdrungen, aber keiner half.

Da trat plötzlich ein Bauer durch das Gedränge hervor, ein Mann, der kein Schiffer von Profession und nur zufällig hiehergekommen war, aber ein Mann voll Mutes und Gottvertrauens, wie unter den Städtern sich keiner fand. Als dieser den Jammer der Verlassenen auf der Brückeninsel sah, und als er erkannte, daß hier nur Gott und ein mutiger Entschluß helfen könne, da besann er sich nicht länger, sondern forderte einen Kahn. Den gaben ihm die furchtsamen Schiffer gern und wünschten ihm Glück zu seinem Unternehmen; aber begleiten wollte ihn keiner. Unser braver Mann aber befahl sich Gott und ergriff das Ruder; und siehe, zum Erstaunen der zuschauenden Menge lenkte er das schwache Fahrzeug so kräftig und richtig, wie ein eigentlicher Schiffer es kaum gekonnt hätte. Denn Gott war mit ihm. Er kam glücklich durch die Schollen unter das Fenster des Häuschens, aus welchem ihm die Unglücklichen die Arme entgegenstreckten. Unglücklicherweise aber war der Nachen zu klein, um die ganze Familie auf einmal aufzunehmen, denn ein großes Fahrzeug hätte der einzelne Mann nicht regieren

können. Man mußte sie also teilen. Die kleinen Kinder wurden zuerst dem Rettungsnachen anvertraut, und es gelang dem edeln Bauer, sie unter dem Jubel des Volkes an das Ufer zu bringen. Er säumte sich aber daselbst nicht, verlangte auch nicht, daß ihn nun ein anderer ablöse, sondern wollte sein menschenfreundliches Werk ganz vollenden. So wagte er die zweite und selbst die dritte Fahrt, bis er den letzten Bewohner des Häuschens, den Zöllner selbst, in seinem Nachen hatte. Es war die höchste Zeit gewesen; denn ehe sie das Ufer erreicht hatten, stürzte die ganze Brücke mit allem, was darauf stand in die tobenden Fluten. Ein lauter Schrei durchlief die Reihen der Zuschauer, als sie jetzt vor Augen sahen, wie groß die Gefahr war, und wie der Bauer gleich einem Engel Gottes gerade in dem Augenblick der äußersten Not erschienen war. Wie drängte sich da alles dem braven Manne, der eben landete, entgegen! Wie begrüßte man ihn mit Jubel! Der Graf zuallererst eilte auf ihn zu, drückte ihm die Hand und wollte ihm sogleich die versprochenen Goldstücke einhändigen; aber der edle Bauer weigerte sich. „Gnädiger Herr, sprach er, nicht für Euer Geld habe ich mein Leben gewagt, denn es ist mir nicht feil; Gottes Gebot hat mich in die Wellen hineingetrieben, und Gottes Gnade hat mich das Werk vollbringen lassen. Auch bedarf ich Eures Geldes nicht. Meiner Hände Arbeit ernährt mich und meine Familie. Mehr begehre ich nicht. Habt Ihr aber das Geld zu einer Wohlthat bestimmt, so gebt es dem unglücklichen Zöllner, der jetzt nichts als das Leben davon gebracht hat. Lebt wohl!" Und damit schritt er durch die Reihen des staunenden Volkes, welches kaum glauben konnte, daß ein Mensch einer solchen Tugend fähig sei.

Curtman.

44. Meister Hämmerlein.

Vor fünfzig und etlichen Jahren starb in einem preußischen Dorfe der Gemeindeschmied Horn. Im gemeinen Leben hieß er nicht anders als Meister Hämmerlein.

Meister Hämmerlein? Ei, warum denn Meister Hämmerlein?

Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er ging und stand, sein Hämmerlein und ein paar Nägel in der Tasche zu führen und an allen Thoren, Thüren und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los und ledig fand. Vielleicht auch, weil er wegen seines Hämmerleins Dorfschmied geworden war.

Wie war denn das zugegangen?

Ganz natürlich, wie ihr sogleich hören sollt. Sein Vorfahr war gestorben. Vier wackere Bursche hatten sich um den Dienst gemeldet und dem und jenem allerlei versprochen.

Meister Hämmerlein hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen, er hämmerte bloß ein wenig an einer Gartenthür und erhielt dafür den Dienst.

Und bloß für ein bißchen Hämmern?

Bloß für ein bißchen Hämmern! An einer Gartenthüre, nahe am Dorfe, hing schon wochenlang ein Brett ab. Meister Hämmerlein kam mit seinem Felleisen des Weges her. Flugs langte er einen Nagel und sein Hämmerlein aus der Tasche und nagelte das Brett fest. Das sah der hinter ihm herkommende Dorfschulze. Ihm schien es sonderbar, daß der landfremde Mensch das Brett nicht ledig sehen konnte, das doch selbst der Eigentümer des Gartens wohl zwanzigmal so gesehen hatte, ohne es fest zu machen. Er wollte ihn anreden, aber der Bursche war fort, ehe er ihm nahe genug kam.

Ein paar Stunden darauf kam der Schulze in die Dorfschenke. Sogleich fiel ihm der junge Mensch ins Gesicht. Er saß ganz allein an einem Tischchen und verzehrte sein Abendbrot. „Ei, willkommen! rief der Schulze, treffen wir uns hier, guter Freund?" Der junge Mensch stutzte, sah ihm scharf ins Gesicht und wußte nicht, woher die Bekanntschaft kam. „Seid Ihr nicht der junge Wanderer, fragte der Schulze, der diesen Abend da draußen am Wege das Brett einer Gartenthür festgemacht hat?" — „Ja, der bin ich." — „Nun gut, so kommt, Nachbar Hans, sagte der Schulze zum Garteneigentümer, der zufällig auch da war, kommt und bedankt Euch bei dem wackern Fremdling. Er hat im Vorbeigehen Eure zerbrochene Gartenthür ausgebessert." Nachbar Hans schmunzelte,

sagte seinen Dank und setzte sich neben den Schultheißen traulich zu dem Fremdling. Alle Gäste lauschten auf ihr Gespräch. Es betraf das Handwerk, die Wanderungen und Kundschaften desselben, und in allen Anwesenden erwachte der einmütige Wunsch, ihn zum Gemeindeschmied zu bekommen, weil allen der Zug von gemeinnütziger Denkart gefallen hatte.

Hämmerlein mußte bleiben, und da er schon am folgenden Morgen einen Beweis von seiner Geschicklichkeit in der Vieharzneikunst und im Beschlagen gab, so war nur Eine Stimme für ihn: dieser und kein anderer soll Gemeindeschmied werden. Man schloß den Vertrag mit ihm ab, und Meister Hämmerlein war unvermutet Schmiedmeister eines großen Dorfes, das er wenige Stunden zuvor auch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Sage mir nun noch einer: „Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon!"

Zu seiner Besoldung gehörte unter anderm ein Grundstück, das er alljährlich mit Kartoffeln oder andern Früchten bestellte. Da er den Acker zum ersten Mal in Augenschein nahm, bemerkte er auf dem Fahrweg verschiedene Löcher, in welche die Wagen bald rechts, bald links schlugen. — „Warum füllt ihr die Löcher nicht mit Steinen aus?" fragte Hämmerlein die Nachbarn, welche den Acker ihm zeigten. — „Ja, sagten diese, man kann vor andern Arbeiten nicht dazu kommen." — Was that aber Meister Hämmerlein? So oft er auf seinen Acker ging, las er von ferne schon Steine zusammen und schleppte deren oft beide Arme voll bis zu den Löchern. Die Bauern lachten, daß er, der selbst kein Gespann hielt, für andere den Weg besserte; aber ohne sich stören zu lassen, fuhr Meister Hämmerlein fort, jedesmal wenigstens ein paar Steine auf dem Hin- oder Herweg in die Löcher zu werfen und in etlichen Jahren waren sie angefüllt. „Seht ihr's, sagte er nun, hätte jeder von euch, der leer die Straße fuhr, auf dem Wege die Steine zusammengelesen, auf den Wagen geladen und in die Löcher geworfen, so wäre der Weg mit leichter Mühe in einem Vierteljährchen eben geworden."

Schlez.

45. Deutsche Treue.

Kaiser Ludwig der Bayer hatte seinen Gegner Friedrich den Schönen im Jahre 1322 in der großen Schlacht bei Ampfing und Mühldorf zwischen dem Isenbache und dem Flusse Inn gefangen genommen und auf das feste Schloß Trausnitz an der Pfreimt gesetzt. Dort war der unglückliche Friedrich von aller Welt abgeschnitten; er hörte nichts von seinem treuen Weibe, das sich um ihn blind weinte, nichts von seinem Bruder Leopold, der ihn so gern gerettet hätte. Er konnte sich nirgend anderswo bewegen, als in dem engen düstren Gemach des Schloßturmes, statt daß er sonst jeden Morgen auf seinem Roß in den Wald gesprengt war und Hirsche und Eber erlegt hatte. Aber auch dem Kaiser Ludwig war es nicht gut gegangen; er hatte viel Unruhe und Gefahr im Kriege ausgestanden, und es waren noch immer viele Leute, welche den gefangenen Friedrich lieber zum Kaiser gehabt hätten als ihn. Da erinnerte sich Ludwig, daß Friedrich sein Jugendfreund und immer so treu und ehrlich gewesen sei. Eines Abends setzte er sich auf sein Roß und ritt zu dem Schlosse, wo Friedrich gefangen saß. „Alter Freund, sprach er, willst du frei werden?“ — „Frei? so daß ich meine Gemahlin und meinen Bruder wiedersehen könnte? antwortete Friedrich, o, dafür thäte ich alles!“ Nun eröffnete ihm Ludwig die Bedingungen, unter welchen er ihn freilassen wolle. „Wenn du mir versprichst und am Altare schwörst, daß du dich wieder in die Gefangenschaft stellen willst, wofern du das Versprochene nicht halten kannst, — dann bist du frei.“ Friedrich versprach es, und beide empfingen am Altare das heil. Abendmahl zum Zeugnis ihres Bundes. So ritten sie freundlich zusammen bis an die Grenze. Als aber Friedrich nach Hause kam, da fand er gar vieles anders, als er wünschte. Sein liebes Weib war blind, sein Bruder war mit seinem Bündnis gar nicht zufrieden und machte ihm Vorwürfe; ja es gab sogar Leute, welche behaupteten, ein solches Versprechen brauche man gar nicht zu halten. Da war Friedrich nicht im Stande, die Bedingnisse zu erfüllen, welche Ludwig gemacht hatte, und schon kam die Zeit, wo er gelobt hatte, in die Gefangenschaft zurückzukehren. Er selbst erschrak, wenn er

an das Gefängnis zurückdachte, in dem er drei Jahre geschmachtet hatte. Als der Tag der Rückkehr kam, da wollten alle die Seinigen in Thränen über sein trauriges Schicksal vergehen; aber Treue und Eid galt ihm mehr als alles andere; er riß sich los und erschien vor Ludwig. Dieser war so gerührt durch die Redlichkeit seines Freundes, daß er rief: „Komm, Friedrich, wir wollen zusammen die Kaiserkrone tragen!“ Von Stund an lebten sie wie wahre Brüder, aßen an Einem Tisch, schliefen in Einem Bett, und wenn einer abwesend war, besorgte ihm der andere seine Geschäfte und behütete sein Land.

Nach Curtman.

46. Deutsche Herzhaftigkeit.

Als Kaiser Friedrich der Erste im Jahre 1158 Mailand belagerte, ritt eines Tages ein stolzer Mailänder auf das deutsche Lager zu und sprach den Deutschen Hohn, als seien sie in ritterlichen Übungen ganz unerfahren. Er forderte den tapfersten von ihnen zum Kampf auf, tummelte sein Roß vor ihren Augen sehr ringfertig herum und zeigte ihnen seine Gewandtheit.

Die Deutschen sahen nach ihrer gewöhnlichen Kaltblütigkeit ihm lange zu, ohne daß sich einer vom Fleck geregt hätte. Einige hielten es gar nicht der Mühe wert, ihre Waffen gegen diesen Prahler zu ergreifen, und andere hielt der Gedanke zurück, daß es, ihn zu überwinden, eben keine allzugroße Ehre, aber überwunden zu werden, eine Schande sein würde; und so blieben sie alle ruhig.

Allein diese Ruhe machte den Mailänder noch verwegener, er legte sie für Furcht und Feigheit aus und höhnte und spottete nur immer ärger.

Endlich aber konnte der junge Graf Albrecht von Tirol die Unverschämtheit des Italieners nicht länger aushalten. Er setzte sich, ohne sich zu rüsten, zu Rosse, nahm, unbewappnet wie er war, nur Schild und Lanze zu sich, sprengte den Prahler an, streckte ihn mit dem ersten Stoße zu Boden und ließ ihn, ohne ihn zu töten,

weil er sich dessen schämte, liegen, ritt zu den Seinigen zurück und erwähnte der ganzen Sache mit keinem Worte.

Er war ein gar bescheidener Herr, dieser Graf Albrecht, und that lieber brav handeln als von sich sprechen. Dittmar.

47. Alles zum Guten.

Immer gewöhne sich der Mensch zu denken: „Was Gott schickt, ist gut, es dünke mir gut oder böse.“

Ein frommer Weiser kam vor eine Stadt, deren Thore geschlossen waren; niemand wollte sie ihm öffnen, hungrig und durstig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er sprach: „Was Gott schickt, ist gut,“ und legte sich nieder.

Neben ihm stand sein Esel, zu seiner Seite eine brennende Laterne, um der Unsicherheit willen in derselben Gegend. Aber ein Sturm entstand und löschte sein Licht aus; ein Löwe kam und zerriß seinen Esel. Er erwachte, fand sich allein, und sprach: „Was Gott schickt, ist gut.“ Er erwartete ruhig die Morgenröte.

Als er an die Mauer kam, fand er die Thore offen, die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine Schar Räuber war eingedrungen, und hatte eben in dieser Nacht die Einwohner gefangen geführt oder getötet. Er war verschont. „Sagte ich nicht, sprach er, daß alles, was Gott schickt, gut sei? Nur sehen wir meistens am Morgen erst, warum er uns etwas am Abend versagte.“ Herder.

48. Paul Gerhard.

Um das Jahr 1660 lebte zu Berlin ein frommer Prediger und großer Dichter, Namens Paul Gerhard. Es waren aber damals unter den Predigern in Berlin und der umliegenden Gegend sehr verwickelte Streitigkeiten, welche der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm der Große, durch strenge Verordnungen beizulegen suchte. Weil nun Paul Gerhard nicht alles, was der Kurfürst hierin verlangte, erfüllen zu können glaubte, und als ein frommer Mann lieber alles andere, als die Ruhe seines Gewissens

verlieren wollte, so ließ er es über sich ergehen, daß ihn der Kurfürst deshalb absetzte und aus seinem Lande verwies. Ohne Vermögen, ohne die geringste Aussicht, wohin er sich wenden sollte, ergriff also Paul Gerhard mit Frau und Kindern den Wanderstab mit schwerem Herzen, aber doch voll Vertrauen auf die Vorsehung Gottes. Einst übernachtete er in einem Wirtshause an der sächsischen Grenze. Seine Frau fühlte sich hier vom Kummer über die ungewisse Zukunft so niedergedrückt, daß sie fast verzweifelte; Gerhard aber tröstete sie mit dem schönen Spruche: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn! er wird's wohl machen." — Hierauf ging er in den Garten und dichtete über jenen Spruch ein vortreffliches Lied, das er seiner Frau zum Troste brachte. Als er nun in das Zimmer zurückkehrte, waren indessen noch zwei andere Fremde angekommen, die sich, ohne ihn zu kennen, in ein Gespräch einließen und ihm erzählten, sie sollten auf Befehl des Herzogs Christian zu Sachsen-Merseburg nach Berlin reisen, um den abgesetzten Prediger Paul Gerhard aufzusuchen und zu dem Herzog zu bringen, der ihn versorgen wolle. Man denke sich das freudige Erstaunen der unglücklichen, flüchtenden Familie bei der unerwarteten Nachricht! Herzog Christian gab dem Vertriebenen sogleich ein gutes Jahrgeld und beförderte ihn einige Zeit nachher zu einem ansehnlichen geistlichen Amte nach Lübben in der Niederlausitz. Jenes schöne Lied aber, welches bei einer so traurigen Veranlassung entstanden war, kam nach einiger Zeit dem Kurfürsten von Brandenburg zu Gesichte. Er las es mit großem Wohlgefallen, fragte, wer doch der Verfasser davon sei, und da er hörte, daß es Paul Gerhard wäre, bedauerte er gar sehr, einen so frommen Mann nicht in seinem Lande behalten zu haben.

Hassenstein u. Leyde.

49. Die Bürde.

Einen steilen Waldweg hinauf trug keuchend ein armer, alter Mann ein schweres Gepäck. „Gott! ach Gott! seufzte er, ist denn weit und breit keine mitleidige Seele, die mir meine Last tragen hilft!" — „Hier ist sie!" rief hinter seinem Rücken eine ihm unbekannte, freundliche Stimme. Betroffen sah der Alte sich um und

erblickte einen schönen, blondlockigen Jüngling, dessen freundliches Aussehen ihm sogleich Vertrauen einflößte. „O freundlicher, junger Mann, sagte der Alte, du kommst mir wie ein Engel Gottes vom Himmel. Meinen armen Enkelchen, die ich ernähren muß, weil Vater und Mutter tot sind, ein Stückchen Brot zu verdienen, habe ich dieses Gepäck in die nächste Stadt zu tragen übernommen, das, wie ich zu spät merke, meine Kräfte übersteigt. Dürfte ich dich bitten, einen Teil davon auf deine jungen, kräftigen Schultern zu übernehmen?“ — „Vor allem lass' uns ausruhen, lieber Alter! versetzte der Jüngling, und dann noch einmal versuchen, was deine eigenen Schultern vermögen.“ Und hierauf hob er die Bürde von dem Rücken des Alten, ließ sich mit ihm im Schatten einer bejahrten Eiche nieder und zog ein Stück nahrhaften Brotes nebst einer Flasche stärkenden Getränks hervor. „Iß nun und trink, Väterchen!“ sprach er, und reichte ihm beides hin. Mit zitternder Begierde griff der Alte darnach und verzehrte es mit Heißhunger, während der Jüngling sich mit ihm in freundlichen Gesprächen unterhielt. — „Auf nun, daß wir die Stadt erreichen, ehe die Sonne sich neigt!“ sprach endlich der Jüngling, und erhob sich zuerst von dem moosigen Sitze. Wehmütig blickte der Greis auf seine Bürde und bittend in die blauen Augen seines Begleiters. Er glaubte in diesen die Gewährung seines Wunsches zu lesen, als dieser auch wirklich nach der Last griff, aber leider! nicht um sie zu teilen, oder sie selbst zu tragen, sondern um sie wieder auf die Schultern des Alten zu legen. Erschrocken sah dies der Greis, aber zu seiner Verwunderung fand er sich von Speise und Trank so gestärkt, daß er die Bürde kaum die Hälfte so schwer fand. Als nun beide am Ende des Waldes sich trennen wollten, sagte der Alte: „Du hast, edelmütiger Jüngling, mir besser geholfen, als ich gewünscht hatte; du solltest meine Last mir abnehmen und gabst mir statt dessen Kraft, sie selber zu tragen. Aber nun sage mir auch, ehe wir scheiden, wer bist du, freundliche, liebe Seele?“ — „Ein Nachahmer der göttlichen Vorsehung, versetzte der Jüngling; sie nimmt nicht immer die Last von dem Menschen, aber sie reicht dem vertrauenden Beter Brot der Stärkung

und den Becher des Trostes, und hilft ihm so samt seiner Bürde zum Ziele.“ — Bei diesen Worten verklärte sich das Antlitz des Jünglings, und ohne seinen Namen zu nennen, entzog er sich durch einen Buschweg den Augen des Alten. Dieser aber faltete seine Hände zu Gott, und in seinen aufwärts gerichteten Augen glänzten Thränen des Dankes. Ihm fehlten anfangs Worte für seine Gefühle, aber bald lösten sie sich auf in den frommen Gesang:

Gott sah von aller Ewigkeit,
Wie viel mir nützen würde,
Bestimmte meine Lebenszeit,
Mein Glück und meine Bürde.
Was zagt mein Herz!
Wo ist der Schmerz,
Der zu des Glaubens Ehre
Nicht zu besiegen wäre?

J. Fr. Schlag.

50. Die ärmliche Hütte.

Der Menschenfreund Gellert ging eines Tages aus, um ein Geschenk der Wohlthätigkeit einer armen Frau zu bringen, von der er erfahren hatte, daß sie schon seit Jahren einen siechen und zur Arbeit unfähigen Mann zu ernähren habe.

Nach langem Hin- und Herfragen fand er in einem entlegenen Gäßchen einer Vorstadt, drei Treppen hoch, auf dem Hofe die Wohnung des Ehepaars, das er suchte. Er trat in eine Stube, die ärmlich mit Möbeln versehen war. Auf einem reinlichen Bette lag die abgemagerte Gestalt eines bejahrten Mannes, der die Spuren langer Leiden auf dem Gesichte trug, der aber, als sich Gellert teilnehmend nach seiner Lage erkundigte, mit Ergebung gegen Gott und mit einer heitern Dankbarkeit sich über die Gnade äußerte, die er ihm erwiesen und ihm eine so treue und rechtschaffene Gattin beigesellt habe.

Die Frau war mit Anfertigung einer damals beliebten Art von Stickerei beschäftigt und hörte den Tröstungen, die Gellert an den Kranken richtete, freundlich zu. Als derselbe sich ihr aber nun näherte und auch ihr Muth zuzusprechen anfing, versicherte sie ihm, daß es ihr daran noch nicht fehle. Gott habe ihr in

ihrer langen Ehe gute Tage mit ihrem Gatten gegeben, er würde auch helfen die bösen ertragen. Sie habe gelobt, ihrem Manne in Freud und Leid getreulich zur Seite zu stehen, und sie werde ihr Gelübde nie brechen. Da Gellert nun aber seine Gabe anbringen wollte, sprach die Frau: „Gott sei gelobt, der milde Herzen zum Wohlthun erweckt, noch aber bedarf ich der Wohlthaten nicht. Ich bin gesund, arbeite gern und erwerbe, was zur Pflege meines Mannes und zu meinem Unterhalt gehört. Ich habe nichts übrig, aber auch keine Schulden. Wollen Sie Gutes thun, mein Herr, so wenden Sie Ihre Hilfe Personen zu, die ärmer und unglücklicher sind, als wir. Im Nebenhause, fuhr sie lebhaft fort, liegt eine blinde Witwe erkrankt, die zwei Kinderchen und kein Brot für sie hat; — o lieber Herr, der bringen Sie Ihre Gaben! Mit Ihrer Teilnahme erschienen Sie uns als ein Freund, — dort werden Sie mit Ihrer Wohlthat als ein milder Engel erscheinen."

Gellert, innigst gerührt von solchem Edelmute in solcher Lage, sah wohl ein, daß er hier mit seinen paar Thalern nicht am rechten Orte sei, und schied von der wackern Frau mit tiefer Achtung. Auf der Treppe begegnete er einem sehr ärmlich, aber reinlich gekleideten Greise, in Silberhaaren, der mühsam hinaufsteigt. Gellert tritt herzu, sucht ihm behilflich zu sein, und fragt ihn dabei, wohin er wolle. Der Greis sagte: „Zu meiner Wohlthäterin dort oben. Ich habe niemanden auf dieser Welt mehr und lebe von Almosen. Die edle Frau dort oben läßt mich in einem Kämmerchen wohnen und schlafen und gibt mir zu essen. Gott segne sie!"

„Ja, Gott segne sie!" rief Gellert innigst bewegt, und setzte hinzu: „Wie hohe Tugend verbirgt sich hier in ärmlicher Hütte!" Dann brachte er die Gaben seiner Wohlthätigkeit der armen, erblindeten Witwe, die er ganz in der ihm geschilderten Lage fand.

Petiskus.

51. Die Bettlerin.

Zur Zeit der Teuerung ging eine unbekannte Bettlerin, die sehr ärmlich, jedoch sehr reinlich gekleidet war, in dem Dorfe herum und flehte um Almosen.

Bei einigen Häusern wurde sie mit rauhen Worten abgewiesen; bei andern bekam sie eine sehr geringe Gabe; nur ein armer Bauer rief sie, da es sehr kalt war, herein in die warme Stube, und die Bäuerin, die eben Kuchen gebacken hatte, gab ihr ein schönes, großes Stück davon.

Am folgenden Tage wurden alle die Leute, bei denen die Unbekannte gebettelt hatte, in das Schloß zum Abendessen eingeladen. Als sie in den Speisesaal traten, erblickten sie ein kleines Tischchen voll köstlicher Speisen und eine große Tafel mit vielen Tellern, auf denen hie und da ein Stückchen verschimmeltes Brot, ein paar Erdäpfel, oder eine Hand voll Kleie, meistens aber gar nichts zu sehen war.

Die Frau des Schlosses aber sprach: „Ich war jene verkleidete Bettlerin und wollte bei dieser Zeit, wo es den Armen so hart geht, eure Wohlthätigkeit auf die Probe stellen. Diese zwei armen Leute hier bewirteten mich, so gut sie konnten; sie speisen deshalb jetzt mit mir, und ich werde ihnen ein Jahrgeld auswerfen. Ihr andern aber nehmt mit den Gaben vorlieb, die ihr mir gereicht habt und hier auf den Tellern erblickt. Dabei bedenkt, daß man euch einmal in jener Welt auch so auftischen werde."

Wie man die Aussaat hier bestellt,
So erntet man in jener Welt. Ch. v. Schmid.

52. Das Johanniskäferchen.

An dem Abende eines heißen, schwülen Sommertages saß Marie, eine arme Witwe, an dem offenen Fenster ihres kleinen Stübchens uud sah so hinaus in den schönen Baumgarten, der ihre Hütte umgab. Sie hatte das Gras, das erst diesen Morgen gemäht und durch die Sonnenhitze des Tages bald hinreichend dürre ward, den Nachmittag aufgehäuft, und der liebliche, wohlriechende Heuduft wehte erfrischend und stärkend herein. Das Abendrot verglimmte bereits am Rande des wolkenlosen, heitern Himmels, und schön und klar schien der halbe Mond in das kleine, freundliche Stübchen und malte die lichten Vierecke der geöffneten und die hellen, runden Scheiben der geschlossenen Fenster samt der

Reblaube, das sie umkränzte, auf dem reinlichen Boden ab. Ihr kleiner Ferdinand, ein Knabe von sechs Jahren, stand in der Fensterecke an den Sims gelehnt, und auch sein blühendes Angesicht und die gelben Locken waren nebst einem Teile des weißen, reinlichen Hemdärmels und des scharlachrothen Westchens hell und lieblich vom Monde beleuchtet.

Die arme Frau saß wohl so da, um auszuruhen. Allein so schwer ihr die Last des heißen Tages geworden war, so drückte sie noch ein schwereres Leiden und machte sie ihrer Müdigkeit vergessen. Von der Abendmahlzeit, einer Schüssel voll Milch, worein Brot gebrockt war, hatte sie kaum ein paar Löffel voll genossen. Der kleine Ferdinand war auch ganz bestürzt und rührte sich nicht, weil er die Mutter so traurig sah. Auch er hatte, da die Mutter, anstatt zu essen, nur bitterlich weinte, bald den Löffel weggelegt, und das irdene Schüsselchen stand beinahe noch voll, wie es aufgetragen war, auf dem Tische im Glanze des Mondes so da und warf einen hellen, rundlichen Schein an die Decke des Stübchens hinauf.

Marie war erst zu Anfang des verflossenen Frühlings Witwe geworden. Ihr seliger Ehemann, wohl der bravste junge Mann des Dorfes, hatte durch Fleiß und Sparsamkeit so viel zusammengebracht, die kleine Hütte mit dem Grasgarten, freilich nicht ohne Schulden, zu kaufen. Der fleißige Mann hatte den schönen grünen Platz reichlich mit jungen Bäumen bepflanzt, die bereits die schönsten Früchte trugen. Er hatte Marie, wiewohl sie eine arme Waise war und ihre Eltern ihr nichts als eine gute Erziehung hinterlassen konnten, zur Gattin gewählt. Denn sie galt in dem ganzen Dorfe für das fleißigste, frömmste und sittsamste Mädchen. Beide hatten in der glücklichsten Ehe gelebt. Da kam das Nervenfieber in das Dorf, an dem ihr guter Mann starb. Sie selbst, die den Mann mit aller Liebe pflegte, wurde sogleich nach seinem Hinscheiden davon ergriffen, und nur mit genauer Not entging sie dem Tode.

Durch ihre und des Mannes Krankheit war sie sehr zurückgekommen. Allein jetzt sollte sie gar noch die kleine Hütte verlieren. Ihr verstorbener Mann hatte lange bei dem reichsten Bauer des

Orts, dem sogenannten Meierbauer, gedient. Der Bauer hatte ihn wegen seiner Treue und seines Fleißes geschätzt und ihm dreihundert Gulden vorgeschossen, diese Wohnung nebst dem Garten zu kaufen, unter der Bedingung, daß er jährlich fünf und zwanzig Gulden abbezahle und eben so viel abverdiene. Der Mann hatte auch bis zu dem Jahre, da er erkrankte, richtig eingehalten, und seine Schuld betrug noch fünfzig Gulden. Das alles wußte Marie gar wohl.

Nun starb der Meierbauer an der nämlichen Krankheit. Die Erben, ein Schwiegersohn und eine Tochter, fanden den Schuldbrief zu dreihundert Gulden unter den hinterlassenen Schriften des Verstorbenen. Von der ganzen Geschichte wußten sie, da der Verstorbene nie mit ihnen darüber geredet hatte, nicht ein Wort. Sie forderten nun von der armen Witwe die ganze Summe. Die erschrockene Frau versicherte und beteuerte vor Gott, daß ihr verstorbener Mann alles bis auf fünfzig Gulden abbezahlt habe. Allein alles half nichts. Der junge Bauer nannte sie eine unverschämte Lügnerin und verklagte sie vor Gericht. Da sie nicht beweisen konnte, etwas bezahlt zu haben, so wurde die ganze Schuld für giltig erklärt. Die Erben drangen auf Bezahlung, und da die arme Marie nichts hatte als ihr Hüttlein und den Garten daran, so sollte dieses ihr kleines Eigentum verkauft werden. Sie hatte wohl die Erben fußfällig gebeten, sie nicht zu verstoßen; ihr kleiner Ferdinand kniete neben ihr, beide weinten, — allein alles war vergebens. Ja schon der morgende Tag war zur Versteigerung angesetzt. Dies Letztere hatte sie eben vor einer Stunde, als sie mit ihrer Arbeit fertig war, vernommen. Ein Nachbar hatte es ihr über den Zaun zugerufen.

Deshalb saß sie jetzt so bestürzt am offenen Fenster, blickte bald zu dem mondhellen Himmel empor und bald auf ihren kleinen Ferdinand hin, weinte heiße Thränen und starrte dann wieder so vor sich hin. Es war eine traurige Stille.

Guter Gott, dachte sie, so habe ich denn heute von dem Garten das letzte Heu aufgerecht! Die ersten gelben Pflaumen, die ich heute dort von dem Baume für meinen Ferdinand brach, sind

die letzten Früchte, die der arme Knabe von den Bäumen genießt, die sein Vater mit so unsäglichem Fleiße für ihn gepflanzt hat. Ja, vielleicht sind wir heute das letzte Mal hier über Nacht. Morgen um diese Zeit gehört diese Wohnung einem andern, und wer weiß, ob er uns nicht sogleich weiter gehen heißt. Gott weiß, wo wir morgen eine Nachtherberge finden werden — vielleicht gar unter freiem Himmel. Sie fing an heftig zu schluchzen.

Da kam der kleine Ferdinand, der sich bisher nicht geregt hatte, näher herbei und sagte schluchzend: „Mutter, weine doch nicht gar so bitterlich! — sieh, sonst kann ich gar nicht einmal mehr mit dir reden. Weißt du denn nicht, was der Vater gesagt hat, als er dort auf dem Bette starb? Weinet nicht so! sagte er. Gott ist der Vater der armen Witwen und Waisen. Ruft ihn an in der Not; er wird für euch sorgen. So sagte er. Ist es denn nicht so?“

„Ja, liebes Kind, sprach die Mutter. So ist's!“ „Nun, sagte der Kleine, wie magst du nun so lange weinen! Bitte den lieben Gott, so wird er dir helfen. O, wenn ich mit dem Vater im Walde war, und er dort Holz machte, und wenn mir etwas fehlte, wenn mich hungerte, oder ich mir einen Dorn eingetreten hatte, so weinte ich nicht lange. Ich ging zu unserm seligen Vater, als er noch lebte, und bat ihn — und er legte sogleich das Beil weg und gab mir Brot oder zog mir den Dorn heraus. So gerne hilft der liebe Gott auch. Er ist nicht so hartherzig wie jener reiche Mann, vor dem wir beide niederknieten und um Barmherzigkeit flehten — und der uns beinahe mit den Füßen weggestoßen hätte und uns die Thüre wies. Oder meinst du, Gott sei nicht reich genug? Er ist noch viel reicher als der Meierbauer. Da sieh' nur einmal zum Fenster hinaus. Ihm gehören der Mond und alle die Sterne. Der Vater sagte ja oft: die ganze Welt ist sein. Was sollen wir also weinen und uns quälen? Komm, wir wollen einmal den lieben Gott bitten. Er hilft uns gewiß. Fange nur an — ich will dir bitten helfen. Es läuft gewiß besser ab, als bei dem reichen Manne.“

„Gutes Kind, du hast Recht!“ sagte die Mutter und weinte

mildere Thränen, und Trost mischte sich in ihre Wehmut. Sie faltete ihre Hände und erhob ihre nassen Augen zum Himmel, und der Kleine faltete die kleinen Händchen auch und blickte himmelwärts, und der helle Mond beleuchtete Mutter und Kind und spiegelte sich in ihren Thränen. Und die Mutter fing an zu beten, und der Kleine sprach ihr jedes Wort nach. „Lieber Vater im Himmel, sagte sie, ach, sieh da eine arme Mutter und ihr Kind — eine arme Witwe und ein armes Waislein — blicken zu dir auf. Wir sind in großer Not — und haben auf Erden keine Zuflucht mehr. Aber dein Herz ist reich an Erbarmung. Du sagst es ja selbst: Rufe mich an in der Not, und ich will dich erretten. O, zu dir flehen wir. Verstoß uns nicht aus dieser Hütte — nimm einem armen Waislein sein kleines väterliches Erbteil nicht! Oder hast du es nach deinem unbegreiflichen, aber gewiß weisesten und liebevollsten Ratschlusse dennoch so über uns verhängt — o, so laß uns auf deiner großen, weiten Erde ein anderes Plätzchen finden und gib uns Trost ins Herz, daß es uns nicht breche, wenn wir so fortziehen und vom Hügel dort das letzte Mal nach unserer Hütte uns umsehen!"

Die Mutter konnte vor Schluchzen nicht mehr weiter reden — und blickte weinend zum Himmel und schwieg. Da rief der Kleine, der noch immer mit erhobenen Händchen da gestanden hatte, auf einmal mit lauter Stimme und ausgestrecktem Zeigefinger: „Ei, Mutter; sieh doch, was ist das! Da schwebt ein Lichtlein! Da fliegt ein Sternlein! Sieh, da schwebt es am Fenster! O, sieh — jetzt kommt es herein! Wie schön hell es glänzt! — Sieh nur, mit grünlichem Lichte! Fast noch schöner als der Abendstern! Jetzt schwebt es an der Decke der Stube hin! Das ist wunderbar!"

„Das ist ein Johanniskäferlein, lieber Ferdinand, sagte die Mutter. Bei Tage ist es ein kleines, unansehnliches Käferlein; aber bei Nacht hat es den wunderschönen Schein."

„Darf ich es fangen? sagte der Kleine; thut es mir nichts, und kann ich mich an dem Lichtlein nicht brennen?"

„Es brennt dich nicht, sagte die Mutter und lächelte mit

ihren Wangen voll Thränen. Fang es nur und betrachte es näher. Es ist auch ein Wunder der Allmacht Gottes."

Der Kleine hatte jetzt alle Traurigkeit vergessen und suchte das glänzende Käferchen, das nun näher am Boden, bald unter dem Tische und bald unter dem Stuhle schwebte, zu haschen.

Aber — „O weh!" rief jetzt der Kleine. Das glänzende Tierchen hatte, eben da er die Hand ausstreckte, es zu nehmen, sich hinter den großen Kasten an der Wand verborgen. Er blickte unter den Kasten. „Ich seh' es wohl deutlich, sagte er; dort sitzt es, ganz an der Wand, und die weiße Wand und der Boden und jedes Stäubchen, wo es sitzt, schimmert hell, wie wenn der Mond hin schiene; aber erreichen kann ich es nicht. Mein Arm ist zu kurz."

„Habe nur Geduld, sagte die Mutter; es wird schon wieder hervor kommen."

Der Knabe wartete ein wenig und kam dann zur Mutter herbei und sagte mit sanfter, flehender Stimme: „Mutter! O, lange doch du es mir hervor, oder rücke den Kasten nur ein klein wenig von der Wand hinweg, so kann ich es leicht fangen."

Die Mutter stand auf und rückte den Kasten, und der Kleine nahm nun das ruhende Käferchen und betrachtete es zwischen den hohlen Händchen und hatte eine größere Freude daran, als je ein Prinz oder eine Prinzessin an dem hellsten, reinsten Diamant hatte.

Die Mutter war aber auf etwas anderes aufmerksam geworden. Als sie den Kasten gerückt hatte, war etwas, das zwischen dem Kasten und der Wand gesteckt hatte, auf den Boden gefallen. Sie that, indem sie es aufhob, einen lauten Schrei. „Gott! — rief sie — nun ist uns ja mit einmal aus aller Not geholfen. Das ist ja der Kalender vom vorigen Jahr, den ich so lange vergebens suchte. Ach, ich glaubte, er sei während meiner Krankheit, als ich so besinnungslos da lag, durch fremde Hände, die in unserer Haushaltung nicht immer am besten wirtschafteten, als unnütz zerstört worden. Nun wird sich's finden, daß der Vater das Geld, das man von uns fordert, bezahlt hat. Wer hätte gedacht, daß der Kalender hinter dem Kasten stecke, den wir mit der Hütte übernahmen, und der, seit die Hütte steht, wohl niemals von der Stelle kam."

Sie zündete sogleich ein Licht an und durchsah nun unter Freudenthränen den Kalender. Es war richtig eingetragen, was ihr seliger Mann zu Anfang des Jahres an den dreihundert Gulden noch schuldig gewesen, und was er das Jahr hindurch daran abverdient und abbezahlt hatte. Am Ende standen noch die Zeilen von des alten Meierbauers eigner Hand geschrieben: „Auf Sankt Martinstag habe ich mit Johann Blum abgerechnet, und er ist mir weiter nichts mehr schuldig, als 50, sage fünfzig Gulden."

Die Mutter schlug vor Freuden die Hände zusammen, umarmte ihr Kind und rief entzückt: „O, Ferdinand, danke doch auch dem lieben Gott! Jetzt dürfen wir nicht mehr ausziehen; jetzt dürfen wir in unserer Wohnung bleiben."

„Nicht wahr, sagte der Kleine, daran bin ich schuld? Wenn ich dich nicht so gebeten hätte, den Kasten zu rücken, so hättest du das Buch da nicht gefunden. Es hätte noch hundert Jahre da stecken können."

Die Mutter schwieg betroffen still — und sagte dann: „O mein Kind, das hat Gott gethan. Es kommt mich ein recht ehrerbietiger Schauer an, wenn ich darüber nachdenke. Sieh, als wir beide so unter Thränen beteten, da kam das glänzende Vöglein herein — und leuchtete mir gleichsam mit dem Lichte dahin, wo diese Blätter verborgen waren. Ja, wahrhaftig, Gott lenkt alle, auch die kleinsten Dinge. Gottes heilige Vorsehung waltet über uns. Nichts kommt von ungefähr. Ohne Gottes Wissen fällt auch nicht ein Haar von unserm Haupte. Merke dir dies dein Lebenlang und vertraue stets auf ihn, besonders zur Zeit der Not. Ihm ist es leicht zu helfen und zu retten. Er braucht uns keinen leuchtenden Engel zu senden, er kann es durch ein beflügeltes Würmchen."

Die Mutter konnte vor Freude nicht schlafen. Bald nach Anbruch des Tages machte sie sich auf den Weg zum Richter. Der Richter ließ den Erben rufen. Er kam. Die Richtigkeit der Schrift wurde von ihm anerkannt, und er war sehr beschämt, daß er die Frau vor Gericht geschimpft und als ehrlos abgeschildert hatte. Der Richter sagte, daß er ihr für diese Schmach und für

den großen Jammer, den er ihr verursacht habe, eine Entschädigung schuldig sei. Der Mann zeigte sich dazu bereit.

Als aber die arme Witwe nun die ganze Geschichte von ihrem nächtlichen Gebete und von der Erscheinung des leuchtenden Käferchens erzählte, da sagte der Richter: „Da ist Gottes Finger; er hat Euch sichtbar geholfen.“

Der junge Meierbauer aber stand sehr gerührt da und sagte mit einer Thräne im Auge: „Ja, so ist's. Gott ist der Vater der Witwen und Waisen — aber auch ihr Rächer. Verzeiht mir, daß ich so hart gegen Euch war. Es geschah aus Irrtum. Zur Vergütung der Leiden, die ich Euch machte, schenke ich Euch die fünfzig Gulden, und wenn Ihr sonst in Not geratet, so kommt zu mir, und ich werde Euch allemal helfen; denn nun sehe ich es klar: Wer Gott vertraut, den verläßt er nicht; — und ihm vertrauen, ist ein sicheres Kapital, der größte Reichtum. Und wenn ich in Not komme, oder mein Weib eine Witwe und meine Kinder Waisen werden sollten, so wolle er uns auch so helfen, wie er Euch geholfen hat.“

„Vertraut eben so auf ihn, sagte der Richter, und seid so rechtschaffen, wie diese fromme Witwe, und die Hilfe wird zur Zeit der Not Euch auch nicht ausbleiben.“ Chr. v. Schmid.

53. Der Solenhofer Knabe.

An der Altmühl, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb Solenhofen, ist eine Glashütte im Gang. Das Holz zu den Öfen kann leicht über die jähen Bergwände herabgelassen werden, und der reine, zuckerweise Sand findet sich da und dort in Nestern, einen oder wenige Schuhe unter dem Rasen.

Ehe man aber anfing, diesen Sand in Glas zu verwandeln, bestreuten oder fegten schon die Hausfrauen in der Umgegend ihre Stubenböden, Tische, Bänke, hölzernen Geschirre u. s. w. damit, und kauften ihn von Weibern, die ihn bei Solenhofen gruben und in kleinen Säckchen zum Verkauf in die umliegenden Orte trugen.

In der ältesten Zeit befafste sich eine Zeit lang nur ein einziges Weib mit diesem beschwerlichen Handel, bei welchem sie oft über fünfzig Pfund auf dem Rücken aus- und nur ein paar Heller in der Tasche dafür heimtrug. Es war eine Witwe in mittlerem Alter und hatte einen Knaben von zwölf Jahren, der im Sommer die Ziegen des Orts hütete und im Winter mit seiner Mutter in den unterirdischen Felsklüften Sandnester aufsuchte und ausbeutete, wenn man vor Schnee und Eis in den Boden kommen konnte.

Einmal in einem besonders harten Winter wollte es den guten Leuten gar nicht gelingen. Lange war der Boden bald so fest gefroren und bald so hoch mit Schnee bedeckt, dafs sie gar nicht zu ihrer unterirdischen Nahrungsquelle gelangen konnten. Der kleine Vorrat von Sand, den sie sich im Herbst gegraben hatten, ging zu Ende, und mit ihm das Brot, das sie sich für die erlösten Pfennige aus den benachbarten Orten mitzunehmen pflegten. An den Sommerseiten der Berge, wo die Februarsonne die dünneren Schneeschichten weggeleckt hatte, fingen sie nun an zu schürfen, aber überall vergebens und ohne Erfolg. Ihre Werkzeuge zerbrachen, und sie hatten noch kein weifses Sandkorn gefunden. Dazu ging das Futter für die Ziegen auf die Neige, und in der Hütte waren nun vier Geschöpfe, denen der Hunger aus den Augen sah. Das Einzige, was sie noch unter sich teilen konnten, war eine Kufe mit eingestampften Rüben und weifsem Kohl, und auch diese stritten schon mit der Verwesung, weil sie nur wenig gesalzen waren. Die Geifsen erhielten ihren Anteil roh, wie er aus der Kufe kam, die Portionen für sich und ihren Knaben kochte die Witwe und salzte sie oft mit ihren bittern Kummerthränen. Denn es war damals unter ihrem Dache, wie in der Hütte der Witwe von Zarpath, als sie dem Propheten antwortete: „So wahr der Herr, dein Gott, lebet, ich habe nichts Gebackenes, ohne eine eine Hand voll Mehl im Topf und ein wenig Oel im Kruge. Und siehe, ich habe Holz aufgelesen, und gehe hinein, und will mir und meinem Sohne zurichten, dafs wir essen und sterben.“

Der Knabe liebte seine Mutter und bewies seine Liebe meistens dadurch, dass er nie über seinen Hunger klagte, sondern geduldig von einer Mahlzeit auf die andere wartete, und überhaupt alles vermied und verbarg, was ihr das Herz noch schwerer machen konnte. Aber fast die ganze andere Hälfte seines Herzens war den Ziegen zugewandt, und es wollte ihm brechen, wenn er sah, wie sie von Hunger getrieben, an der Kufe hinaufsprangen und vergebens Hals und Zunge streckten, um die Neige darin zu erreichen. Hätten sie von seinen schönen Worten und Vertröstungen auf den nahen Frühling satt werden können, dann hätten sie mehr als genug gehabt. Aber so wurden sie immer magerer, und der Knabe entschlofs sich endlich, für sie zu thun, was er noch nicht einmal für seine Mutter gethan hatte.

In Solenhofen war ein Benediktinerkloster. An die Pforte desselben pochte der Knabe mit dem schweren eisernen Klöpfel, der daran hing, und antwortete dem Bruder Pförtner, der nach seinem Begehren fragte, er müsse mit dem Abt selbst reden. Er wurde vor diesen ehrwürdigen Diener Gottes geführt, küfste ihm die Hand und bat, er möchte ihm doch nur erlauben, das Heu aufzulesen, das die Klosterkühe unter den Barren und unter die Streu würfen. Denn seine zwei Ziegen wären am Verhungern. Den Abt überraschte anfangs die Bitte, deren Gewährung gar leicht mifsbraucht oder wenigstens zu einer grofsen Versuchung werden konnte. Aber bald überzeugte er sich, mit was für einer aufrichtigen und redlichen Seele er es zu thun habe. Er fragte unter andern Dingen nach dem Wenigen, was nach den damaligen Anforderungen der Kirche ein Christ wissen sollte. Der Knabe sagte seinen Glauben, sein Vaterunser nebst einigen andern kürzeren Gebeten gut her und beantwortete munter etliche Fragen aus den Evangelien. — Nun sprach der Abt: »Mein Söhnlein, du darfst alle Tage, wenn unsere Kühe zur Tränke getrieben werden, kommen und holen, was sie unter dem Barren liegen lassen. Und wenn der Bruder Küchenmeister etwas übrig hat, so wird er es dir auch

mitgeben für dich und deine Mutter.« Dann segnete er den Knaben und entliefs ihn froh und getröstet.

In der Hütte der Witfrau hatte nun die Not ein Ende. Bald kam auch der warme und freundliche Frühling; die Witwe entdeckte wieder eine ergiebige Sandgrube und ihr Benedikt trieb als gedungenes Ziegenhirtlein die Ziegen des Dorfes auf die hohen luftigen Berge. In die Kost ging er bei den einzelnen Besitzern der Ziegen der Reihe nach. Sein Osterlamm afs er im Kloster, seinen Pfingstkuchen buk ihm die Wirtin, seinen Kirchweihschmaus hielt er in der neuen Mühle, und seinen Namenstag feierte er wieder mit den Benediktinern.

An Unterhaltung fehlte es ihm auch auf den einsamen Höhen nicht. Da lag der damals noch unbenützte Kalkschiefer so am Tage, dafs es ihm leicht ward, Platten davon herauszuheben und aus ihnen mit einem ganz kleinen Hammer, den ihm noch sein verstorbener Vater gemacht hatte, regelmäfsige Vierecke zu fertigen.

Was man so unrichtiger und sündlicher Weise Zufall nennt, führte den Knaben zu einer wichtigen Erfindung. Benedikt legte einmal eine Schieferplatte, wie er sie aus dem Boden gebrochen hatte, auf seinen Schofs, zeichnete mit einer Kohle von seinem Hirtenfeuer ein Viereck darauf, und sprach dann bei sich: »Fünfzig solche viereckige Tafeln wenn ich hätte, könnte ich meine ganze Hausflur damit belegen, wo jetzt die Hühner scharren, wenn es draufsen regnet.« Und während er dies dachte, klopfte er mit seinem Hämmerlein auf dem einen schnurgeraden Kohlenstrich sanft auf und ab. Denn er freute sich über den hellen Klang der Platte. Aber auf einmal wurden die hellen Töne dumpf und immer dumpfer, wie bei einer zersprungenen Glocke, und zuletzt sprang die Tafel gerade in der Richtung des Kohlenstrichs mitten entzwei. Ist es da so gegangen, dachte nun Benedikt, so kann es bei den übrigen drei Seiten ebenso gehen. Und hämmerte auch auf dem zweiten Kohlenstrich eine Weile vorwärts und rückwärts. Sein Schlufs war richtig. Nachdem er noch einige Minuten so fortgemacht

hatte, lag eine vollkommene viereckige Platte auf seinen Knieen. Eine zweite gelang nicht minder, und so fort. Früher schon hatte er manchmal zwei Schiefertrümmer an einander gerieben, um sie zu poliren und gefunden, dafs er damit am schnellsten zu Stande kam, wenn er von dem Sande, womit seine Mutter handelte, dazwischen that und Wasser dazu nahm. Diese frühere Erfindung wandte er nun auf seine Pflastersteine an und gewann so einige sehr schöne Platten.

Indes trieb er dies alles als eine blofse Spielerei und sagte davon niemand etwas, selbst seiner Mutter nicht. Seine schönsten Tafeln verbarg er da und dort unter einem Busch, wie etwa ein Hirtenknabe an der Donau schöne Kiesel, die er in ihrem Bette findet, in einem hohlen Weidenstamm aufhebt. Eines Abends aber, als er eingetrieben hatte und seiner Mutter gegenüber an der Suppenschüssel safs, erzählte sie ihm, dafs sie mit Sand in Eichstädt gewesen und dort dem Bischof so nahe gekommen sei, dass sie jedes seiner Worte verstanden habe.

»Was sagte er denn?« fragte Benedikt.

»Er stand, antwortete die Witwe, mitten unter den Domherren in der neuen Kirche, die er hat bauen lassen, und beratschlagte mit ihnen, mit was für Steinen der Fufsboden belegt werden dürfte. Der eine riet dies, und der andere das, bis der hochwürdige Herr der Unterredung damit ein Ende machte, dafs er sagte: ‚Nun, morgen um die elfte Stunde haben wir die fremden Steinmetzen hieher bestellt und wollen die Proben beschauen, die sie von allerlei Sand- und Marmelsteinen bei sich haben. Aber wir fürchten, ein solches Pflaster möchte für unsern bischöflichen Beutel zu teuer kommen. Wir werden uns wohl die Backsteine gefallen lassen müssen, die am wohlfeilsten sind.«

»So, so!« versetzte Benedikt, warf seinen Löffel von Horn in die Tischlade, wünschte seiner Mutter eine gute Nacht und ging unter das Dach hinauf in seine Schlafstätte.

Das Sandweib hatte übrigens den Fürstbischof ganz recht verstanden. Schon bald nach der zehnten Stunde des Morgens

versammelten sich in der neuen Kirche zu Eichstädt, in der von der Hand des Maurermeisters nichts mehr fehlte als das Pflaster, etliche Steinmetzen, die der Bischof aus Tirol, dem Fichtelgebirge und dem Rheingau auf seine Kosten berufen hatte. Die Steinproben trugen ihnen ihre Gesellen in kleinen hölzernen Kästen nach und stellten sie neben einander auf eine lange Tafel. Darauf fanden sich nach und nach mehrere Grafen und Herren aus der Nachbarschaft ein, die schon reichlich zu dem Kirchenbau beigesteuert hatten und nun auch bei dem Pflaster ein übriges thun sollten. Endlich erschien auch der Fürstbischof mit der ganzen Geistlichkeit und seinen weltlichen Beamten hinter sich; und als alle beisammen waren, schien es fast, als sollte eine Kirchenversammlung gehalten werden, so viele waren ihrer.

Der Bischof nahm nun die schön geschliffenen Proben aus den Kästlein, eine nach der andern, und es war keine darunter, die ihm und seinem Gefolge nicht gefallen hätte. Auch waren zum Teil die kleinen Marmelsteine in den Schubladen so neben einander gelegt, weiſse und schwarze, gelbe und graue, bunte und einfarbige, daſs man schon im kleinen sehen konnte, wie herrlich schön ein Steinpflaster davon im groſsen ausfallen würde. Aber als die fremden Steinmetzen nach einander sagten, was der Quadratfuſs davon schon an Ort und Stelle koste, und als der Baumeister an den Fingern herrechnete, wie viel Quadratfuſs er brauche, und als der Rentmeister die Totalsumme in Goldgülden aussprach, fuhr der Bischof mit der Hand hinter das Ohr, sein Schatzmeister schüttelte mit dem Kopf, und die Herren und Grafen machten groſse Augen. Ja, ein Mönchlein, das noch nie mehr als einige Heller im Opferstock seines Klosters beisammen gesehen hatte, schlug in dem ersten Schrecken ein Kreuz. Alle standen und sahen einander schweigend an.

In diesem Augenblick entstand unter dem Hauptportal der Kirche ein Geräusch. Zwei Trabanten des Fürstbischofs wollten einen barfüſsigen Bauernknaben nicht hereinlassen und hielten ihre Hellebarden vor. Aber der Knabe duckte sich, schlüpfte

darunter hinweg, wie eine Henne unter der Gartenthüre, und drängte sich dann ohne Umstände mitten durch die Versammlung, bis er vor dem Bischof stand, dem er den Saum seines Kleides küſste. Seine Mütze, an der nicht viel zu verkrüppeln war, nahm er zwischen die Kniee, drei viereckige und zolldicke Schieferplatten, eine blaſsgelbe, eine blaugraue und eine marmorierte, nahm er aus der Schürze, womit sie umwickelt waren, und legte sie auf die Tafel. Sie waren noch naſs, denn er hatte sie erst in den Dombrunnen getaucht. Desto mehr aber glänzten die geschliffenen Seiten und zeigten, wie schön die Steine erst dann werden würden, wenn eine kunstgeübte Hand darüber käme.

Seine Waare zu empfehlen, meinte der Knabe, sei nicht nötig, sondern er schaute nur einem von den Umstehenden nach dem andern ins Gesicht und wischte sich mit der Schürze den Schweiſs von der Stirne. Als aber der Bischof anfing, ihn zu fragen, antwortete er munter und sprach: ›Ich gehöre dem Sandweib von Solenhofen, und die Steine habe ich auf dem Berg hinter dem Kloster gemacht. Und wenn Ihr noch mehr braucht, so dürft Ihr mir nur Eure Steinhauer mitgeben, so will ich ihnen zeigen, wie sie es anfangen müssen.

Denn der Knabe war Benedikt, unser Ziegenhirtlein. Er hatte nach der Abendsuppe, bei der ihm seine Mutter von der neuen Kirche in Eichstädt erzählte, nicht mehr geschlafen. Sondern ein Gedanke, der ihm unter dem Essen gekommen war, trieb ihn durch die Hinterthüre hinaus auf den Berg, wo seine Steine lagen, und von da mit ihnen in der mondhellen Nacht gen Eichstädt, wohin er den Weg genau kannte von dem Sandhandel her. Seine Mutter erschrak freilich, als sie ihn in aller Frühe wecken wollte und das Nest leer fand. Und sie konnte nicht einmal gehen, ihn zu suchen oder ihm nachzufragen. Denn die Ziegen waren schon alle aus den Ställen gelassen und standen meckernd auf der Gasse oder naschten von den Blumenstöcken vor den Fenstern des Pfarrhauses. Übel oder wohl muſste sie thun, als wäre ihr Benedikt krank.

Sie nahm Geifsel und Stecken und trieb das Vieh selbst auf den Berg, wo sie den langen, langen Tag unter vergeblichem Warten und Sorgen zubrachte.

Aber als sie abends hinter der gehörnten Schar das Dorf hinunter ging, kamen einige Maultiere herauf ihr entgegen. Und auf dem vordersten safs ihr Benedikt hinter einem Knechte des Fürstbischofs und zwar so munter, dafs die Witfrau sogleich sah, es müsse ihm den Tag über nicht schlecht gegangen sein.

Und so war es auch. Der Bischof hatte sich sogleich für die Pflastersteine des Sandbuben entschieden und die fremden Steinmetzen in ihre Heimat entlassen, den Knaben aber mit in sein Haus genommen, gespeist und ihm versichert, dafs er für ihn und seine Mutter sorgen wolle. Dann hatte er ihn mit dem Baumeister, der das Steinlager untersuchen sollte, nach Solenhofen zurückgehen lassen.

Der Bischof hielt Wort. Nachdem Benedikt bei einem Meister Steinmetz in Eichstädt in der Lehre gewesen war, liefs er sich in Solenhofen nieder und hatte fortwährend so viele Bestellungen an Pflaster- und Quadersteinen, dafs es ihm und seiner Mutter nie mehr am täglichen Brot fehlte. Stöber.

54. Der Schneider von Gastein.

In dem Wildbad Gastein gibt es gar viel Ungewöhnliches und Auffallendes, besonders für Leute, welche wie wir, der Erzähler und sein Freund, aus dem Hügellande an der Altmühl hinauf kommen. Ich will nur Einer Merkwürdigkeit, welche so manchem wißbegierigen und sorgfältigen Beobachter entgangen ist, erwähnen, nämlich der wandernden Schneider in den Tauern, über welche ich während meines Aufenthaltes in diesem Hochgebirge zuverlässige Nachrichten eingezogen habe.

Wer sich als Schneider in den Tauern sein Stücklein Brot verdienen will, braucht nicht erst in Paris Meister zu werden. Hat er vollends ein Jahr in Salzburg als Altgeselle gearbeitet, so kann er auch seinen Pfarrherrn mit den nötigen Kleidern versehen. Der

Kleidermacher in diesen Bergwinkeln weiß nichts von der Mode und kommt nicht aus der Mode, wie so viele seiner Kollegen auf dem ebenen Lande. Auch braucht er keine Werkstätte; mit einer guten Schere und einem Dutzend Schwabacher Nadeln in der Tasche wandert er von Hof zu Hof und von Ort zu Ort, ißt und schläft bei seinen Kunden, bildet ein Glied ihrer Familien, bis er mit der Arbeit fertig ist, und setzt dann mit einigen verdienten Groschen im Beutel seinen Wanderstab weiter. Dieser Wanderstab ist von einem gewöhnlichen Stecken nur dadurch verschieden, daß die Drittel und Viertel der Landeselle an demselben mit Einschnitten bezeichnet sind. Das Richtmaß dazu ist die erste beste Elle in einem Kramladen und der Stempel Treu und Glauben, wie sie noch in diesen Thälern gefunden werden.

Ist ein solcher wandernder Kleidermacher nicht mehr als ein bloßer Schneider in seinem Geschlecht, so führt er entweder grämlich und stumm seine Nadel, oder er kramt vor seinen Kunden die Neuigkeiten aus, die er da und dort, wahr oder falsch, am rechten oder unrechten Ende aufgeklaubt hat. Ist er aber mehr als ein bloßer Schneider, hat er ein von dem Geiste Gottes belehrtes und beseeltes Herz, und Lippen, welche von diesem Geiste übergehen und aus dem Schatze mannigfacher Erfahrungen reden, dann ist er eine wahre Wohlthat in seinem Revier, für die Kinder ein Lehrer, für die erwachsene Jugend ein Prediger, für Männer und Frauen ein Berater und Tröster. Ja, wenn ich als Seelenhirte in einem Sprengel lebte, wo die einzelnen Höfe und Häuser so weit auseinander lägen, wie in dem Hochgebirge, und das Glück hätte, einen solchen werten Mann unter meiner Herde zu besitzen, ich würde ihn als meinen Mitarbeiter betrachten, und dann und wann eine Weste oder ein Paar Beinkleider mehr machen lassen, als ich eigentlich bedürfte, nur um ihn desto öfter und länger im Hause zu haben, wie der Teppichmacher Aquila in Korinth seinen Gesellen Paulus. — Übrigens widmen sich diesem Handwerke meistens nur schwächliche junge Leute; die stärkeren gehen dem Vieh auf den Alpen, mehrenteils aber dem Verdienste in den Salinen und Bergwerken nach.

Indes ich diese und andere Nachrichten über die wandernden

Schneider in den Tauern von meinem Tischnachbar an der Wirtstafel einzog, legte mein Reisegefährte Messer und Gabel auf die Gräten einer Forelle zur Ruhe, und ersuchte den Wirt, einen tüchtigen, starken und munteren Führer zu besorgen, der den folgenden Tag zwei Seelen mit ihrem Wanderbündlein nach Malnitz an der südlichen Abdachung des Hochgebirgs bringen könnte.

Dieser Führer war am Morgen nach dem Bade beim Frühstück der Hauptgegenstand des Gesprächs. Wir erwarteten — denn wir waren damals um zwanzig Jahre jünger und unerfahrener als jetzt — einen jungen, rüstigen Mann in der vollen Tracht eines Bergjägers, mit der Feder des Auerhahns auf dem Hute, mit dem großen silbernen Kampfring am Finger und mit der Büchse am Schulterriemen. Wie wurde aber die Erwartung getäuscht! Der Führer, welchen der Wirt besorgt hatte, saß schon, während das Frühstück genossen wurde, hinter dem großen Ofen des gemeinschaftlichen Gastzimmers und trat unter tiefen Verbeugungen hervor, als man, zum Aufbruch bereit, nach ihm fragte. Ein Männlein, an dem die Natur allenthalben gespart hatte, gleich dem Schneider, von dem es mit Rock, Weste und Hose überkleidet worden war. Die Haare dünn und glatt, die eingefallenen Wangen bleich und mit zwei roten krankhaften Flecken bezeichnet. Eine von den dürren Händen hielt einen Hut mit breiten Krempen und die andere einen großen Tragkorb, in welchem neben dem Wanderbündlein der Träger selbst zur Not noch Platz gehabt hätte. Der tiefste Respekt schien das Männlein teils noch mehr zusammen zu drücken, teils seine Glieder zu lösen. Vielleicht trug auch das Gespräch beim Frühstück das Seinige dazu bei; denn er hatte es, ehe er von dem Wirte vorgestellt wurde, hinter dem Ofen ganz mit anhören können.

„Den können wir nicht brauchen! sagte mein Gefährte im ersten Zorn über den Wirt. Wir haben einen starken Mann bestellt, der uns führe, nicht einen Patienten, den wir auf der Hälfte des Weges entweder liegen lassen oder tragen müssen. Die Tauern im Oktober sind keine Maulwurfshaufen, über die man auch ohne einen Schneider kommen könnte."

Bei diesen Worten meines Freundes beobachtete ich den Mann,

über welchen sie ausgegossen wurden. Die Flecken auf seinen bleichen Wangen wurden etwas dunkler und größer, aber nicht viel. Und dies war gut, ein Zeichen, daß der feurige Pfeil seines Widersachers und Verächters zwar sein Herz getroffen, aber ihn sonst unberührt gelassen hatte. Mit einer bewundernswerten, nur den wahren Nachfolgern des Herrn eigentümlichen Ruhe erwiderte er seinem Beleidiger: „Gnädiger Herr versucht's halt mit mir. Unser Herr Gott hat schon schwächeren Leuten, als ich bin, über die Tauern hinüber geholfen."

„Sein Weib, fügte der Wirt hinzu, ist schon lange krank, und seine fünf Kinder haben nichts zu essen."

Dieser Grund beschwichtigte auch den Zorn und die ausgetretene Galle meines Reisegefährten. — Lebensmittel auf drei Tage wurden sorgfältig in den Tragkorb des Führers gepackt, und dann brachen wir auf. Der Freund ging immer weit voran. Denn er wollte auf diesem Wege keine Menschen, am wenigsten den Schneider plaudern, sondern nur die großen Werke Gottes reden hören, die Wasserfälle, den Morgenwind in den Steinklüften, die rollenden Steine in der Gastein und die wandernden Vögel.

Ich für meinen Teil plauderte lieber mit einem christlichen, verständigen und vielerfahrenen Manne, als welchen sich der Führer immer mehr zu erkennen gab. Er fing nun an, eine Kammer seines Herzens nach der andern aufzuschließen, als er vernommen hatte, daß auch ich zu Hause Weib und Kinder hätte, welche mir mitunter viele Sorgen und nicht wenig Arbeit machten. Er eröffnete unter andern Dingen, daß er einer von den wandernden Schneidern sei, und daß er eigentlich Johannes Erzberger heiße, aber an der Gastein nur unter dem Namen Schnakenhans bekannt wäre, denn er sei schon als Knabe sehr mager und langbeinig, und unter seinen Jugendgenossen gewesen, wie ein Schnake unter den breiten und runden Mistkäfern, mit Respekt zu vermelden.

Auf dem sogenannten Naßfelde, wo die schroffen Felswände an der Gastein rechts und links aufhören, eine enge Gasse zu bilden, und auf dem ein dicker, in Staubregen sich auflösender Nebel lag, wartete der Reisegefährte an einer Sennhütte, welche er für diejenige

hielt, in der nach einem von dem Wirte am Morgen erteilten Rate Mittag gehalten und dann erst der Giebel der Tauern überstiegen werden sollte.

In dieser Sennhütte, welche dem Wirte in Gastein selbst gehörte, aber schon vor etlichen Wochen mit dem Vieh verlassen worden war, schürten wir von dem noch vorrätigen Holz ein Feuer an und setzten uns um den Herd. Der Führer würzte die Schnitten von einer Kalbskeule, indem er so manche von den Erfahrungen mitteilte, die er als wandernder Schneider in reichen und armen, christlichen und unchristlichen Familien gemacht hatte. Er war uns nun angenehmer und willkommener, als der erste Gemsjäger in den Tauern, der höchstens von überstandenen Gefahren und erlegtem Wild hätte erzählen können. Nach einiger Zeit aber schaute er durch die offene Thüre der Sennhütte in den grauen Nebel hinaus. „Der Tag dauert nicht ewig, sagte er, und ich meine daher, es ist Zeit aufzubrechen und weiter zu gehen“.

2.

Wir an dem Herde folgten der Erinnerung des Freundes, löschten das Feuer aus, sammelten die übrigen Brocken von dem gehaltenen Mahle und brachen eilig auf. Der Nebel, in welchen wir aus der Sennhütte traten, war so dicht, daß wir keinen Gegenstand sehen konnten, der über drei Schritte von uns entfernt war. Die Wildbäche hörten wir von allen Seiten her rauschen, aber ihre gewaltigen Sprünge über die Felsenwände sahen wir nicht. Die Grüße, welche vielleicht nur wenige Klafter über uns, die wandernden Zugvögel unter einander wechselten, hörten wir, und es wurde uns dabei sonderbar zu Mute; aber die fliegenden Pilgrime selbst sahen wir nicht. Von der ganzen Herrlichkeit der langen Tauernkette sollten wir in jenen Stunden nichts schauen, als immer nur einen Platz von wenigen Quadratschuhen, worauf wir standen oder gingen. Die Schneeballen, die wir in das Graue hineinwarfen, verschwanden fast unmittelbar vor unserer Hand, während wir bei heiterem Wetter ihrem Bogenflug über Felsentrümmer, Alpenrosen und Zwergföhren lange hätten nachsehen können.

Eine halbe Stunde hinter der Sennhütte ging es auf einmal steil aufwärts. An einen betretenen Weg, dem wir hätten folgen können, war nicht mehr zu denken. Unser Führer schien sich mehr nach den Furchen zu richten, welche das herabrinnende Schneewasser in die nackten Seiten des Berges gezogen hatte. Teilweise mußten wir, weil nicht auszuweichen war, in diesen Furchen selbst aufwärts klimmen, was sehr ermüdete, uns junge Männer aus dem Altmühlthale jedoch sichtbar mehr, als unsern Mann von der Nadel. Wir hatten gleich anfangs beim Antritte unseres Weges zu viel unnötige Schritte und Sprünge gemacht, während unser Führer die für Fußgänger und Tagelöhner so ersprießliche Kunst übte, mit den frischen Kräften hauszuhalten.

So kamen wir auf die Scheideck der Bergkette, auf welcher die Grenze zwischen Salzburg und Kärnthen hinläuft. Auf dieser Grenze und an dem Wege, den wir kamen, stand ein hohes und massives Kreuz von Eichenholz. Es schien noch nicht lange hier zu stehen. Denn seine Kanten waren noch ganz scharf und seine glatt gehobelten Seiten nur unbedeutend verwittert. Die nördlichen Flächen waren der Nässe wegen ganz dunkel, die gegen Süden aber mit einer dichten weißen Glanzdecke überzogen. Der Wind, der diesen Nachmittag aus jener Himmelsgegend blies, hatte die großen und nassen Schneeflocken so kräftig an das Kreuz geworfen, daß sie hängen geblieben waren und, als wir vorübergingen, noch einen dichten und durch die Kanten des heiligen Denkzeichens scharf begrenzten Überzug bildeten.

„Ei, sagte ich da zu meinem Reisegefährten, welch ein Unterschied zwischen den zwei Hauptseiten dieses Kreuzes! Ist es nicht, als wenn die dunkle dem Charfreitag und die andere dem Osterfeste angehörte?“

„Ja, mein Herr, sagte der Führer, der mit mir stehen geblieben war, dieses Kreuz hat überhaupt zwei sehr verschiedene Seiten. Wenn ich im Lande zu gebieten hätte, so würde ich an die Seite, welche nach Kärnthen hinunterschaut, schreiben lassen: „Herr, so du willst, kannst du mich gesund machen.“ Denn die Gichtbrüchigen, die aus dem Kärnthner Lande oder noch weiter her

auf diesem Wege nach Gastein getragen werden, pflegen sich auf dieser Seite des Kreuzes noch einmal niedersetzen zu lassen und zu beten, ehe es über die Scheideck weg und den Berg hinuntergeht, über den sie oft gar nicht mehr zurückkommen oder aber, was noch schlimmer ist, ohne Hoffnung auf Besserwerden. Diejenigen Leute aber, welche aus dem Bade ihre wiedergeschenkte Gesundheit oder die Hoffnung bringen, bald zu genesen, pflegen auf jener Seite niederzufallen, wie der Aussätzige vor dem Herrn, und zu danken. Darum würde ich auf die Gasteiner Seite die Überschrift schreiben lassen: „Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde. Siehe zu, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Ärgeres widerfahre."

Ich war einmal dabei, als zu gleicher Zeit zwei Personen an dem Kreuze knieten. Die eine auf dieser und die andere auf jener Seite, beide in einer und derselben Angelegenheit, die eine um zu danken und die andere um zu bitten. — Die Sache ging aber so zu.

Es können jetzt zwölf Jahre oder darüber sein, als ich von daheim nach Malnitz hinüber ging, um Arbeit zu suchen, mit dem Glaser von Hofgastein, zu dem man auch nicht geht, sondern wartet, bis er, seine Butte auf dem Rücken, kommt, an das Fenster klopft und fragt, ob alles noch ganz sei. So kam ich auch in ein Haus, wo man aber nicht des Schneiders, sondern des Arztes bedurfte. Denn die Hausfrau lag in großen Schmerzen auf ihrem Bette nnd von der Gicht an Händen und Füßen gelähmt. Sie hatte schon viel erlitten von Ärzten, von studierten und unstudierten, und es half ihr nichts, sondern vielmehr ward es immer ärger mit ihr. Essen und Trinken mußte man ihr reichen wie einem Kinde, dem die Hände in das Wickelkissen gebunden sind. Die Thränen, die sie vergoß, konnte sie nicht abwischen, so wenig als der Weinstock, wenn er beschnitten und angebunden ist. Die Fliegen mußte sie in ihrem Gesichte sitzen lassen, bis eine fremde Hand oder die Nacht kam und sie verscheuchte. Denn auch ihr Nacken war steif, wie ihre Glieder.

An einem solchen Schmerzenslager wird jedermann zum Doktor.

Ich riet der Patientin, unser Bad in Gastein zu brauchen, das schon gar vielen geholfen habe, und das Heilwasser zu versuchen, vorausgesetzt, daß ihre Brust nicht schwach und angegriffen, sondern gut und stark sei.

Ihre Brust, erwiderte das kranke Weib, sei so gesund und gut, wie die Brust der Fischotter, die ein Vaterunser lang unter dem Wasser bleibe; aber sie sitze am Teiche Bethesda und habe und wisse keinen Menschen, der sie hineintrage. Ihr Mann sei als Senn oben auf der Alpe des Klosters und könne nicht weg, und könnte er es, so vermöchten es doch zwei Arme allein nicht, sie über die Tauern zu tragen. Und wer besorge ihr Haushalten die drei oder vier Wochen, die sie im Wildbad zubringen müßte? Und —

Kurz, wie es beladene Herzen im Gebrauch haben, die arme Frau hätte sich gewiß noch lange damit geplagt, alles aufzuzählen, was sie nicht fortlasse. Aber ihr Töchterlein, welches ihr zu Füßen an der Bettstelle stand, that ihr Einhalt und sprach: „Mutter, sagt doch nicht, daß Ihr nicht fort könnt. Verlaßt Euch auf mich, ich will das Haushalten führen. So lang Ihr gesund waret, bin ich wohl mit den andern Dirnen lieber hinter den Ziegen hergegangen an den Zäunen und unter den Büschen; seitdem Ihr aber darnieder liegt, hab' ich alles gethan nach Eurem Wort und so viel gelernt, daß ich weiß, was ich zu schaffen habe vom Morgen bis zum Abend und vom Sonntag die ganze Woche durch. Und der Vater hat mir erst gestern gezeigt, was ich zu thun habe, wenn die Immen schwärmen. Und was man nicht weiß, habt Ihr oft gesagt, lehre der Herr die, welche guten Willens sind und ihn anrufen."

„Und bei mir in meinem Hause, liebe Frau, sagte ich, einen Büchsenschuß oder zwei vom Wildbad könntet Ihr bleiben, bis der Herr zu Euch sagen wird: „Steh auf, nimm dein Bett und gehe heim!" Ich verlange nichts dafür, als daß Ihr meiner kleinen Elsbeth dann und wann etwas erzählt, wenn sie Euch die Fliegen wehrt. Über die Tauern werdet Ihr aber bald sein; vorgestern schneiderte ich bei dem Walther am Gsteig. Zu dem kamen noch fünf andere Männer, jünger als er, und verabredeten mit ihm,

an Medardi nach Hofgastein zu der Mutter Gottes zu wallfahrten, weil sie, wie Ihr wißt, vor einigen Wochen einer großen Gefahr entronnen sind. Zu diesen Leuten will ich jetzt sogleich gehen und sagen: Männer, tragt nicht den Rosenkranz allein über die Tauern, sondern macht es wie die Leute in Capernaum: nehmt euch eine Bahre dazu und tragt die gichtbrüchige Staudacherin hinüber in das Wildbad zu mir. Dies wird euch, wenn ihr es um Gottes willen thut, besser sein, als wenn ihr euern Odem allein auf viel Vaterunser und Ave Maria verwendet.

Der Staudacherin ließ ich nicht Zeit, nein zu sagen; die sechs Männer unterzogen sich dem guten Werk mit Freuden, und so waren wir schon am Medardi-Morgen an dem Kreuz auf der Scheideck. Wir verrichteten darunter unsere Andacht auf den Knieen. Die Patientin lag daneben in Decken eingewickelt und zusammengekrümmt wie ein Schaf, welches zur Schur gebunden ist. Mittags gelangten wir an meine Hütte. Die Malnitzer ließen die Gichtbrüchige samt der Bahre an meiner Hausthüre stehen und gingen dann ihres Weges weiter hinunter.

Mein Weib nahm sich nun der Patientin schwesterlich an und trug sie jeden Morgen auf ihrem Rücken in das Wildbad und wieder zurück. Aber es schien mit der Kranken eher schlimmer als besser zu werden, und ein starker Hautausschlag, der sich bald zu der Gicht gesellte, vermehrte die Zahl ihrer Schmerzen. Als daher nach drei Wochen ihr Töchterlein kam, sich nach der Mutter umzusehen, während eine Nachbarin in Malnitz das verlassene Haus hütete, begehrte sie mit Thränen großer Sehnsucht, wieder heimgetragen zu werden, damit sie auf ihrem Bette sterben und in der Erde ihrer Heimat ruhen könnte. Aber ich trat kräftig und streng dazwischen und sagte zur Tochter: Du, Christel, gehst wieder heim und kommst nicht eher wieder, als bis ich es dir sagen lasse. Du brauchst deiner Mutter das Herz nicht noch schwerer zu machen. Und zu der andern sagte ich: Ihr aber, Staudacherin, bleibt, wo Ihr seid. Ich meine, Ihr habt Euch bisher ein wenig zu viel auf das Wasser verlassen. Aber Wasser thut's nicht allein. Verlaßt Euch nur von nun an ganz und allein auf den Herrn, und er wird's wohl machen.

Das Töchterlein versprach darauf, nimmer zu kommen, bis man es rufe, und kehrte im Mondschein über die Tauern zurück. Die Mutter machte dann wieder wie zuvor auf dem Rücken meines Weibes alle Tage den Weg in das Wildbad und zwar bald mit sichtbarem Erfolg. Zuerst wurde ihr Gemüt ruhig, heiter, ja fröhlich, als wollte der Heiland die Kur von innen heraus anfangen, wie bei dem Gichtbrüchigen, dem er zurief: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!“ Dann kehrte der Schlaf zurück, und als sie eines Morgens aufwachte, konnte sie ihre Finger, die lange gekrümmt waren, wie die Krallen des Raben, wenn er auf einem Zweige sitzt, wieder strecken und zum Gebete in einander legen. Einige Tage darauf konnte sie sich plötzlich wieder auf die Füße stellen, zum großen Erstaunen der Leute, die mit ihr in dem gemeinschaftlichen Bade waren. Später legte sie den Weg von meinem Hause in das Bad an Krücken zurück. Zuletzt brauchte sie auch nicht mehr mein Weib zum An- und Ausziehen des Bademantels. Sie war wieder ganz gesund, wieder jung und erneut, wie ein Adler durch die Federung, ein Wunder in den Augen aller, die sie vor zwei Monaten gesehen hatten und sie nun sahen.

Zu jener Zeit befand sich in dem Wildbad ein Graf aus Bayern, ein leutseliger Herr. Der war zum fünfzigsten Mal nach Gastein gekommen, und wir wollten ihn nicht wieder fortlassen, ohne mit ihm ein Jubiläum gefeiert zu haben. Wer an den Bergen umher wohnte, von denen man nach Gastein hineinschauen kann, zündete am Abend vor dem Feste große Scheiterhaufen an. Am Morgen darauf wurde ein feierlicher Kirchgang gehalten. Zuerst kamen die Bergknappen und bliesen einen Marsch; dann kam der Schulmeister mit seinen Kindern und sang das Tedeum dazwischen; hinter diesen gingen die geistlichen Herren alle von Lend bis nach Böckstein; darauf folgte der Graf. Vor ihm trug ein Ministrant auf einem blauen Kissen die schwere, silberne Grafenkrone, die er in München hatte machen lassen, damit er sie auf dem Altar unserer Kirche niederlege und so auch Gott die Ehre gebe, der ihm fünfzigmal das Bad an Leib und Seele gesegnet hatte; hinter dem Grafen

gingen fast alle Männer des Thals Paar und Paar. Hinter ihnen trug man eine Bahre, wie man sie in der umliegenden Gegend hat, um die Siechen über die Berge in das Wildbad zu tragen. Es war dieselbe, auf der wir drei Monate zuvor die Staudacherin aus Malnitz herbeigebracht hatten. Sie war für den Festtag mit Bändern geschmückt und wurde von vier Knaben getragen. Denn sie sollte in der Kirche zerlegt und dann neben dem Altare zum Gedächtnis aufbewahrt werden. Die Frau selbst, an der sich die Hilfe des Herrn so verherrlicht hatte, ging hinter der Bahre, geführt von zwei Töchtern des Grafen und in einem langen Zuge von Weibern begleitet. Das Tuch, welches sie auf ihrem Kopfe trug, hatten die Gräfinnen mit eigener Hand genäht, und die neuen Kleider, welche sie anhatte, waren aus dem Gemeindesäckel angeschafft worden. — Nach dem Gottesdienste wurden die ärmeren Badegäste von dem Grafen im Wirtshause gespeist. Die Staudacherin saß oben an, und vor ihr stand eine zinnerne Schüssel, in welche für sie legte, wer einen Zwanziger oder Thaler übrig hatte. Aber sie behielt nur den Doppeldukaten mit dem Lamme Gottes, den der Graf eingelegt hatte, und verteilte das übrige unter die, welche mit ihr zu Tische saßen.

Ich fürchtete, die gute Frau möchte durch das große Getümmel um sie herum, durch die vielen Wohlthaten, womit man sie überhäufte, und unter der großen Ehre, die man ihr anthat, von neuem krank werden. Aber es bewährte sich auch an ihr, daß eine Seele, die wie die ihrige in Gott ruht, weder von der Freude noch von dem Leid zu sehr angerührt und bewegt wird.

Nach dem Freudenfeste, meinte ich, sollte die Frau noch einen Tag unter meinem Dache ruhen; aber sie wollte nicht. Von dem Fest nach Hause gekommen, packte sie ihre wenigen Habseligkeiten in ein Bündlein und ging zeitig zu Bette. Früh um 2 Uhr trat sie mit mir den Rückweg an, frisch und munter, wie eine Gemse, wenn sie im Morgentau von den Matten in die Schroffen zurückkehrt. Das letzte Viertel des Mondes stand am Himmel. Um die siebente Stunde waren wir schon am Kreuze.

Vor demselben gegen Kärnthen zu lag schon eine andere

Person, die mit ihrem Gesichte fast die Erde berührte, und unter viel Seufzen und Schluchzen betete. Sie schaute nicht nach uns auf, als wir herankamen, und wir störten sie nicht, sondern knieten auf der anderen Seite zum Gebet nieder.

Während wir noch beteten, stand die andere Person auf und grüßte, als sie an uns vorüberging, nach unserer guten Landesweise mit den Worten: Gelobt sei Jesus Christus! und ich antwortete: In Ewigkeit Amen! Die Staudacherin aber fuhr, als wäre sie vom Himmel herab gegrüßt worden, in die Höhe, und die beiden Weibspersonen standen einander wie Salzsäulen gegenüber. Als sie wieder lebendig wurden, rief es von der einen Seite: Bist du's Christel? und von der andern: Seid denn Ihr's Mutter? Und die Freude war unbeschreiblich.

Die Tochter hatte lange meinem Befehl gehorcht und war daheim geblieben, um nicht wieder durch einen Besuch ihrer Mutter das Herz schwer zu machen. Aber als eine Woche um die andere verging, ohne daß ihre Mutter kam oder etwas von sich hören ließ, wurde ihre Angst immer größer und war zuletzt nicht mehr zu ertragen. Sie sah in ihren Träumen die Mutter im Sarge liegen, sie sah, wie der Priester ihr Grab mit dem Weihwedel besprengte, und konnte diese Träume den ganzen Tag über nicht mehr aus dem Kopfe bringen. Deswegen übergab sie eines Tages das Haushalten der Nachbarin und machte sich früh, da es noch finster war, auf den Weg. Am Kreuze auf der Scheideck kam sie mit der Mutter zusammen.

Der Morgen war lieblich. Wir setzten uns unfern von dem Kreuze unter einen Felsen, der die Sonnenstrahlen zuließ und dem frischen Wehen des Ostwinds den Zugang wehrte, und erquickten uns mit einigen Brosamen von dem gestrigen Mahle. Christel berichtete dabei der Mutter, es stünde im Hause alles wohl. Aus den sechs Bienenstöcken des Vaters wären indes zwölf geworden, und hinter jeder Geiß liefen zwei Zicklein zur Weide, und der geistliche Herr habe ihr jede Woche etlichemal etwas von seinem Tische geschickt. — Nach diesem Bericht nahm die Mutter den Doppeldukaten mit dem Lamme Gottes, durch welchen sie ein Loch

gebohrt und ein grünes Schnürlein gezogen hatte, und hing ihn der guten Christel um den Hals.“

3.

So erzählte der Schneider von Gastein, aber nicht in einem Stück, sondern mit vielen Unterbrechungen, so daß ich seinen Bericht an meinem Schreibtische aus vielen Bruchstücken erst wieder zusammensetzen mußte, wie eine zerbrochene Tasse, welche man kitten will. Denn als wir auf unserem Wege nach Malnitz die Scheideck der Tauernkette überstiegen und das Kreuz auf der Grenze zwischen Salzburg und Kärnthen im Rücken hatten, fing das Unwetter an, fast unerträglich zu werden. Die Windstöße von Süden her wurden immer heftiger und anhaltender, der Schnee fiel wie Nadelspitzen in die Augen und benahm jede Umsicht. Wir durften zwar nur immer bergab gehen, um unserem Ziele näher zu kommen; aber der Schnee ging schon fast allenthalben über die Kniee, an manchen Stellen war er so angehäuft, daß wir Umwege nehmen mußten. Alle Tiefen und Löcher waren mit Schnee bedeckt, wie Wolfsgruben mit Laub, und wir mußten bald in Entfernungen von mehreren Schritten hinter einander gehen, damit die andern zu Hilfe kommen konnten, wenn einer eingesunken war.

Die Mattigkeit und Erschlaffung des Leibes und der Seele, welche mit dem längern Waten in tiefem Schnee verbunden sind, stellten sich bald ein. Wir schwitzten nicht mehr wie beim Erklimmen des nördlichen Abhangs der Tauernkette, unser Blut konnte keinen Schweiß mehr abgeben, eine trockene, höchst unangenehme Fieberhitze war an seine Stelle getreten. Wir, nämlich ich und mein Reisegefährte, wir hatten große Lust, uns in den Schnee zu legen. Denn wir machten in jenen Augenblicken an uns selbst die Erfahrung, wie im Winter zwischen dem müden Wanderer und seinem Grabe nur ein kleiner Schritt ist, den zu thun es keine Überwindung kostet, sondern der so leicht gethan wird, als wenn ein Schlaftrunkener von dem Stuhl, auf dem er sich entkleidet hat, in ein weiches Federbett steigt. Aber unser Führer, zwar schwächeren Leibes, aber stärkeren Geistes denn wir, ließ die starke Ver-

suchung nicht über uns Herr werden. Er führte uns unter vielfachen Ermunterungen von einem Schneewall zum andern, wie ein tapferer Offizier seine stürmenden Soldaten von Schanze zu Schanze. Wir müßten, sagte er unter anderm, doch bald an den Heuschuppen des Wirts von Malnitz kommen; hätten wir diesen erreicht, so wären wir geborgen. Der Speicher liege an einem Wasserfall, und wir möchten nur von Zeit zu Zeit horchen, ob wir nicht das Rauschen desselben hörten. Er selbst habe kein scharfes Ohr.

Wirklich hörten wir auch bald, als wir unsere Aufmerksamkeit darauf gerichtet hatten, ein Rauschen, welches gleichmäßig anhielt, während das Brausen der Windstöße bald von längerer und bald von kürzerer Dauer war. Aber, ob wir nun gleich wußten, welche Richtung wir einzuschlagen hatten, so war doch die Gefahr nicht überstanden. Zwischen uns und dem Speicher konnten noch undurchdringliche Schneelager sein. Der Wind durfte sich nur ein wenig drehen, und wir hätten von dem rauschenden Wasser, nach welchem wir unsern Weg richteten, nichts mehr gehört. Das trübe Tageslicht begann in die Abenddämmerung überzugehen. Tief von Malnitz herauf, woher wie aus einem tiefen Schlunde die Windstöße kamen, hörten wir die Vesperglocke läuten, bald heller und bald dumpfer, je nachdem ihre Töne mehr in den Fluten des Luftstromes untergingen oder auf denselben fortgerissen wurden. Als sie auch in das Ohr unseres Führers drangen, bekreuzte er sich und sprach halblaut vor sich hin:

Liebster Mensch, was mag's bedeuten
Dieses späte Glockenläuten?
Es bedeutet abermal
Meines Lebens Ziel und Zahl.

Dieser Tag hat abgenommen,
Bald wird auch der Tod herkommen;
Drum, o Mensch, so schicke dich,
Daß du sterbest seliglich.

Diese bekannten Worte aus einem alten Liede entrückten mich aus den Kämpfen mit Sturm und Schnee, und versetzten mich in die Stube, wo ich so oft mit Vater und mit Bruder und Schwester

in der Abenddämmerung gebetet hatte. Meine ganze Seele war eine Viertelstunde bei diesen Lieben und vergaß darüber die irdische Hülle, die eigentlich nicht mehr ging, sondern ohne Haltung dahin wankte, wie ein Boot, in welchem der Steuermann träumt und die Ruderer schlafen. Da rief der Führer: „Gott sei Lob und Dank!“ Denn wir waren indes um eine Felsenecke getreten und standen vor dem Speicher, welchen der Schneider mit diesem Freudenrufe begrüßte.

Der Speicher stand auf Pfählen, so daß das Regenwasser darunter weglaufen konnte. Eine Thüre zu ebener Erde hatte er nicht, sondern nur sieben oder acht Fuß über dem Boden eine Öffnung, die mit einem Laden verschlossen war. Aber für das Auge eines Fremden war da keine Leiter und noch weniger eine Stiege zu sehen, und ohne ein solches Mittel konnte man die Öffnung nicht ersteigen. Ohne unsern Führer wären wir daher vor dem Speicher gestanden, wie ein fremdes notleidendes Fahrzeug vor den Scheren bei Stockholm ohne einen Führer. Wie dieses nicht allein in den Hafen, so hätten auch wir nicht ohne unsern Leitsmann in die ersehnte Hütte eingehen können. Er kannte aber die Gelegenheit. Aus einem Schneehaufen, der sich an der Rückseite des Speichers angelehnt hatte, wühlten wir mit unsern letzten Kräften die eingeschneite, massive Leiter heraus und bedienten uns ihrer zum Erklimmen der Öffnung. Der Laden davor war nur ganz einfach mit einem hölzernen Riegel verschlossen. Und so kamen wir ohne weitere Schwierigkeiten in den innern Raum der Hütte, die zu zwei Dritteln ihrer Höhe mit Heu angefüllt war. Die Leiter, diese fliegende Treppe, zogen wir uns nach und hängten sie an einen Zapfen unter dem Dache, damit, wie der Schneider sagte, die Wölfe und Bären sich den Appetit vergehen lassen müßten, wenn sie uns etwa witterten. Auch streiften einige Ausreißer in den Tauern umher, und diese wären noch weniger willkommen zu heißen als jene Bestien.

In dem Speicher befanden wir uns weit besser, als in so manchem Wirtshause auf dem übrigen Teil unseres Weges an das adriatische Meer. Die Hütte, ganz aus Holz erbaut, war noch neu

und gegen Wind und Wetter wohl verwahrt. Das wohlriechende Bergheu hatte fast noch seine volle Sommerwärme, wenigstens die Temperatur der warmen Herbsttage, die dem Unwetter fast einige Wochen ohne Unterbrechung vorangegangen waren. Kopfkissen und Decken konnten wir uns aus demselben leicht bereiten, wenigstens der Erzähler mit der Fertigkeit, die er sich als Knabe in so manchem Heumagazine seiner Heimat angeeignet hatte. — Als wir uns aus unserem Vorrate mit Speise und Trank erquickt hatten, schlossen wir auch den Laden mit einem tragbaren Nachtriegel, welchen mein Freund, der süddeutschen Wirtshäuser wegen, zur Vorsorge mitgenommen hatte. In der Hoffnung, am nächsten Morgen wieder weiterziehen zu können, schliefen wir ein und die ganze Nacht hindurch fort.

Aus unserm Schlafe erwacht, öffneten wir das Fenster der Arche. Das Wetter hatte sich noch nicht geändert. Wir mußten bleiben und sahen einem langweiligen Tage entgegen, wie Seeleute in einer Windstille. Dazu riet uns der Führer beim Frühstück, unsern Speisevorrat möglichst zu sparen, weil es sein könnte, daß wir in unserer Hütte noch länger als einen Tag damit wirtschaften müßten. Er selbst sei einmal in einem solchen Speicher, wie in einem Blockhause von Wind und Schnee belagert, zwei Tage und Nächte gelegen.

Wären übrigens wir Wanderer aus dem Altmühlthal allein in der Arche gewesen, so würden wir gewiß den größten Teil des Tages mit Schlafen zugebracht haben, und wir müssen es heute noch dem wackern Mann von der Nadel zuschreiben, daß es auch nicht eine Viertelstunde lang dazu kam. Ohne ein überlästiger Schwätzer zu sein, wußte er unsere Ohren immer in Anspruch zu nehmen und auf eine eben so wenig ermüdende als aufdringliche Weise aus dem Schatze seiner Erfahrungen ein Ding nach dem andern hervorzuholen.

Nachdem wir ihn unter andern gefragt hatten, warum jene sechs Männer von Malnitz, welche das gichtbrüchige Weib über die Tauern trugen, eine Wallfahrt nach Hofgastein gelobt und unternommen hätten, gab er uns die folgende Geschichte zum besten, welche der Erzähler in diesem Buche wieder gibt, weil sie

dazu dienen kann, dem freundlichen Leser den ernsten Charakter des Hochgebirgs noch näher zu bezeichnen.

„Ich weiß es wohl, begann unser Führer, daß man in protestantischen Ländern über die Weinkeller der Klöster dieses und jenes spricht. Mag es damit stehen wie es wolle, das geht mich nichts an; wie es aber in dem Kloster von Villach zugeht, weiß niemand besser als ich, weil ich als Geselle mit meinem Meister oft darin arbeitete an Kutten und Meßgewändern. Die Mönche erhielten jeden Tag ihr Krüglein Wein; aber ich meine, auch St. Augustin hätte weder an dem Gefäß noch an der Portion darin ein Ärgernis genommen. Auch jeder durstige Wanderer bekommt, wenn er darum bittet, ein Krüglein mit einem Trunk. Hat er's, so legt er dafür ein Scherflein in den Opferstock auf dem Kreuzgang; hat er's nicht, so ist der Bruder Kellermeister mit einem Vergeltsgott zufrieden, und der Pförtner gibt den Segen darein. Aber käme auch der reiche Mann und sagte, nachdem er sein Krüglein geleert hätte: „Noch eins! ich will's bezahlen!" so würde der Bruder Kellermeister antworten: „Der Prior hats verboten," das Krüglein ganz ruhig in den Spülkessel tauchen und wieder an seinen Platz in das Eckschränklein stellen. — Reichten nur unsere Schenkwirte auf dem Lande und in der Stadt ihren Gästen auch nicht mehr, als Bruder Franziskus den seinen, ich meine, es wäre für die Gäste am besten, und den Wirten könnte es der Herr auf eine andere Weise gut thun."

„Aber, Meister Erzberger, so werden die sechs Männer noch lange nicht ihre Wallfahrt beginnen," warf mein Freund aus einer finsteren Ecke der Arche dazwischen, um einem langen Sermon von Seiten des Schneiders zu begegnen.

„Nun, fuhr dieser fort, indem er den Laden einen Augenblick öffnete und eine Schar Schneeflocken hereinstürzen ließ, als wollte er damit andeuten, daß wir bei solchem Wetter keine Eile und nichts zu versäumen hätten, — nun, das Kloster in Villach hat seit unfürdenklichen Zeiten bei Udine Weingärten. Ein reicher und gottesfürchtiger Mann vermachte sie dem Kloster zur Erquickung der Pilgrime und Wanderer, und die Mönche sollten nach

seinem Willen nicht minder von dem Gewächs des Weinstocks trinken, damit auch sie daran dächten, daß sie Pilgrime und Wanderer wären. — Die Mönche lassen die Weingärten im Herbst lesen und den Most den Winter über in Udine in den Kellern unter der Kelter liegen. Jedes Frühjahr schicken sie dann einige Dienstleute ihres Klosters hin und lassen den Wein abholen. Heuer traf jene sechs Männer in Malnitz die Reihe.

Diese nahmen drei Wagen, von denen jeder mit vier Ochsen bespannt war, und fuhren langsam nach Udine zu, über Villach und durch Tarvis. Hinter diesem Flecken läuft die Straße ein gutes Stück zwischen dem Fuße des Bredils und einem See hin, so daß man weder zur Rechten, noch zur Linken ausweichen kann, es sei denn, daß man ein Schifflein hätte über den See zu fahren, oder Flügel, um über die Felsenwände zu fliegen. — Im Sommer ist diese Straße vom Berg aus lieblich anzuschauen wie eine große graugelbe Wasserschlange, die sich am blauen See sonnt. Aber sie ist auch zu Zeiten so gefährlich hinterlistig wie eine Natter. Kaum waren die Männer auf ihr angekommen, als es auf einmal anfing, über ihnen zu donnern. Ein großer Schneesturz ging ungefähr hundert Schritte vor ihnen nieder, und der Sturm, der ihn begleitete, riß sie fast in die Tiefe des Sees mit sich fort. Sie standen einige Augenblicke wie Leute, neben denen der Blitz eingeschlagen hat, und wandten dann um. Aber kaum schauten ihre Deichseln wieder gen Tarvis zu, so kam ein zweiter Schneesturz den Bredil herab und versperrte ihnen auch den Rückweg. Es war Nachmittags um die dritte Stunde.

Die armen Leute waren nun so schlimm daran, als Israel im Thale zwischen den Ägyptern und dem Schilfmeere. Hinter und vor ihnen lagen zwei Wälle, über welche nur ein flatterndes Schneehuhn hätte entkommen können, rechts und links hatten sie auf der einen Seite die schroffen Wände des Bredils und auf der andern den See. Dieser hatte sich wohl in der kalten Märznacht mit einer Eisrinde überzogen; aber die Rinde war nicht so stark, um Männer zu tragen, und doch dick genug, um einen Kahn aufzuhalten, besonders in der Mitte, wo noch eine große Scheibe vom Wintereis schwamm.

Für einen Menschenfuß gab es aus dieser Klemme keinen Weg, sondern nur für das Gebet und den Blick, und auch dieser stieß, wenn er sich zum Himmel kehrte, auf die Schnee- und Eislasten, welche noch hoch über den Männern hingen, und die der mindeste Anstoß zum Rutschen und Fallen bringen konnte. Kleinere Brocken löſten sich fast unaufhörlich von ihnen ab, zerschlugen sich im Herabrollen an den Felsen und rieselten auf die Männer als Gries herunter. Es mußte ihnen dabei zu Mute sein, als rieselte das letzte Restlein Sand aus ihrer Stundenuhr auf ihre Häupter.

Ja, denkt euch, meine Herren, fuhr der Schneider fort, nachdem er sich einen Augenblick besonnen hatte, wir stünden jetzt, statt unter diesem leichten Schindeldach, unter dem großen Gewölbe der Domkirche in Salzburg; alle Thüren und Pförtlein des Gotteshauses wären verschlossen, das weite Gewölbe aber hätte durch und durch einen großen Riß, und aus diesem rieselte fort und fort Sand auf unsere Häupter. Denkt euch das recht lebhaft, und ihr habt eine Vorstellung von der damaligen Lage der Malnitzer am Fuße des Bredils.

Für die in Bleiberg jenseits des Sees waren die Donnerschläge, von denen die Schneestürze begleitet waren, gleichsam Notschüsse, und sie sahen von Anfang an, in welcher Klemme und Todesgefahr sich ihre Landsleute befanden. Die von Tarvis kamen zu ihnen eiligst herüber, und berieten sich mit ihnen, was zu thun sei. Ein Versuch, den Malnitzern mit einem Kahn zu Hilfe zu kommen, mißglückte. Sich durch die Schneewälle zu graben, wäre für die Knappen, die aus den Bleigruben hervor eilten, ein gar Leichtes gewesen; aber so lang der schnell eingetretene Tauwind wehte, konnten jeden Augenblick noch mehrere und größere Schneestürze nachkommen. In jenen Stunden unter den Wänden des Bredils arbeiten, wäre ebensoviel gewesen, als unter einer wankenden Stadtmauer mit Hacke und Schaufel hantieren. Der Berghauptmann ließ also seine Leute nicht ziehen, ob sie gleich bereit waren, Hand an das Werk zu legen. Er wollte das Leben von etwa fünfzig Familienvätern, welche ihm der Kaiser anvertraut

hatte, nicht gegen die nur wenig wahrscheinliche Rettung von sechs Männern einsetzen. Und wir werden sehen, daß er recht daran that.

Zuletzt erschien noch auf einer Anhöhe am See, den Schneestürzen gerade gegenüber, der Pfarrer von Tarvis mit seinen zwei Kaplanen in den Gewändern, welche die geistlichen Herren bei Leichenbegängnissen zu tragen pflegen. Er zeigte den Malnitzern das Hochwürdigste, wie dem Kaiser Maximilian geschehen sein soll, als er sich an der Martinswand verstiegen hatte.

Die Männer zwischen den Schneestürzen sahen daraus, daß sie von ihren Landsleuten aufgegeben seien; aber sie verloren Mut und Besinnung nicht, sondern gebrauchten, wie es Christen ziemt, mit Besonnenheit alle die Mittel, die ihnen der Herr über Leben und Tod zu ihrer Rettung noch übrig gelassen hatte. Sie spannten ihre Ochsen aus und banden sie an die Erlenbäume am See, sich selbst bauten sie unter einer etwas überhängenden Felsenwand teils aus den einzelnen Teilen ihrer Wagen und teils mit dem Heu, das sie von daheim für ihr Vieh mitgenommen hatten, eine Hütte. Die Leitern lehnten sie, drei neben- und immer zwei übereinander an den Felsen, die Bretter von den Wagen legten sie darauf. Von den Heubündeln machten sie vorn und hinten Wände, die sie mit den ausgehobenen Rädern und Deichseln befestigten. Denn sie wollten sich weniger gegen Wind und Wetter, als gegen einen noch nachkommenden Schneesturz sichern. Sie arbeiteten emsig wie Murmeltiere, wenn sie ihre unterirdischen Wohnungen zum Winterschlaf zurichten und die Röhren, das heißt die Ausgänge derselben mit Gras und Moos verstopfen.

Der Südwind wurde inzwischen immer heftiger und führte einen neuen Schneesturz herab, bald nachdem die Männer ihren Bau vollendet und sich hineinbegeben hatten. Die Massen fuhren aber da, wo sich die Malnitzer eingebaut hatten, einige Fuß über den Rand der Felsenmauer hinaus, und bildeten auf der Heerstraße einen Aufwurf, und erst die obere Hälfte des Hügels sank, als sie das Übergewicht bekommen hatte, langsam auf die Hütte der Fuhrleute zurück. Die Leitern und Bretter krachten wohl

einigemal unter der schweren Last, brachen aber unter derselben nicht zusammen.

Nun wollten die jüngeren und unerfahreneren von den Verschütteten anfangen, sich selbst aus ihrem Grabe herauszuwühlen; aber der alte Walther am Gsteig riet, die Reuthauen, welche sie bei sich hatten, lieber gegen das Schutzdach zu stemmen, als sonst zu gebrauchen, und dann ruhig abzuwarten, bis sie von den Bergknappen herausgegraben würden. Er setzte seine schönste Kuh gegen eine Ziege, daß die Dächse mit ihren Hinterledern noch vor Sonnenaufgang anfangen würden zu wühlen.

Dies geschah auch. Als der Tag graute, und der Berghauptmann sah, daß sich der alte Bredil auf der Seeseite ganz rein abgeschüttelt habe, ließ er seine schwarzen Maulwürfe los. Diese griffen die Schneewälle von Tarvis aus an, und zwar mit aller Kraft, die in ihren geübten Armen lag. Denn die Arbeit galt nicht armseligen Bleiadern, sondern andern Adern, in denen noch Bruderblut rinnen konnte. Außerdem hatte der Berghauptmann seinen Leuten für jeden Malnitzer, den sie lebendig herausgraben würden, ein Fäßlein Klosterwein verheißen.

Bis es wieder dämmerte, war alles geschehen. Die Malnitzer stiegen unversehrt, aber doch bleich, wie Begrabene, aus ihrer Gruft hervor. Die Fuhrwerke wurden wieder zusammengesetzt und von den dienstfertigen Leuten nach Tarvis zurückgeschoben, wie Triumphwagen. Die Ochsen konnten nimmer ziehen. Sie waren alle erstickt, zur großen Freude einer Zigeunerfamilie, die in jenen Thälern umherzieht und das Verbot vom Erstickten nicht respektiert.

Die Mönche in Villach lösten ihre geretteten Lehnsleute mit einem Fasse Udiner, den sie später unterwegs für die Knappen in Bleiberg abladen ließen, womit diese ihr Osterfest feierten, ein jeglicher jedoch in dem Maße, wie es im Kloster selbst den Wanderern gereicht wurde. Das Geld zu den Osterlämmern hatte der Kaiser zur Belohnung für die Rettung seiner Unterthanen gegeben."

4.

Damit schloß unser Führer seine Geschichte. Uns aber wurde die hochdeutsche Sprache, womit er erzählte, und die ziemliche Gewandtheit, womit er sich ausdrückte, immer auffallender, und ich richtete daher in der Finsternis der geschlossenen Arche die Frage an ihn, ob der Meister Erzberger auf seiner Wanderschaft viel im nördlichen Deutschland herumgekommen sei, da er weit anders rede, als alle seine Landsleute von Golling an bis zu diesem Speicher.

„Ich bin nicht weiter gekommen als bis nach Salzburg, antwortete der Schneider, und von da nach einem halben Jahre wieder heim. Bei dem Meister in Salzburg habe ich aber das Reden nicht gelernt. Denn diesem war der Schöndank zu viel, den er mir manchmal auf meinen „guten Morgen“ gegeben hat. Kann ich besser reden als meine Landsleute, so habe ich es zum Teil von den Badegästen gelernt, die ich in den Bergen herumführte, meistens aber aus einem großen, alten Buche, das vor langer Zeit durch meinen Großvater in meine Familie gekommen ist, und von dem man nicht gerne redet, wie von einem verborgenen Schatze, weil man fürchtet, es könnte sich diese oder jene Hand darnach ausstrecken.“

„Was für ein Buch ist es denn? Was steht auf dem Titelblatte?“ fragten wir Wanderer aus dem Altmühlthale hastig und in aufwallender Neugierde.

„Das Buch, antwortete der Schneider mit gedämpfter Stimme, als offenbarte er uns ein großes Geheimnis, fängt an mit den Worten: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und schließt mit dem Gruße: Die Gnade unsres Herrn Jesu Christi sei mit euch allen! Amen.

In diesem Buche lernte ich lesen. Denn die Winterschule, die zu meiner Zeit der Badmeister in Gastein hielt, konnte ich von meiner Einöde aus nicht besuchen. Manche Eltern, die in solchen Einöden hausen, unterrichten auch jetzt noch ihre Kinder selbst, wie die Isländer, von denen neulich ein Herr aus Dänemark im Wildbad erzählte. Auch mein seliger Vater that es.

Er las mir die Geschichten in dem Buche vor, noch ehe ich selbst lesen konnte. Aber jedesmal sagte er am Ende: Hänsli, wenn du den Leuten etwas von dem großen Buche sagst, dann thue ich es wieder in den Stollen auf dem Berge, woraus es gekommen ist, und du magst sehen, wer dir wieder Bilder zeigt und dazu erzählt."

Mein Reisegefährte, welchen der Bildungsgang des Schneiders nicht sehr ansprechen mochte, öffnete dazwischen den großen Laden des Speichers. Der Wind hatte sich etwas geändert, und die großen Schneeflocken flogen vorüber, während sie noch vor einer Stunde geraden Wegs und scharenweise in das Heumagazin hereingestürzt waren. An ein Aufbrechen und Weitergehen war jedoch nicht zu denken, sondern nach den Mahnungen unseres Appetits vorerst an das Mittagessen. Als aber der Führer die Reste unseres Vorrats aus dem Korbe gethan und vor unsern Augen ausgebreitet hatte, mußte auch diesem Gedanken der Abschied gegeben werden. Die Knochen unserer Kalbskeule lagen schon so bloß, und des Brotes war schon so wenig geworden, daß wir einmütig beschlossen, das Mittagsmahl auszusetzen und bis auf den Abend zu fasten oder bis an den folgenden Morgen, je nachdem es die Umstände und ferneren Aussichten erheischen würden.

Der Laden wurde also wieder geschlossen, der wandernde Schneider aber that nochmals seinen Mund auf und erzählte:

„Mein Großvater hütete einmal als Knabe an einer steilen Halde des Berges, der dem Rathausberge nach Süden gegenüber liegt und an dem wir gestern vorübergegangen sind, seine Ziegen und bald gesellten sich, wie gewöhnlich noch zwei andere Knaben zu ihm. Sie setzten sich zusammen an ein Feuer, das die Nadeln an den Wedeln der Zwergföhre prasselnd verzehrte, und sprachen, wie sie es verstanden, von diesem und jenem, auch von den glänzenden Goldadern, welche sie finden würden, wenn sie nach einigen Jahren als Knappen in die tiefen Gruben einfahren dürften. Desgleichen wünschten sie, daß sie einmal auf eigene Rechnung eine Goldstufe finden möchten so groß wie eine Milchgelte daheim. Vor vielen, vielen Jahren, erzählte bei dieser Gelegenheit einer der

Knaben, als der Herr Bischof von Salzburg eine ganze Gemeinde wegen Abfalls von der Kirche aus dem Tefferegger Thal austrieb, sei ein Mann aus Gastein in den alten Stollen da unten hineingegangen und habe weit dahinten ein Licht über dem Schatz darin brennen sehen. Aber hinter dem Licht hätte es geseufzt und gestöhnt, wie eine arme Seele, die erlöst werden wollte, und darüber wäre er so erschrocken, daß er wieder umgekehrt und über Hals und Kopf davon gelaufen wäre. Etliche Tage darauf hätte er mit einigen Kameraden noch einmal in dem alten Stollen gesucht, aber nichts weiter weder gesehen noch gehört.

Über dieser Erzählung ihres Mithirten bekamen die beiden andern Knaben Lust, selbst einen Versuch anzustellen. Mein Großvater zog den Rest einer Wachskerze aus seiner Tasche. Seht, sagte er dabei zu seinen Spielgesellen, das ist das Übrige von einer geweihten Kerze. Des Meßners Sohn hat sie mir unterwegs für meine große Schwester mitgegeben, welche bei den Leuten näht und gern einen glatten Faden hat. Der Rosenegger kann ihr ein anderes Stück schicken. Meine Else hat ohnedies noch drei, immer eins größer als das andere, in ihrer Truhe. Dieses Trumm brennt wohl noch so lange als ein Hochamt dauert, und wir können damit den alten Stollen untersuchen, und wäre er auch noch einmal so lang, als von da bis zum Rathausberg hinüber. So weit aber der Schein einer geweihten Kerze reicht, müssen die bösen Geister aus dem Wege gehen.

Das leuchtete den beiden andern Burschen sogleich ein; denn der böse Geist der Schatzgräberei war in sie gefahren. An ihre Ziegen dachten sie nimmer. Und das wundert mich nicht, da schon mancher weit ältere Knabe über dem Schatzgraben nicht bloß ein Dutzend Ziegen, sondern Amt und Ehre, Weib und Kinder vergessen hat.

Mein Großvater zündete seine geweihte Kerze an, hielt den alten Topf darüber, in welchem die glühenden Kohlen zum Anschüren des Hirtenfeuers aus dem Wildbad heraufgetragen worden waren, und stolperte seinen Kameraden voran in den Stollen, der nur etliche hundert Schritte entfernt war. Die kecken Knaben

gingen nun tief in den unterirdischen Gang hinein. Das Tageslicht, welches durch den Eingang hereinfiel, erschien ihnen am Ende nicht mehr viel größer als der Abendstern. Aber sie sahen nichts als die nackten Felsenwände, und hatten noch keine Stecknadel, geschweige denn mehr gefunden, als sie an die Stelle kamen, wo ein herabgesunkenes Felsenstück das Weitergehen wie ein Fallgitter verwehrte. Die Schatzgräber kehrten also um. Auf dem Rückwege bekam die brennende Kerze, wie man bei uns zu sagen pflegt, einen Räuber, und während mein Großvater beschäftigt war, das Licht mit dem Finger zu putzen, bemerkten seine Freunde an der Seite des Ganges Steine, die ganz leicht auf einander geschichtet waren. Voll Neugierde nahmen sie die Steine über die Hälfte hinweg und eröffneten sich dadurch den Eingang in eine kleine Zelle, die sonst den Bergleuten zur Aufbewahrung ihrer Werkzeuge gedient haben mochte. Nun lag aber zum großen Schrecken der Neugierigen ein vertrockneter und ganz wohl erhaltener Leichnam darin. Er lag auf dem Rücken, seine Hände waren gefaltet, seine Kleider ein Sonntagsanzug. Kurz, alles ließ vermuten, daß der Mann in dem Stollen nicht verschüttet worden war, sondern in der Verfolgung von 1685 darin seine Zuflucht gesucht und bald seinen Tod gefunden hatte. Doch mußten ihn seine Freunde, die vielleicht schon im Begriff waren, aus den Salzburger Landen zu scheiden, auf das eilfertigste bestattet haben. Denn in einer Ecke der Zelle stand noch neben einer Lampe, wie man sie bei uns auf den Tisch stellt, ein großer zinnbeschlagener Krug, und darunter lag ein Säcklein.

Der älteste unter den Knaben öffnete vor allen Dingen den Sack. Da er aber nur ein altes Buch darin fand, warf er ihn auf die Seite und nahm den Krug. Der andere wählte die Ampel von Messingblech, und mein Großvater als der kleinste und schwächste unter seinen Gesellen, warf seinen alten Topf weg und langte nach dem Säcklein. Dann verließen die Knaben eilends die Gruft. Die unbedeckte Kerze verlosch nun zwar bald, aber das Tageslicht, das von ferne durch den Eingang hereinfiel, diente ihnen zum Leitstern. So kamen sie wohlbehalten wieder ins freie, einige

leichte Beulen abgerechnet, welche sie sich in übergroßer Eile an den vorstehenden Felsenecken stießen.

Die Ziegen hatten nicht auf die Schatzgräber gewartet, sondern waren schon an ihren Stallthüren als Ankläger ihrer nachlässigen Hirten erschienen. Mein Großvater wurde daher auch als Mietling von seiner strengen Mutter mit einer vollen Tracht Schläge empfangen, obgleich der Knabe meinte, er habe in seinem eroberten Säcklein eine hinreichende und vollgültige Entschuldigung bei sich. Denn er hatte ja mehr als einmal gehört, wie seine Mutter zu dem Vater sagte: Wenn ich nur wieder einmal ein gutes Buch bekommen könnte, ich gäbe gern einen Finger aus meiner rechten Hand darum.

Doch auf das Ungewitter folgte desto schöneres Wetter. Als meine Urgroßmutter endlich das Säcklein geöffnet und das Buch darin gefunden und aufgeschlagen hatte, war sie vor Freude außer sich, und dankte Gott unter vielen Thränen, daß er ihr Flehen so gnädig erhört hatte. Ihr Söhnlein hinter dem Tisch bei seiner Abendmilch hatte nun vollauf zu thun, seinen Hornlöffel zu handhaben und nebenbei die Fragen der Mutter wegen des gefundenen Schatzes zu beantworten. Sein Vater verbot es ihm aber aufs ernstlichste, jemand von seinem Funde etwas zu sagen.

Seitdem, fuhr der Schneider fort, also fast seit hundert Jahren ist das Buch in meiner Familie. Mein Großvater, mein Vater und ich, wir haben darin das Lesen gelernt. Aber das ist das Geringste. Ich möchte es vielmehr die Sonne in meinem Hause nennen. So lange es darin ist, war es geistlicher Weise unter unserem Dache immer so ruhig und stillfreundlich, wie in einer Stube nach dem Winter, wenn die Sonne den Schnee auf dem Dache schmelzt und dabei so erquicklich durch das Fenster scheint, daß der Kanarienvogel anhebt zu dichten."

Während unser Führer also erzählte, fiel das Tageslicht durch die Scheinlöcher im Dache und durch die Ritzen der Wände immer heller auf unser Heulager. Der Gefährte öffnete den Laden, und wir sahen nun, daß sich das Wetter gänzlich geändert hatte.

Sogleich wurde mit dem Rest unseres Speisevorrats ein Freudenmahl angestellt und bei geöffnetem Laden offene Tafel gehalten. Dann brachen wir auf und wateten vollends nach Malnitz hinab.

Stöber.

55. Wessen Licht brennt länger?

Mitten im Böhmerwald steht der hohe Arber, ein Markstein zwischen dem deutschen Reiche und dem Lande der Böhmen. In seinen Klüften und auf seinen Urwäldern rasten die Wolken, die aus den südwestlichen Ebenen kommen, und speisen zum Dank dafür seine Brunnen, und die klaren Quellen sammeln sich am Fuß des Berges in einem kleinen See.

An dem See stand vor vielen, vielen Jahren eine Fischerhütte aus Holz und Stroh, und einen Steinwurf davon auf dem Hügel ein Schloß aus Granitquadern und mit einem kupfernen Dach, das Weidhaus genannt. In der Hütte wohnte ein Fischer mit seinem Knaben, und in das Schloß kam alle Jahre im Herbst oder Winter, je nachdem es den Hirschen galt oder den Säuen, der Herr von Haldenstein auf die Jagd, nicht allein, sondern immer mit einem wilden Haufen von Jägern und Hunden, Junkern und Edelfrauen, die den Jagdspieß geschickter führten, als die Nadel, und die Reitpeitsche lieber als die Spindel.

Dann war eine böse Haushaltung in dem Schloß. Der Kellermeister fluchte zwischen den Fässern, der Koch in der Küche, der Wildmeister unter den Rüden, der Freiherr am Spieltisch, wenn kein Jagdwetter war, und seine Frau unter den Kammermägden. Auf dem Dache knarrten die Windfahnen, auf den Stiegen sangen die Katzen, in den Gängen dröhnte der Zugwind, die Hunde heulten im Hofe, und die Thüren wurden fort und fort zugeschlagen, daß es lautete wie ein Heckenfeuer vor der Schlacht. Auf der hohen Rüster neben dem Schloß hatten zwei Elstern ihr Haushalten. Der Freiherr und seine Gesellen zechten bis Mitternacht, die Leibjäger, wenn sie ihre Herren zu Bette geführt hatten, noch ein paar Stunden länger. Waren sie dann endlich, wenn der Tag graute, zur Ruhe gegangen, so schliefen sie, bis das Jagdhorn sie wieder weckte. Ein Sonntag aber stand in dem Kalender des Freiherrn nicht;

das Weidhaus hatte auch keine Kapelle, wie andere christliche Schlösser, keinen Altar und kein Meßbuch, und der Kaplan, den der Herr von Haldenstein jedesmal in seinem großen Gefolge hatte, hielt da seine Ferien und nahm Teil an dem wilden Vergnügen.

In der Hütte am See war es anders. Wann im Winter das Feuer auf dem Herde und im Sommer das Feuer an dem Abendhimmel erloschen war, hörte man unter dem Strohdache nichts mehr, als ein Abendlied, ein Gebet und dann das leichte, ruhige Atmen des Fischers und seines Sohnes im Schlafe. Zum Morgenlied meckerten die Geißen hinten im Stall um ihr Futter, und den ganzen Tag über wurden der Alte und sein Knabe nicht lauter als die Wellen im See, welche an die Seiten des Nachens schlugen, weil sie nichts Besseres zu thun hatten.

Auf das Schloß ging der Schiffer nicht gerne. Denn er war einer von den böhmischen Brüdern, ein frommer, gottesfürchtiger Mann, und die Flüche nnd Narrenteidinge, welche er im Weidhause hören mußte, waren ihm von ganzer Seele zuwider. Es deuchte ihn zuweilen, als höre er durch den abscheulichen Lärm hindurch die Töne der Hölle, die sich ihrer Opfer freute und sie jubelnd dahin führte. Seinen Knaben, der ihm immer die Fische im Lägel den Schloßberg hinauf tragen half, nahm er nie in das Weidhaus mit hinein, sondern ließ ihn draußen am Hofthore warten, bis er die Karpfen und Forellen dem Koche vorgewogen und dafür das Seine empfangen hatte. „Mein Kopf und mein Herz, dachte der fromme Mann, tanzen nicht mehr nach dieser Musik; aber der Fuß meines Toni stehet noch nicht so fest.“

Aber einmal — es war am heiligen Christabend — rief die gnädige Frau den Jungen, der, mit den Händen unter dem Hosenträger, an dem Hofthore lehnte und pfiff, zu sich in ihr Zimmer, legte ein schweres böhmisches Goldstück in seine Hand, und sprach zu ihm: „Toni, gehe eilends hinunter nach Zwiesel zum Italiener und kaufe sechs Pfund Wachskerzen; denn es ist heute bei uns Bankett und Tanz, und den Küchenjungen hat der Sultan gebissen.“

Und der Knabe beurlaubte sich bei seinem Vater und lief hinab in den Flecken. Es hatte in diesem Jahre noch nicht geschneit. Die Meisen trieben in den Erlen- und Weidenbüschen ihre lustigen Gaukeleien, und die Felsen sonnten sich an der Sommerseite des Thals. Auch bei dem Krämer in Zwiesel war heiteres Wetter. Er gab mit großer Freundlichkeit dem Knaben zu den langen weißen Kerzen noch drei kleinere, bunte darein, und sagte: „Toni, die zündest du heute abends dem Christkindlein an, und diesen Pfefferkuchen im Fließpapier teilst du mit deinem Vater. Wenn die Herrschaft im Weidhaus fort ist, soll er seine Fische wieder mir bringen und dem geistlichen Herrn auf die Fasttage."

Den Knaben freute die Weihnachtsgabe, und ob es gleich heimwärts bergauf ging, so brauchte er doch zum Rückweg eine halbe Stunde weniger als zum Hinweg. Auf Geheiß der Schloßfrau bekam er als wohlverdienten Botenlohn einen Mariengroschen und ein Krüglein Met. Die brachte er seinem Vater.

Der hätte nun gern die Kerzen des Toni aufgehoben und nach und nach angezündet; aber der Knabe meinte, man dürfte dem Jesuskinde schon etwas zu Ehren thun, machte Gestelle aus weichem Thon, steckte die bunten Kerzen hinein und zündete sie, als sich der Tag geneigt hatte, alle drei mit einander an, daß die Fischerstube noch nie so erleuchtet gewesen war, so lange sie stand. Mit seinen Fingern, die am Ruder hart geworden waren, putzte er sie, und sein Vater las dabei die zwei ersten Kapitel des Evangelisten Lucas. Darnach genossen sie mit Danksagung den Met und den Pfefferkuchen.

Draußen vor der Hütte auf der Bank, wo der Fischer seine Netze auszubessern oder auch zu stricken pflegte, saß der Engel des Herrn im Mondschein. Die Nacht war wohl ziemlich kalt; aber die Engel haben eine andere Natur denn wir, und es friert sie auch in den Eisbergen nicht, zwischen denen das Nordlicht hervorstrahlt. Es war ihm aber befohlen worden, den Fischer und sein Haus zu behüten. Was er bewachen sollte, wußte er wohl nicht. Denn wenn in der Hütte auch einiges war, was Rost und Motten verzehren können, so lag doch in ihr kein Ding, dem die Diebe nachgraben.

Auch drohte kein Sturm. Denn der Himmel war Ein Stern, und der See darunter ein glatter Spiegel, in welchem die weißen und die gelben Lichter am Firmament und im Schloß widerstrahlten. An Feuersgefahr war auch nicht zu denken, denn auf dem Herd in der Hütte lag nur noch ein Kohlenhaufe, der unter seiner leichten Aschendecke ruhig fortglimmte. Aber die heiligen Engel sind gehorsamer und nicht vorwitzig wie die Menschenkinder. Und der auf der Bank des Fischers sprach in seinem Herzen: „Weiß ich auch nicht, was ich hier schaffen oder hüten soll, so weiß es doch der Herr Herr, der mich hieher gesandt hat."

Dieweil wurde es dem Baalzebub, dem obersten der bösen Engel, draußen im Reiche immer schwüler und enger. Nahte er sich einer Kirche, so spielte die Orgel, und die Leute darin sangen dazu: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Schaute er durch das schwitzende Fenster in eine helle Stube hinein, so sah er nichts als Krippelein und goldene Engel und unschuldige Kindlein, welche vor Freude darüber in die Hände schlugen und zu gleichen Füßen einen Sprung nach dem andern machten. Steckte er seinen Kopf in eine Wirtsstube, so war's darin so öd und wüste, daß Käuzlein und Uhu hätten einkehren mögen. Darüber ward er nach und nach so unwirsch, daß er sich auf den Rücken des Nachtwindes setzte und von demselben das Thal hinauf tragen ließ, um in den unterirdischen Klüften des Arber seinen Ingrimm zu verbergen. Nicht weit von der Fischerhütte stieg er ab und hinkte weiter. Als er aber um einen Felsen bog und das hell erleuchtete Weidhaus erblickte, da änderte er seinen melancholischen Vorsatz und sprach bei sich: „Hier will ich bleiben, so wahr sie mich Belial heißen. Alle Lichter, welche da droben angezündet sind, vom ersten bis zum letzten, brennen für mich."

Wiederum trotzig geworden, wollte er auch an dem Engel vor der Fischerhütte nicht geradezu vorüber gehen, sondern sagte zu ihm: „Freund, welche Lichter werden heute länger brennen, die deinen oder die meinen?"

Der Engel des Herrn erwiderte sanft: „Der Ewige weiß es", und setzte nach diesem seine Hut wieder fort.

Im Weidhaus mischte sich Belial ungesehen unter seine Leute, wie der Geist des Glühweins, der neben dem Saal auf dem Schenktische in großmächtigen Näpfen dampfte und dann den Pulsschlag in den Adern der Gäste beschleunigte, wie der Takt der Musikanten auf dem Orchester. Die Tanzenden wirbelten im Kreise umher, wie Blätter und Federn in der Windsbraut, die einer Gewitterwolke vorausläuft. Die Kerzen schneuzte dabei Satanas selbst mit unsichtbarer Hand. Denn seine Lichter sollten ja dreimal länger brennen, als die Lichter in der Hütte am See, und von der Dienerschaft dachte niemand daran.

Was im Schloß diente, versah sein Amt in der Schenke oder gaffte durch die offenen Saalthüren auf die wirbelnden Frauen und Herren. Nur der Wildmeister war ganz allein unten im Keller, der fast durch das ganze Schloß hinlief, und selbst Satanas dachte nicht an ihn, weil man in so guter und großer Gesellschaft einen einzelnen alten Freund leicht vergißt.

Der alte Schlemmer hätte schon längst wissen mögen, was für Weine in dem kleinen Seitengewölbe liegen, in welches man aus dem Hauptkeller durch ein niederes Pförtlein gelangen konnte. Eine bessere Gelegenheit, den geheimnißvollen Inhalt der unterirdischen Zelle zu erforschen, konnte es nicht geben als an diesem Abend. Er zündete daher die Ampel der Küchenmagd an, nahm den Schlüsselbund des Kellermeisters und stieg in die Tiefe hinab. Die Lampe brannte ihm zu trübe, deswegen füllte er aus einem angezapften Faß einen Becher mit Franzbranntwein, nahm aus dem Korb des Kellermeisters eine Hand voll Werg, zündete es an und warf es auf den Spiritus. Nun erleuchtete eine große blaue Flamme das weite und hohe Gewölbe. Dann öffnete er die Seitenzelle, wälzte eines von den zwanzig Fäßlein, die darinnen auf einander lagen, heraus, bohrte ein Loch in den Boden, steckte eine Holunderröhre hinein und legte dann die Tonne auf ein Lager, um ihren Inhalt mit Muße zu kosten. Es war aber kein Wein darin, sondern schwarzes, körniges Pulver, das durch die Röhre herausrann, wie Streusand aus einer umgeworfenen Büchse. Denn in dem Gewölbe lag noch von dem dreißigjährigen

Kriege her ein Vorrat von grobem Schießpulver, das man nicht in die Jagdflinten brauchen konnte.

Staunend glotzte der Wildmeister das rinnende Pulver an. Aber nicht lange. Von der offenen Kellerthüre herab kam ein Zugwind und führte von dem brennenden Werg ein Fünklein in das auf dem Boden liegende Pulver.

In diesem Augenblicke sah der Engel vor der Hütte am See, wie sich das kupferne Dach auf dem Schloß von einander that und einer Rauchsäule Platz machte. Ein dumpfer, schwerer Knall folgte darauf. Und nun wußte der himmlische Bote, warum er zum Dienst um der frommen Leute willen ausgesandt worden war. Denn er hatte vollauf zu thun, um die schweren fliegenden Trümmer des Schlosses von der Hütte abzuwehren und so das Leben ihrer Bewohner zu erhalten. Ja, hätte er nicht seine Fittiche ausgebreitet, wie eine Henne über ihre Küchlein, so würde der gewaltige Luftstoß das Hüttlein ergriffen und in den See geworfen haben. Auf den Knall eilten auch der Fischer und sein Sohn bestürzt hinaus vor die Thüre, und sahen noch die turmhohe Rauchgarbe, die sich allmählich senkte und über den See hinlegte. Von dem Schlosse standen noch die vier Mauern, und durch die offenen Fenster und Thüren schien der Mond. Drinnen und rings umher glimmte kein Fünklein mehr, und alles war totenstill. Nur der See war noch von den hineingeworfenen Trümmern bewegt. Erschüttert kehrten die Leute unter ihr Strohdach zurück, dankten dem Herrn für ihre gnadenvolle und wunderbare Erhaltung und löschten ihre Lichter aus.

Einige Monate darauf, als das Wasserhuhn im Schilfrohr am See brütete, kamen Verwandte des Freiherrn von Haldenstein aus Böhmen und suchten unter den Ruinen des Weidhauses. Aber obgleich noch alles lag, wie es in der Schreckensnacht gefallen war, — der Fischer hatte gewissenshalber nichts angerührt, — so fanden sie doch nichts von den Kostbarkeiten, die sonst in dem Hause gewesen waren, nicht einmal ein Löffelein, das man in den Kaffee tauchte, geschweige denn mehr. Nach der vergeblichen Mühe erquickten sie sich aus dem wohlversehenen Behälter des Fischers mit

Forellen und Karpfen. Bei dem Mahle sagte der älteste unter ihnen zu dem Knaben, der ihm ein Körblein mit Erdbeeren vorgesetzt hatte: „Toni, was du noch von den Sachen im Schloß finden solltest, mit Schaufel oder Netz, das sei dein. Gedenke dafür unser in deinem Gebet."

Mit Schaufel und Hand suchte zwar Toni auch, fand aber nie etwas. Erst später nach etlichen und mehreren Jahren, immer wenn das alte Netz am Zerreißen war, und ein neues geschafft werden sollte, fügte es sich, daß er einen Pokal oder eine silberne Schüssel oder des etwas aus der Tiefe des Wassers an das Land zog. In Zwiesel, wo er seinen Vater begraben hatte, kaufte er Hanf dafür. Sein Weib spann ihn, und er verstrickte das zubereitete Garn mitten unter vier Knaben, von denen einer rotwangiger war und munterer als der andere.

Da ward erfüllt das Wort der Schrift (Hiob 27, 13—21): „Das ist der Lohn eines gottlosen Menschen bei Gott, und das Erbe der Tyrannen, das sie von dem Allmächtigen nehmen werden: Wird er viele Kinder haben, so werden sie des Schwerts sein, und seine Nachkömmlinge werden des Brots nicht satt haben. Seine übrigen werden im Tode begraben werden, und seine Witwen werden nicht weinen. Wenn er Geld zusammen bringet wie Erde und sammelt Kleider wie Leimen, so wird er es wohl bereiten, aber der Gerechte wird es anziehen, und der Unschuldige wird das Geld austeilen. Er bauet sein Haus wie eine Spinne und wie ein Hüter einen Schauer *) machet. Der Reiche, wenn er sich legt, wird er es nicht mitraffen, er wird seine Augen aufthun, und da wird nichts sein. Es wird ihn Schrecken überfallen wie Wasser, des Nachts wird ihn das Ungewitter wegnehmen. Der Ostwind wird ihn wegführen, daß er dahin fähret, und Ungestüm wird ihn von seinem Ort treiben."

Stöber.

56. Rabbi Meir und seine Gattin.

Rabbi Meir, der große Lehrer, saß am Sabbat in der Lehrschule und unterwies das Volk. Unterdessen starben seine

*) Obdach gegen schlechte Witterung.

beiden Söhne, beide schön von Wuchs und wohl unterrichtet im Gesetze. Seine Hausfrau nahm sie und trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Bett und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hause. „Wo sind meine Söhne, fragte er, daß ich ihnen den Segen gebe?“ „Sie sind in die Lehrschule gegangen,“ war ihre Antwort. „Ich habe mich umgesehen, erwiderte er, und bin ihrer nicht gewahr geworden.“ Sie reichte ihm einen Becher, er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbats, trank und fragte abermals: „Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Weine des Segens?“ „Sie werden nicht weit sein,“ sprach sie und setzte ihm vor zu essen. Als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: „Rabbi, erlaube mir eine Frage!“ „Sage an, meine Liebe!“ antwortete er. — „Vor wenig Tagen, sprach sie, gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie von mir zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben?“ „Dies sollte meine Frau nicht erst fragen, sagte Rabbi Meir; wolltest du Anstand nehmen, einem jeden das Seine wiederzugeben?“ „O nein, versetzte sie, aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwissen nicht.“ Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. „Ach, meine Söhne, jammerte der Vater — meine Söhne!“ Sie wandte sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern, wiederzugeben, was uns zur Verwahrung anvertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt!“ — „Der Name des Herrn sei gelobt!“ — stimmte Rabbi Meir mit ein.

Engel.

57. Butimar.

Salomo war ein herrlicher und großer Fürst, wie kein anderer seiner Zeit. Wenn er nun auf seinem Throne saß, und seine Diener vor ihm standen, und die Gesandten aller Völker sich vor ihm bückten, oder wenn er von dem Söller seines Hauses auf die Stadt hinabschaute, die er herrlich geschmückt hatte, und hinaus in das reiche Land, über das sein Scepter gebot, da überfiel

ihn oft der Gedanke an den Tod, und es schmerzte ihn, alles verlassen zu müssen, was er mit Fleiß und Mühe geschaffen hatte, und er jammerte über das Los des armen Menschen, der so schnell dahin welkt. Dann rief er aus in der Bitterkeit seines Herzens: „Ja, es ist alles eitel, alles ist ganz eitel! Das Thun des Menschen ist voll Mühe, aber er hat von seiner Mühe nichts, und der Gerechte stirbt wie der Thor!"

Als er nun auch eines Tages solche Klagen ausgeschüttet hatte, und ihm das Herz noch ganz schwer war, und seine trüben Blicke an der Erde hingen, traf sein Auge ein ungewöhnlicher Glanz. Ein Engel schwebte zu dem Palmbaume herab, unter dem er saß. Das Gewand des Engels war wie das Kleid des Himmels; seine Schwingen wie Purpur und Gold, und ein demantnes Gefäß strahlte in seiner Hand. So stand er vor dem trauernden König und sprach: „Ich komme von dem Throne des Ewigen. Gott hat deine Klagen vernommen und mich mit dem Wasser des Lebens zu dir geschickt. Wer davon trinkt, der wird nimmer sterben. Die Wahl ist dein. Leben und Tod liegt in deiner Hand; thue nach der Weisheit, die dir verliehen ist."

Nachdem der Engel diese Worte gesagt hatte, setzte er das glänzende Gefäß an den Fuß des Palmbaums und kehrte zum Himmel zurück.

Da er nun zu keinem Entschlusse kommen konnte, und die Lust zum Leben und die Furcht leben zu müssen einander die Wage hielten, ließ er seine Räte berufen, und erzählte ihnen, was sich zugetragen hatte, und fragte sie um ihre Meinung. Was ihm die geraten haben werden, könnt ihr leicht denken. Wer möchte nicht einem guten und weisen Könige das längste Leben wünschen. Sie baten ihn also alle, von dem Wasser der Unsterblichkeit zu trinken, und sich dadurch der Freuden des Lebens auf ewige Zeit zu versichern.

Nur einer der Räte fehlte. Der weiseste von allen, und der erfahrenste, wie er von allen der bejahrteste war, ein Feind der Schmeichelei, und auch im Angesichte seines Königs aufrichtig und wahr. Wie nun Salomo den Rat der anderen vernommen

hatte, sagte er: „Wo ist Butimar, Assans Sohn, die Leuchte meines Rates und der Leitstern der Erkenntnis?“ —

Da antworteten die Räte, Butimar liege krank auf seinem Lager, und könne sich nicht erheben.

Der König aber schickte Boten zu ihm, die sein Bett auf die Schultern nahmen und in den Diwan trugen. Als er nun angekommen war, sagte ihm der König, was geschehen war, und begehrte seinen Rat. Da antwortete Butimar, halben Leibes sich aufrichtend, von seinem Lager: „Größter der Könige, ist auch andern vergönnt, von diesem Wasser zu trinken?“ — „Nur mir, antwortete der König, hat es Gott gesandt.“ — „So werden denn, fuhr der weise Butimar fort, wenn du davon trinkst und sich dir Jahre an Jahre endlos reihen, deine Freunde und Diener dahin sterben, du wirst deine Kinder und deine Gattin zu Grabe tragen und dich umsonst nach ihnen sehnen; denn sowie sie nicht auf die Erde zurückkehren können, so kannst du auch die Schranken nicht durchbrechen, welche die Erde von dem Wohnplatze der Verstorbenen trennen. Jetzt stehst du wie die Ceder des Waldes in deiner Herrlichkeit und breitest zahlreiche Zweige zum Himmel aus, und dein Volk wandelt fröhlich in ihrem Schatten. Mit jedem Jahre aber werden deiner Zweige weniger werden, und es wird öde um dich sein, wie um den dürren Stamm, der trauernd in der Wüste steht. Denn das Leben des Einsamen ist eitel Traurigkeit und Jammer.“

Nachdem nun Butimar geendigt hatte, neigte Salomo sein Scepter gegen ihn und sagte: „Du hast recht gesprochen. Die Erde ist der Vergänglichkeit Wohnsitz. Die Sonne geht auf und unter. So auch des Menschen Sohn. Und wie die Sonne, nachdem sie sich in die Nacht getaucht, mit noch größerer Herrlichkeit aufersteht, so geht auch der Mensch aus der Nacht des Grabes hervor, und beginnt einen neuen und schönern Lauf in Gottes ewigem Reiche.“

Und als der König auf diese Weise gesprochen hatte, begab er sich wieder zu dem Palmbaum; und sieh, das Wasser war in dem Gefäß vertrocknet. Da kniete er nieder und sagte betend: „O

Herr, vergib mir meine Thorheit und meine Klagen! Wie du die Welt und das Leben der Sterblichen geordnet hast, so ist es recht. Denn nur bei dir ist Fülle der Weisheit. Darum geziemt es dem Menschen, sich deinem Gebot in Demut zu fügen, dein Geschenk zu genießen, so lange du es ihm verstattest, und, wenn du es zurückverlangst, es ohne Murren in deine Hände niederzulegen."

Jacobs.

58. Entdeckung eines Diebstahls.

Auf einem Reichstag zu Nürnberg trat ein reicher Kaufmann mit einer Klage gegen seinen Gastwirt vor den Kaiser Rudolf von Habsburg. „Ich habe dem Wirte, sagte er, einen ledernen Sack mit Gold gefüllt in Verwahrung gegeben, und nun leugnet er den Empfang des Goldes und will es nicht mehr herausgeben." Als der Wirt, ein vornehmer reicher Bürger der Stadt, desselben Tages mit anderen Abgeordneten zur Aufwartung erschien, unterhielt sich der Kaiser, leutselig wie er war, mit einem jeden; auch den Wirt fragte er nach Namen, Gewerbe und Familie. Dann, wie von ungefähr, fuhr er fort: „Sieh, du hast da einen hübschen Hut; wie wär's, wenn wir tauschten? Du erhältst freilich nur einen alten Hut, aber den Hut des Kaisers, und ich bekomme bei dieser Gelegenheit einen neuen, der mich keinen Heller kostet". Der Wirt willigte gerne ein, und Rudolf setzte den eingetauschten Hut auf. Dann ging er hinaus und sandte einen Bürger zu der Frau des Wirtes; der zeigte ihr den Hut ihres Mannes mit den Worten: „Sehet da, von wem ich komme. Ihr sollt mir für den Eigentümer dieses Hutes sogleich den ledernen Sack mit dem Golde übergeben." Die Frau, welche keine List ahnte, gab den Sack ohne Bedenken her. Als nun der Kaiser das Gold in Händen hatte, trat er mit dem Hute wieder in den Saal. Der Kaufmann wurde gerufen und mußte die Anklage wiederholen; der Wirt leugnete hartnäckig. Da zog Rudolf den Sack hervor und legte dem Wirt den Betrug öffentlich an Tag, worüber derselbe Mut und Sprache verlor. Dem Kaufmann wurde sein Gold zugestellt, der Wirt aber mußte zur Buße eine große Summe Geldes zahlen.

59. Der Löwe.

Ein armer Sklave, der seinem Herrn entlaufen war, wurde zum Tode verurteilt. Man brachte ihn auf einen großen weiten Platz, der mit Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu.

Der Löwe sprang grimmig auf den armen Menschen zu, blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, hüpfte voll Freude um ihn herum und leckte ihm freundlich die Hände. Die Leute verwunderten sich und fragten den Sklaven, wie das komme?

Der Sklave erzählte: „Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir herein und zeigte mir seine Pratze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an versah mich der Löwe mit Wildbret, und wir lebten in der Höhle friedlich beisammen. Bei der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt und beide gefangen, und nun freut sich das gute Tier, mich wiederzufinden.“

Alles Volk war über diese Dankbarkeit eines wilden Tieres entzückt und rief laut: „Es lebe der wohlthätige Mensch und der dankbare Löwe!“ Der Sklave ward freigesprochen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn vom Richtplatze wie ein zahmes Hündchen und blieb, ohne jemand ein Leid zu thun, immer bei ihm.

Die Dankbarkeit kann wilde Tiere zähmen;
Laß dich, mein Kind, von ihnen nicht beschämen.

Ch. Schmid.

60. Der Bär.

Eigentliche Bären unterscheiden wir bei uns in Europa den schwarzen (kleinen) und den braunen (großen). Es sind dies wohl eigentlich zwei Arten, denn der kleine schwarze hält sich mehr nördlich auf und lebt mehr von Pflanzenkost und Honig; der braune, der auch noch in unsern südlichen Nachbaralpen vorkommt und bis ins südliche Europa und westliche Asien, frißt lieber Fleisch. Beide haben sie indes vieles ganz Übereinstimmende in ihrer Lebensart. Sie wohnen gern in einsamen Wäldern; beide, besonders aber den kleinen, schwarzen, führt ihre Liebhaberei zum Honig, auch häufig

zu den Wohnungen der Menschen, wo man sie gar oft und auf allerhand Weise beim süßen Honig, noch ehe sie ihn verkostet haben, fängt. Nach seinem Aufenthaltsorte im Waldgebirge hin führt ordentlich ein betretener Fußsteig, auf dem man dem Bären gewöhnlich mancherlei Fallstricke legt, unter andern ihn auch durch seinen dummen Jähzorn fängt. Denn am Bären sieht man recht, wie der Jähzorn ganz dumm und blind macht, wenn derselbe manchmal einen schweren Klotz, an dem er sich gefangen hat, zornig von einem Felsen hinunterstürzt und sich selber, weil er ja daran hängt, auch mit, und die Sache doch nicht merkt, sondern zornig brummend den Klotz noch einmal hinaufschleppt, ihn wieder samt sich selber hinunter wirft, bis er sich zerschmettert und so matt gemacht hat, daß er nicht weiter kann. Der Bär hält einige Monate lang Winterruhe; das Weibchen und die Jungen in Höhlen, die alten Männchen in einem Moos- und Reisigbette im Walde, das sie sich selbst zusammengetragen haben. In diesem Lager schlafen sie zwar nicht immer, aber sie liegen doch ganz träge, an ihren Tatzen, die sich dann häuten, saugend da, ohne Nahrung zu nehmen; und die Bärin bekommt auch im Winterlager ihre Jungen. Man jagt den Bären wegen seines Fleisches und Felles, und er ist in manchen Gegenden von Sibirien so hoch geachtet, daß der Mensch für ganz besonders artig gehalten wird, der die Manieren des Bären am meisten (beim Tanzen u. s. w.) an sich genommen hat, und daß die Leute dort, wenn sie einen Bären erlegt und aufgezehrt haben, zuletzt noch den Kopf, in welchem, wie sie glauben, die vernünftige Seele des Tieres wohne, ordentlich bewirten, ihn bitten, er solle doch seinen Verwandten auf den Bergen und im Walde sagen, wie hoch sie ihn geehrt hätten, damit mehrere sich von ihnen fangen ließen, dann aber doch den Kopf mit samt den Früchten essen, die sie ihm in den Rachen gesteckt hatten. Der Bär hat aber auch manchmal in seinem Anstand etwas so Menschenähnliches, daß einmal jemand einen Bären, dem er den Kopf etwas barbiert hatte, für einen wilden Menschen ausgab, der nicht sprechen, sondern bloß brummen könne, wie ein Bär, auch fast am ganzen Leibe so behaart sei wie ein Bär. Der Mann ließ diesen

Menschen, dem er einen roten Rock und eine rote Weste angezogen hatte, für Geld sehen, und es liefen viele Leute hin, die den Spaß glaubten, und sich von dem wilden braunen Manne, der auf einem Stuhle saß und Thee aus einer Tasse trank gleich jedem andern Menschen, die Hand (Tatze) geben ließen und seine große Bärenähnlichkeit bewunderten. Einige glaubten wohl gar, es sei ein reisender Gelehrter, der sich nur einem Bären gleich anstelle, bis endlich ein feiner Kopf bemerkte, daß dieser Reisende nicht sowohl ein Mensch sei, der einige Bärenart und Manieren an sich genommen, als vielmehr ein Bär, der einige Hofmanieren gelernt hatte. Der Mann, dem dieser höfliche Bär gehörte, hatte übrigens gar vieles Geld damit gelöst.

Schubert.

61. Der Tiger.

Der Tiger gehört zu der grofsen Familie der Katzen und ist eines der vollkommensten Glieder derselben. Er ist eine echte Katze ohne Mähne, aber mit etwas starkem Backenbart und mit Querstreifen auf seinem braunen Felle. Aber er ist die furchtbarste aller Katzen, ein Räuber, gegen welchen der Mensch wenig vermag. Anstatt vertrieben oder zurückgedrängt zu werden durch den Anbau des Bodens und den weiter vordringenden Menschen, wird er hierdurch mehr angezogen und hat sogar stellenweise diesen verscheucht. Er weicht der Gefahr, welche ihm Vernichtung droht, nicht aus, sondern geht ihr dreist oder listig entgegen und greift den Menschen an. Noch heutigen Tages haust in Indien eine furchtbare Anzahl von Tigern, und Tausende von Menschen fallen jährlich unter ihren Krallen.

Ehedem gab es mehrere Arten von Tigern; heutzutage kennt man nur den Königstiger, eine herrliche, wunderschön gezeichnete und gefärbte Katze. Höher, schlanker und leichter gebaut als der Löwe, steht der Tiger doch keineswegs hinter diesem zurück. Seine Länge von der Schnauze bis zur Schwanzspitze beträgt gegen 2,6 Meter; man hat aber einzelne männliche Tiere erlegt, welche fast 3 Meter lang waren. Der Leib

ist mehr gestreckt, der Kopf runder als der des Löwen; der Schwanz ist lang und quastenlos, die Behaarung kurz und glatt und nur an den Wangen bartmäfsig verlängert. Das Weibchen ist kleiner, sein Backenbart schwächer. Alle Tiger, welche in nördlicher gelegenen Ländern wohnen, tragen ein viel dichteres und längeres Haarkleid als diejenigen, deren Heimat die heifsen Tiefländer Indiens sind. Die Zeichnung trägt die schönste Anordnung der Farben; die Grundfarbe hell, gelblich; dunkle Streifen laufen über sie hinweg. Wie bei allen Katzen ist die Grundfärbung auf dem Rücken dunkler, an den Seiten lichter, auf der Unterseite weifs. Die Schnurrhaare sind weifs, die Nase ist ungefleckt, die Regenbogenhaut im Auge gelblich braun. Die Jungen sind genau so gezeichnet wie die Alten, nur ist ihre Grundfärbung etwas heller.

Der Tiger ist weit verbreitet. Seine eigentliche Heimat ist Ostindien, aber man findet ihn auch in den Ländern, welche nördlich angrenzen, sogar bis in den südlichen Teil von Sibirien hinein, dann in China, auf Java und Sumatra. Am häufigsten begegnet man ihm in den Rohr- und Graswäldern von Vorderindien, im Schilf und im Buschwerk an den Flüssen. Hier verbirgt er sich, um zu ruhen, von hier aus schleicht er an seine Beute heran, bis er ihr so nahe gekommen ist, dafs er sie mit wenigen Sätzen erreichen kann. Da er alle Sitten und Gewohnheiten der Katzen hat, so sind seine Bewegungen anmutig und dabei ungemein rasch, gewandt und zugleich ausdauernd. Er schleicht dahin, ohne dafs man ihn hört, macht gewaltige Sprünge, klettert rasch und geschickt an Bäumen empor, schwimmt schnurgerade über breite Ströme und ist in jeder Bewegung ausnehmend sicher.

Der Tiger ist kein eigentliches Nachttier, sondern streift wie die meisten Katzen zu jeder Tageszeit umher; doch gibt er den Stunden vor und nach Sonnenuntergang den Vorzug. An den Flüssen, wo die Tiere zur Tränke gehen oder Menschen zu baden pflegen, macht er seine reichste Beute. Fast kein Tier ist vor dem entsetzlichen Räuber sicher. Er greift selbst

junge Elefanten und Nashörner an, die meisten Säugetiere unterliegen seinen Angriffen. Er stürzt sich ebenso auf die stärksten wie auf die schwachen. Auch aus der Klasse der Vögel, selbst aus den Amphibien holt er seinen Raub. Besonders haben es die Pfauen oft mit den Tigern zu thun und kennen ihn deshalb genau. Sie werden auch gewöhnlich zu Verrätern des still dahinschleichenden Raubtieres, indem sie entweder zuvor schnell auffliegen und Schutz vor ihm suchen oder, wenn sie bereits sicher auf dem Baume sitzen, ihre grelle Stimme ertönen lassen, den übrigen Geschöpfen gleichsam zur Warnung.

Der Tiger belauert und beschleicht gleich einer Schlange seine Beute, stürzt dann pfeilschnell auf dieselbe los und schlägt die Krallen mit solcher Kraft in den Nacken ein, dafs auch das stärkste Tier sofort zu Boden stürzt. Die Wunden, welche er mit den Zähnen und den Krallen schlägt, sind immer sehr gefährlich. Selbst wenn die Verwundung nicht tief eindringt, geht das Opfer doch gewöhnlich zu Grunde; denn alle Wunden, welche gerissen werden, sind viel gefahrvoller als solche, welche durch scharfe Werkzeuge hervorgebracht werden. Ein Tiger, welcher ein Kamel angriff, brach diesem mit einem Schlage den Schenkel; ein anderer soll sogar einen Elefanten umgeworfen haben. Pferde, Rinder und Hirsche wagen gar keinen Widerstand, sondern ergeben sich gleich dem Menschen voll Schrecken in das unvermeidliche Schicksal. Blofs die mutigen männlichen Büffel gehen zuweilen auf den Tiger los, und bisweilen gelingt es ihnen, mit ihren Hörnern ihn zu besiegen. Deshalb betrachten sich die indischen Hirten, welche auf Büffeln reiten, für gesichert, während alle anderen immer in Gefahr schweben. Denn selbst auf den Elefanten springt der Tiger, um sich von dort einen Menschen herabzuholen.

Besonders in Engpässen und waldigen Schluchten treibt der Tiger sein Wesen. Glücklicherweise hat man entdeckt, dafs er das Feuer fürchtet; daher gehen vor den Wandertruppen, welche der Hitze wegen gewöhnlich bei Nacht reisen,

immer Fackelträger voraus, um den gefürchteten Feind zu verscheuchen. Aber die Nachzügler fallen doch regelmäſsig dem Tiger zur Beute. Er dringt auch in Dörfer, sogar in Städte ein, wo er nicht selten ein groſses Blutbad anrichtet. Manche Orte, welche solchen Angriffen ausgesetzt sind, wurden von ihren Einwohnern verlassen, so daſs die Tiger dort ihr Lager aufschlagen konnten, wo vorher Landleute ihre friedliche Arbeit betrieben.

Da der Tiger so groſse Verwüstungen anrichtet, so ist es ganz natürlich, daſs man gegen ihn Krieg führt. Die englische Regierung in Indien hat viel für Verminderung dieses gefährlichen Tieres gethan. Sie bezahlt seit geraumer Zeit zehn Rupien oder zwanzig Mark für jeden Tigerkopf. Der Aufwand, welcher im Laufe von dreiſsig Jahren sehr beträchtlich war, hat seine Zinsen getragen; denn manche Gegenden wurden ganz von dem Ungeheuer gereinigt. In neuerer Zeit hat man gelernt, die Tigerjagd regelrecht zu betreiben, und dadurch wird weit mehr ausgerichtet, als durch die Angriffe von einzelnen Männern mit Feuerwaffen geschehen kann. Ganze Heere von Fuſsvolk, Reiterei, Geschütze, Elefanten, Kamele, Pferde, Tragochsen und Karren ziehen gegen die Tiger zu Felde. An gewissen Stellen werden Schieſsstände errichtet; man treibt den Feind durch brennende Fackeln, durch Raketen, durch Trommeln an diese Orte, wo dann der Feuerwaffe viele erliegen.

Aber auch die Jagden, welche einzelne Engländer mit wenigen Gehilfen unternehmen, sind ergiebig, wenn sie mit Überlegung vorbereitet werden. Es gilt für ein besonderes Vergnügen, an einer solchen Jagd teil zu nehmen; und ein Europäer, der sich lange Zeit in Ostindien auf solche Abenteuer verlegt hat, konnte sich rühmen, achtundsechzig Tiger erlegt zu haben.

Auch in Fallgruben werden viele Tiger gefangen, indem man diese durch angebundene Zicklein ködert, deren Geschrei das Raubtier herbeizieht.

Nach Brehm.

62. Der Wolf.

Der Wolf ist jetzt immer mehr von uns weg auf die polnischen und russischen Wälder verwiesen, wo er noch in ganzen Scharen umherläuft und öfters in großer Menge die Schlitten und Wagen anfällt, die durch seine Wälder fahren, dann die Pferde, und wenn es ihm gelingt, auch die Menschen würgt und frißt.

Vor nicht so gar langer Zeit gab es auch noch in unsern deutschen Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube, als wäre sie gestern erst geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat. Es ging nämlich einmal ein Geigersmann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gerne auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald so weit zur Seite ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für den Geiger, da er so ohne weiteres von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, da er unten auf etwas Lebendiges auffiel, was wild aufsprang, und da er merkte, daß es ein Wolf sei, der ihn da mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in der Hand als seine Geige, und in der Angst fängt er an, vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzugeigen, die ihm selber aber diesmal gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolf mußte aber diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen, denn das dumme Vieh fing an, überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unsern musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Die andern Wölfe draußen im Walde, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zwei, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein anderer, auch wohl noch ein dritter und vierter Gast zu seinem bißchen Fleisch in die Grube herein. Unser Kapellmeister in der Wüste guckte indes einmal übers andere in

die Höhe, ob's noch nicht Tag werden wollte; denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen zwanzig Jahre lang alle Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerissen, und da es Tag wurde, riß die dritte, und der Geiger spielte nun bloß noch auf der vierten und letzten, und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen die ganze Nacht hindurch nur noch hungriger war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen. Da kam zum Glück der alte Jobst, der Jäger, der den Wolf schon von weitem singen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Kapellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolfe heraus und erlegte dann diesen. Der Kapellmeister ging aber ganz still seines Weges und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirtshaus war ihm auch so ganz verleidet, daß er zu seinen Kameraden sagte, er wollte sich lieber mit der Nähnadel (denn er war ein Schneider) sein tägliches Brot ergeigen, und wenn er einmal eins auf Saiten aufspielen wollte, so thäte er's lieber in der Kirche als im Wirtshaus, denn von dort sei ein geraderer und sicherer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit dahin, als vom Wirtshaus.

Schubert.

63. Der Fuchs.

Fuchs, rede! Sage deine ganze Geschichte nebst allen deinen listigen Streichen selbst her. Doch lüge nicht mitunter. Märchen darfst du allenfalls wohl mit anbringen. Wie gern hört man nicht das Märchen, daß du mit deinem Schwanze Krebse fangest, während du doch gar keine issest!

Ich, Meister Fuchs, bin so groß als ein mittelmäßiger Schäferhund und sehe auch diesem Hunde fast ganz ähnlich, habe rotgelbe Haare, — doch gibt es auch graue, weiße und schwarze Füchse — und einen langen zottichten Schwanz, wohne in allen nördlichen Gegenden der Welt, in Höhlen unter der Erde, fresse Hühner und

Tauben, Gänse und Enten, und was ich sonst noch von Geflügel erwischen kann, auch Hasen und Kaninchen, und Eier und Käse, Milch und Butter. Habe ich aber alle diese guten Bissen nicht, so nehme ich auch mit Ratten und Mäusen, Schlangen und Eidechsen und Kröten fürlieb. Ach und wie gerne fresse ich nicht Honig und Weintrauben! Den Honig raube ich eben so wohl den Bienen, als den Wespen und Hummeln, und achte gar nicht darauf, wenn sie mich auch gleich ganz jämmerlich zerstechen.

Ist es wahr Fuchs, daß du keine eigene Wohnung bauest, sondern andre Tiere aus der ihrigen verdrängest?

Allerdings. Ich kann mir zwar, wenn ich will, meine Wohnung selbst graben; allein ich thue es nicht gern, weil ich darüber zu viel Zeit verderbe, die ich zu Durchstreichung meiner Gegend weit besser anwenden kann. Ich jage daher lieber die Dachse oder Kaninchen aus ihrem Loche heraus, und mache dasselbe sodann für mich und mein Weibchen und meine Jungen zurecht. Wir bekommen alle Jahr vier bis sechs Junge, die ich nach einigen Wochen mit Tauben, Hühnern, Käse, und was ich sonst Weiches den Bauern abzwacken kann, so lange füttere, bis sie groß und stark genug sind, mit uns gemeinschaftlich auf das Rauben auszugehen.

Ich schlage meine Wohnung gern nahe bei Dörfern und Bauernhöfen auf, damit ich schon von ferne die Hühner gackern, die Hähne krähen, die Gänse schnattern, und das übrige Geflügel schreien hören kann. Nur des Nachts gehe ich gewöhnlich auf das Rauben und Morden aus. Und dies mache ich so: Erst mache ich mir die nahen Dörfer, Meierhöfe und abgelegenen Häuser genau bekannt. Sodann spüre ich das Federvieh darin aus. Hierauf merke ich mir diejenigen Höfe, worin ich Hunde und andere Bewegungen höre. Nun untersuche ich die Mauern und Hecken und andere bedeckte Örter, wo ich am leichtesten durchkriechen oder darüber wegspringen kann. Jetzt schleiche ich ganz langsam an den Ort meiner Bestimmung, setze über Zäune und Mauern, oder krieche und grabe mich unter dieselben durch. Und endlich breche ich in die Bauernhöfe ein und erwürge alles, was mir vorkommt. Ach, wie geht es da nicht über die dummen Gänse und die armen

Hühner her! Werde ich nun in meinem Berufe nicht gestört, so würge und schleppe ich so lange fort, bis mir entweder der Anbruch des Tages oder ein Geräusch im Haus eine Warnung gibt, mich davon zu machen und für diesmal nicht wieder zu kommen oder mich sehen zu lassen. Und so trage ich oft in einer einzigen Nacht auf drei bis vier Tage Fraß genug zusammen.

Eben so mache ich es auch sehr oft auf den Vogelherden. Hat sich da ein Krammetsvogel oder eine Schnepfe oder sonst ein Vogel in einer Schlinge oder Leimrute gefangen, so komme ich den Vogelstellern zuvor und nehme sie weg. Auf dem freien Felde aber überfalle ich die Hasen in ihrem Lager, und jage ihnen zuweilen ein wenig nach. Die Kaninchen besuche ich in ihren unterirdischen Wohnungen; auch die Rebhühner und Wachteln spüre ich mit leichter Mühe auf, und fresse die Mutter nebst ihren Eiern und Kindern weg.

Und das geht dir alles ungestraft hin?

O nein! Man verfolgt und quält mich entsetzlich. Hunde und Jäger und Bauern sind immer hinter mir her, und jagen und verfolgen mich oft ganze Tage lang in einem fort. Man legt mir Schlingen und Fallen und schießt und prügelt mich zu Tode. So lange ich aber noch Kräfte und Atem habe zu laufen, lasse ich mich nicht leicht gefangen nehmen. Überfällt man mich in meinem Bau, so grabe ich geschwind einen andern Ausgang, und fliehe mit Weib und Kind davon, und betrüge den Jäger, der nun vergebens auf meinen Pelz lauert. Ist auch gleich meine ganze Höhle mit Fallen umgeben und mir zur Flucht fast gar keine Hoffnung mehr übrig, so leide ich doch eher den grausamsten Hunger, ehe ich mich in den ersten vierzehn Tagen zum Gefangenen ergebe, und versuche alles mögliche, noch zu entkommen. Hilft aber alles nicht, je nun, so ist es endlich einerlei, ob ich in meiner Höhle verhungere, oder in der Falle eines gewaltsamen Todes sterbe. Ich klaffe und seufze eher nicht, als wenn man mich lebendig ergreift und zu Tode prügelt. Und auch das hält schwer, denn ich habe ein sehr zähes Leben; oft scheine ich tot, wenn ich nur auf einen günstigen Augenblick warte, meine Feinde zu beißen und zu entfliehen.

Ich lebe ungefähr zwanzig Jahre, und lasse mich nicht leicht zähmen. Schlägt man mich des Winters tot, so gibt mein Balg treffliche Pelzkleider, und auch mein Schwanz thut dann allerhand Dienste. Man steckt ihn in die Muffe und hängt ihn um den Hals. Ermordet man mich aber des Sommers, so kann nur der Hutmacher meine Haare gebrauchen. In vielen Gegenden ißt man auch mein Fleisch.

Du hast ganz recht, schlauer Fuchs; dein Sommerbalg ist weit schlechter als dein Winterbalg. Ei, weißt du auch wohl, was der Winterbalg eines deiner schönsten schwarzen Kameraden in Norwegen, Lappland oder Sibirien kostet?

Dreißig bis vierzig, und einige Leute sagen sogar sechshundert bis tausend Thaler.

Ei, das wäre sehr viel! — Soll ich nun erzählen, wie ich mich von meinen Flöhen reinige, ohne Schnauze noch Füße dazu nötig zu haben? und wie ich bei dieser Gelegenheit zu gleicher Zeit Krebse fange?

Gut, erzähle! Wir hören dir gern zu. Aber du weißt wohl, daß man diese Geschichten nicht für wahr hält.

Wenn mich die Flöhe allzusehr plagen, und ich sie gerne einmal los sein will, so nehme ich ein Büschelchen Moos oder Heu oder sonst etwas in der Schnauze, gehe sodann rückwärts, doch sehr langsam, und allmählich, immer tiefer ins Wasser, damit meine Flöhe Zeit behalten, um nach und nach an den Hals und vom Hals auf den Kopf, und vom Kopf in die Schnauze, und von dieser endlich in das Büschelchen Moos oder Heu zu fliehen. Sind sie nun alle im Moos drin, so tauche ich plötzlich unter, und lasse es fallen. Und siehe, so bin ich auf einmal aller dieser häßlichen Peiniger los. Während dieser Entflöhung nun geschieht es zuweilen, daß sich Krebse an meinem wollichten Schwanz so fest anklammern, daß ich sie daran hinschleppen kann, wohin ich will.

Raff.

64. Das Lamm.

Zitternd sah einst das Lamm die ängstliche Wollenherde zum Scheren führen; sah, wie man einem armen Opfer nach dem andern die Füße band, wie man furchtbar klingende Scheren hervor-

zog, und mit unbarmherzigen Schnitten den Zuckenden ihre Kleider raubte. — „Wehe mir! dachte es, wenn ein ähnliches Schicksal meiner wartete; und es wartet auf mich, das weiß ich; schon beginnt meine Wolle stark und dicht zu werden.“ — Von diesem Augenblicke an hatte es keine Ruhe mehr; Kummer und ewiger Schrecken nagten an seinem Herzen, und die Vorstellung künftiger Qualen verbitterten ihm die süßen Kräuter, und die lieblichsten Fluren wurden ihm zur Öde. Endlich erschien der furchtbare Tag; gebunden wurde es hingeworfen und ihm seine Wolle abgenommen. Als aber die Operation vorüber war, da sprang es auf, schüttelte, fühlte Wohlbehagen über die abgeladene Bürde, und sprach nun bei sich selbst: „Traun! es war freilich nicht ganz gut, aber doch nicht den zehnten Teil so schlimm, als ich befürchtete.“

Mensch! ist's mit den meisten Übeln dieses Lebens anders?

Krummacher.

65. Der Igel.

Der Körper des Igels ist unten mit Haaren, oben mit weißen, braun und schwarz geringelten Stacheln besetzt, und hat eine Länge von zehn bis elf Zoll; die Ohren sind kurz, und auch der Schwanz ist nur einen Zoll lang. Er ist in Europa sehr gemein und bewohnt auch Asien bis zum Jaik. Am liebsten ist er in Laubwäldern, Zäunen, Getreidefeldern, kurz an Orten, wo es ihm weder an Versteck noch an Nahrung gebricht. Den Winter verbringt er in einer oft selbst gescharrten, mit Laub, Moos, Heu u. s. w. recht weich ausgepolsterten Höhlung, welche er mit eintretendem Frost bezieht, und wo er, so lange die Kälte anhält, ruhig schläft. Auch in einer kühlen Kammer schläft er den Winter über recht ruhig. Man findet ihn noch im November und schon anfangs März bei gutem Wetter herumlaufend. Seine Nahrung besteht aus kleinen Tieren und Früchten. Vorzüglich liebt er Mäuse und erhascht deren sehr viele. Paßt man ihm in mondhellen Nächten auf, so sieht man ihn leise umherschleichen, öfters, obgleich er sonst langsam ist, plötzlich schnell zufahren, eine Maus haschen und verzehren; Käfer, Regenwürmer, Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern sind ihm ebenfalls sehr angenehm. Will er eine Kröte

fressen, so wischt er sich anfangs nach jedem Bisse, den er gegeben, wahrscheinlich, weil ihm der scharfe Saft nicht behagt, das Maul an der Erde ab. Kleine Vögel und deren Eier verschont er eben so wenig. Birnen, Äpfel und Pflaumen genießt er auch, aber nicht so gern, als tierische Nahrung. Er kann, da er nicht klettert, nur das Obst auflesen, welches am Boden liegt, und wenn er großen Vorrat findet, so wälzt er sich auch darauf, spießt es mit seinen Stacheln an, und trägt es nach seinem Versteck. Im Juli oder August bekommt das Weibchen vier bis acht Junge, welche dritthalb Zoll lang und etwas über einen Zoll dick sind. Nur um das Maul stehen kurze Borsten, übrigens sind sie unbehaart, Augen und Ohren geschlossen. Schon binnen den ersten vierundzwanzig Stunden werden die Stacheln vier Linien lang und sind anfangs ganz weiß. Nach einem Monat hat der junge Igel die Farbe des alten, frißt auch schon allein, obgleich er noch saugt. Wenn er dieses Alter hat, so verläßt er das in einer versteckten Lage angebrachte, weich ausgepolsterte Nest in warmen Nächten und läßt dann seine piepende Stimme hören. Am Tage ruht die Gesellschaft wieder im Neste. Bis zum Winter sind sie etwa halb ausgewachsen.

Obgleich der Igel so scheu ist, daß er sich an unruhigen Orten am Tage fast niemals sehen läßt, nur des Nachts seinen Geschäften nachgeht und sich gewöhnlich bei Annäherung eines Menschen oder Hundes augenblicklich zusammenkugelt und sich durch keine Qual dahin bringen läßt, sich wieder aufzurollen, bis alles sicher scheint, so zeigt er doch in mancher Hinsicht großen Mut. Ich ließ zu einem alten Igel, der seine Jungen säugte, acht Hamster. Sogleich unternahm er einen Angriff auf den, welcher in der Ecke der Kiste saß, die sein Lieblingssitz war. Seine Kopfstacheln waren gesträubt und bildeten eine Art Helm, die Nase tief am Boden hinschiebend nahete er sich und versetzte dem Hamster, der wütend fauchte und ihn oft vergeblich und zu eigenem Schaden in die Stacheln biß, bald Stiche mit seinem Helm, bald Bisse mit seinen Zähnen; dabei fauchte er trommelnd. Abwechselnd griff er auch den in der nächsten Ecke sitzenden Hamster an, und ich mußte diese Gäste, um ihr Leben zu retten, entfernen. Merkwürdig und lächerlich waren die

vielen Kämpfe, welche er gegen Kreuzottern, die er gern frißt, liefern mußte. So wie er diese giftige Schlange in seiner Nähe riecht, rückt er auf sie zu und beschnuppert sie, vorzüglich am Rachen, weil er da bloßes Fleisch riecht, packt aber nicht fest zu, sondern kneipt sie nur oft mit den Zähnen. Die Otter wird wütend, zischt und beißt fürchterlich; er aber kehrt sich nicht im geringsten dran, zuckt auch kaum vor ihren Bissen zurück. Endlich wenn sich die Otter abgetobt hat und ihr Rachen von ihren Bissen, die sie seinen Stacheln gegeben hat, vom Blute trieft, packt er ihren Kopf, zermalmt ihn samt den Giftzähnen, frißt zuerst den Kopf und dann das Übrige. Bei andern Schlangen ist es ihm einerlei, an welchem Teile er zuerst zu fressen beginnt. Er hat oft bei einem solchen Gefecht acht, zehn, zwölf Bisse in die Ohren, das Gesicht, die Lippen, ja sogar in die Zunge erhalten, mit welcher er seine Wunden lecken wollte, und hat doch weder Geschwulst noch sonst einen krankhaften Zustand erlitten. Auch seine an ihm saugenden Jungen blieben gesund. Er ist ein giftfestes Tier. Man hat gesehen, wie ein Igel Hunderte von spanischen Fliegen ohne Schaden fraß. Ein Arzt wollte einen Igel skelettiren, und gab ihm, um ihn zu töten, die heftigsten Gifte, unter andern auch Blausäure und Arsenik ein, aber alles vergeblich. Endlich brachte er ihn noch durch Stickstoffgas vom Leben zum Tode. Der Igel hat sehr viel Ähnlichkeit mit dem Dachse: dasselbe schwarze, kleine, blöde Auge, das fast gar nicht zu sehen scheint, daher immer dem Geruche folgt; dieselbe Nahrung, dieselbe Langsamkeit, die Winterruhe, das Fettwerden im Herbst, das aus dem Bauche kommende Trommeln in der Bosheit; aber es fehlt ihm das gewaltige Gebiß des Dachses, denn er hat nur schwache Zähne und Kinnladen, und Not genug, eine Schlangen- oder Krötenhaut zu durchschneiden.

Ein eigenes Gefühl scheint es ihm zu verursachen, wenn man ihm mit einem Rütchen über den Rücken streichelt; er fährt dann jedesmal die Stacheln sträubend und fauchend empor.

Der Igel ist ein nützliches, aller Schonung wertes Tier, wo man von Schlangen und Mäusen geplagt wird. Will man ihn aber doch wo wegfangen, so geschieht dieses leicht

durch die Rattenfalle, worin eine von den oben genannten Speisen liegt.

Lenz.

66. Das Wiesel.

Das Wiesel ist oben rötlichbraun, unten weiß oder gelblichweiß; der Schwanz wie der Rücken gefärbt, nicht schwarz am Ende. Unter dem Schwanze, wie beim Iltis, Stinkdrüsen. Seine Länge beträgt sechs bis sieben Zoll, die des Schwanzes anderthalb Zoll.

Dieses niedliche schlanke Tierchen ist in Europa gemein und bewohnt auch Asien. Seinen Aufenthalt nimmt es in Klüften und Ritzen, Maulwurfsgängen, Hamster- und Rattenlöchern, im Winter auch in Scheuern und Ställen. Es ist bei Tag und Nacht munter, geht aber mehr des Nachts seiner Nahrung nach. Bei aller Schnelligkeit und Gewandtheit kann es doch nicht so gut klettern, wie das Hermelin oder der Marder. Wird es geplagt, so läßt es aus den genannten Drüsen einen abscheulichen Geruch von sich. Ist es ängstlich, so faucht es ganz leise; macht man es in der Gefangenschaft böse, so springt es, laut aber fein keffend, auf einen los; steckt es in der Falle, so quiekt es; zanken sie untereinander, so zwitschern sie ganz fein. Seine Hauptnahrung besteht in Mäusen, Maulwürfen, jungen Hamstern, jungen Ratten, kleinen Vögeln und Eiern. Selbst Hühnereier tragen sie fort, aber nicht in den Zähnen, sondern unter dem Halse. Frösche verachten sie; aber Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern, ja selbst Kreuzottern werden ihnen zur Beute. Bekommen sie von letzteren mehrere starke Bisse, so haben sie den Tod davon. Man sagt, sie bezwängen die größte Wanderratte in wenig Augenblicken. Ich zweifle sehr daran, und zwar teils aus dem Grunde, weil ihr winziges Mäulchen mit den zwar spitzen, aber doch kleinen Zähnchen keine Möglichkeit zu einem schnellen Siege der Art zu geben scheint, teils auf folgenden Versuch gestützt, der übrigens dem Mute des kleinen Tierchens ein rühmliches Zeugnis gibt.

Zu einem alten Wiesel, das mit anderer Speise schon ganz gesättigt war, setzte ich einen Hamster, der es an Körpermasse

wohl dreimal übertraf. Kaum hatte es den Feind bemerkt, vor dem es wie ein Zwerg vor einem Riesen stand, so rückte es im Sturmschritt vor, quiekte laut auf und sprang unaufhörlich nach seinem Kopfe und Halse. Der Hamster richtete sich empor und wehrte mit den Zähnen und Vorderpfoten den quieksenden Wagehals ab. Lange aber sollte er sich seiner vermeinten Übermacht nicht freuen; es fuhr plötzlich zu, biß sich fest in seine Schnauze ein, und beide wälzten sich nun, das Wiesel laut quieksend, der Hamster dumpf fauchend, auf dem mit Blute sich rötendem Schlachtfelde. Die Streiter fochten mit allen Füßen. Bald war das leichte, gewandte Wiesel, bald der schwere Hamster oben auf. Nach zwei Minuten ließ das Wiesel los, und der Hamster putzte, die Zähne fletschend, seine verwundete Nase. Aber zum Putzen war wenig Zeit; schon war der kleine kühne Feind wieder da, zwickte bald links, bald rechts, und wup! da saß er ihm wieder an der Schnauze und hatte sich fest eingebissen. Jetzt rangen sie eine Viertelstunde lang unaufhörlich unter lautem Quieksen und Fauchen, ohne daß man bei der Schnelligkeit der Bewegungen recht sehen konnte, was geschah, wer siegte, wer unterlag. Zuweilen hörte man die gebissenen Knochen knirschen. Die Heftigkeit, mit der sich das Wiesel bewegte, die zunehmende Mattigkeit des Hamsters schien zu beweisen, daß jenes im Vorteil war. Endlich ließ das Wiesel los, hinkte in eine Ecke und kauerte sich da nieder. Das eine Vorderbein war offenbar gelähmt, die Brust, welche es fortwährend leckte, war blutig. Der Hamster nahm von der andern Ecke Besitz, putzte seine angeschwollene Schnauze und röchelte. Aus dem wunden Fleische der Nase hing einer seiner Schneidezähne hervor, und fiel bei der Bewegung endlich gänzlich heraus. Die Schlacht war nun entschieden. Beide Parteien waren zu einer neuen Anstrengung nicht mehr fähig. Nach vier Stunden war das tapfere Wieselchen tot. Ich untersuchte es genau und fand durchaus keine Verletzung, ausgenommen, daß die ganze Brust, sowie der Schenkel des linken Vorderbeins von den Krallen des Hamsters zerkratzt war. Der Hamster überlebte seinen Feind nur um vier Stunden. Die Knochen seiner Schnauze waren zermalmt; der eine

Schneidezahn war ganz ausgefallen, zwei andere waren wacklig, und nur der vierte saß noch fest. Übrigens sah ich nirgends eine Verletzung, da ihn das Wiesel während des ganzen Kampfes immer fest an der Schnauze gehalten hatte. Kleine Tiere faßt das Wiesel im Genick oder beim Kopf; beim Hamster aber war das Genick für sein kleines Mäulchen viel zu breit, und es hatte sehr wohl berechnet, daß die Schnauze der einzige für einen vorteilhaften Angriff passende Teil war. Ein einziger vom Hamster in des Wiesels Kopf gethaner Biß hätte diesem tödlich werden können; auf die Art, wie letzteres kämpfte, konnte es aber nicht gebissen werden.

Im Mai oder im Juni bekommt das Weibchen vier bis sieben blinde Junge und trägt sie, wenn es beunruhigt wird, im Maule fort. Ein Gleiches thun die andern inländischen Wieselarten. Es sieht wunderlich aus, wenn die erwachsenen Jungen beim Sonnenschein auf Wiesen, wo viele Maulwurfslöcher sind, sich lustig machen und spielen. Jetzt kommen sie alle hervor, necken und beißen sich auf und nieder; man hustet ein wenig; sie stürzen voll Schrecken in die Löcher; dort kommt aber schon wieder eins hervor geguckt; es merkt seinen Feind, kriecht hervor, verschwindet wieder, kriecht wieder hervor, wird immer frecher, und endlich sind sie alle wieder da.

Wo sie den Tauben, jungen Hühnern oder Eiern gefährlich werden, fängt man sie in Rattenfallen weg. Hunde beißen sie öfters tot, Katzen seltener, der Bussard fängt und frißt sie. Auch der weiße Storch fängt Wiesel und verschluckt sie mit Haut und Haaren.

Lenz.

67. Der Strauß.

Strauß! du weißt doch, daß du der größte Vogel, der Riese unter allen Vögeln in der Welt bist?

O ja, das weiß ich wohl. Ich bin so groß als der größte Mensch und wiege siebenzig bis achtzig Pfund. Nicht wahr, ich gebe einen ziemlichen Braten?

So kann man dich also essen?

Ja freilich, und meine Eier auch. Meine Eier sind so groß, daß sich zwei bis drei Personen an einem einzigen satt essen können! denn sie sind so groß als ein kleiner Kindskopf, und wiegen vier bis sechs Pfund. Und solche große Eier lege ich alle Jahre dreißig bis vierzig.

Ich lebe in den unfruchtbarsten Wüsten von Afrika, Arabien und Indien, wo keine Menschen wohnen, und auch selten welche hinkommen. Und, o wie lieb wäre es mir nicht, wenn ich nie einen Menschen sähe! Denn so oft einer zu mir kommt, raubt er mir meine Eier oder meine Jungen, oder bringt mich gar selbst ums Leben. Wie sehr mich oft die häßlichen Neger quälen und verfolgen, ist nicht zu sagen!

Was frissest du?

Kraut und Gras, Samenkörner und Nüsse, und viele andere Baumfrüchte, die ich erwischen kann. Selten aber werde ich von diesen Dingen satt, daher stopfe ich meinen Magen gewöhnlich noch mit Steinen, Holz, Knochen, Stricken, Leder, Eisen, Kupfer, Messing, Zinn, Blei und Glas an. Und zuweilen bin ich auch so dumm und verschlinge glühende Kohlen, die mir aber allemal sehr übel bekommen.

Wie alt wirst du?

Sechzig bis siebenzig Jahre, wenn mir kein Unfall begegnet. Werde ich aber gefangen, zum Reiten gebraucht, öfters meiner Federn beraubt, und sonst noch auf andere Weise gequält, so dauert mein Leben freilich kaum halb so lange.

Reitet man denn auf dir?

Ja! aber nur zum Spaß. Auch in Karren spannen mich die mutwilligen Neger zuweilen, denn ich bin sehr stark und flink, und kann in einer Stunde zwei bis drei Meilen weit laufen.

Samt Karren und Reiter?

Ja, mit beiden. Aber wehe dem Neger, der auf dem Karren oder auf meinem Rücken sitzt, wenn er das schnelle Fahren oder Reiten nicht gewohnt ist! Es vergeht ihm Sehen, Hören und Atemholen.

Nun erzähle mir, großer Strauß, wie du vom Kopf bis auf

die Zehen oder Klauen aussiehst, und wie es mit dem Ausbrüten deiner Eier zugeht?

Ich bin so groß als ein Dragoner, der zu Pferde sitzt, und gleiche sehr dem vierfüßigen Tiere, das man Kamel nennt. Mein Kopf hat viel Ähnlichkeit mit einem Gänsekopf. Mein Schnabel ist kurz, krumm und spitzig. Die Öffnung meiner Ohren liegt ganz unbedeckt. Meine oberen Augenlider sind beweglich und mit langen Augenwimpern versehen, wie beim Menschen. Mein Hals ist sehr lang und dünn, und nebst dem größten Teil meines Körpers mit dicken weißen Federn bedeckt. In meinen Flügeln hingegen und in meinem Schwanze habe ich mehrenteils schöne weiße, aber auch viele schwarze und graue Federn. Und dies sind die bekannten Federn, um deretwillen mich die Neger entsetzlich ängstigen und jämmerlich zu Tode prügeln. Sie verkaufen sie an die Europäer, welche dieselben auf die Hüte und Köpfe stecken, Fächer, Muffe und Federbüsche und sonst noch allerhand Putz und Zieraten davon machen. Meine schwarzen Federn sind teurer als meine weißen, weil ich deren weniger habe. Meine Füße sind kahl und sehr lang und mit zwei Zehen oder Klauen versehen; denn ich bin der einzige Vogel in der Welt, der nur zwei Zehen hat. Fliegen kann ich nicht, weil meine Flügel zu klein sind und die Last meines Körpers zu groß. Aber laufen kann ich entsetzlich geschwind, so geschwind, daß mich weder Menschen noch Hunde und Pferde einholen können. Und doch gelingt es den listigen Negern, mich endlich zu fangen. Was meine Eier anbetrifft, so sind sie wirklich so groß als ein kleiner Kindskopf, länglich rund, glatt und weißlich, mit kleinen Pünktchen versehen. Man kann sie essen und aus der Schale allerhand Trinkgeschirre machen, weil sie ziemlich dick und steinhart ist. Die Franzosen und Holländer bringen sie häufig nach Europa und verkaufen sie an Naturalien-Liebhaber. Es kostet eins gewöhnlich einen Gulden, und wenn es recht schön ist, wohl noch mehr.

Und wie viel brütest du von den dreißig bis vierzig Eiern aus, die du alle Jahre legst?

Kaum den vierten Teil. Denn viele stiehlt man mir, und

viele lege ich bloß deswegen, damit meine Jungen gleich etwas zu fressen finden, wenn sie lebendig geworden sind und die Schale verlassen haben. Und von diesen sterben doch noch immer viele Hungers, oder kommen auf der Flucht vor den bösen Negern um. Ich lege meine Eier geschwind hinter einander her in den heißen Sand, aber nicht alle dreißig oder vierzig auf einen einzigen Haufen, sondern nur allemal zehn bis zwölf zusammen, in einem kleinen Kreise herum. Einige davon brüte ich selbst aus, wenn ich nicht davon verjagt werde; die andern aber lasse ich durch den heißen Sand ausbrüten.

Du klagst über die unbarmherzigen Neger, dummer Strauß, daß sie dich immer ängstigen und grausam verfolgten; warum wehrst du dich denn nicht gegen sie?

O ich thue es ja! Ich schlage manchem Arme und Beine ab, und schlitze ihm oft samt seinem Hunde und Pferde den Leib auf; aber es kommen immer wieder andere Mörder, die mich endlich, wenn sie mich zwei oder drei Tage im Kreise herumgejagt, abgemattet und ausgehungert haben, nötigen, daß ich meinen Kopf in den Sand oder sonst wohin stecke, mich fangen und töten oder lebendig in die Gefangenschaft führen lasse. In der Gefangenschaft habe ich's zwar gut; ich habe Fressen genug, kann hüpfen und springen, wie ich will; aber ich muß es mir gefallen lassen, daß man mir von Zeit zu Zeit meine Federn auszieht, mich endlich gar abschlachtet und aus meiner Haut allerhand Kleidungsstücke macht. Einige Afrikaner fangen alle Jahr eine Menge von uns zusammen, und ziehen uns um der Federn willen auf. Nach Europa wird selten ein lebendiger Strauß gebracht. Raff.

68. Der Kranich.

Der Kranich kann eine Länge von vier Fuß und darüber erhalten, ist aschgrau mit nacktem rotem Scheitel, schwarzer Kehle und zerschlissenen hintern Flügel-Deckfedern, die aufgerichtet werden können.

Die Kraniche wandern in großen Scharen, und zwar immer in zwei Reihen, die vorn in einen Winkel zusammen stoßen, wo

einer der stärksten den Anführer macht, der öfters abgelöst wird. Bei diesen Zügen lassen sie ihre weit tönende Stimme hören, die wie Irr-gorr klingt. Ihr Flug ist leicht und schön und öfters so hoch, daß man ihr Geschrei vernimmt, ohne sie selbst zu erblicken.

In der Gefangenschaft wird der Kranich außerordentlich zahm und zeigt eine Fähigkeit zur Entwicklung seiner geistigen Anlagen, die Staunen erregt.

Der Freiherr von Seiffertitz erhielt im Jahre 1822 zwei junge Nestkraniche, die sich in einem Stall sehr bald an die Nahrung von Fröschen und Brot gewöhnten. Allmählich lernten sie, sich beim Namen rufen zu lassen, mischten sich unter menschliche Gesellschaft und nahmen selbst von Fremden, was ihnen gereicht wurde, ohne Scheu an. Außer Gemüse und Obst verzehrten sie Brot, Fleisch, Zwieback, kleine lebendige Tiere und zumal gern Insekten. Doch rupften sie auch wohl Blätter ab. Sie tranken sehr viel. Mit der Zeit verloren sie alle Scheu, machten den Bewohnern des Orts Besuche, kamen in die Wohnzimmer und fraßen mit großen Hühnerhunden aus Einer Schüssel. Der Besitzer ließ ihnen die Flügel nicht nehmen, sondern nur einige Schwungfedern verschneiden, so daß sie sich immer noch auf fünfzig Schritte hoch in den Lüften herumtummeln konnten. Zuweilen waren sie halbe Tage verschwunden, stellten sich aber jedesmal in der Nacht in ihrem Stall wieder ein.

Wahrscheinlich durch Bosheit wurde dem Männchen der Flügel zerschmettert. Seine Schwester bezeigte sich sehr teilnehmend und als treue Wärterin, auch ließ sie niemand nahe zu dem Kranken. Durch geschickten Verband wurde der Bruch geheilt. Kaum war jedoch dieser Vogel hergestellt, als seine Schwester gleiches, noch traurigeres Schicksal traf, denn sie überlebte die Verletzungen nicht. Während der Krankheit betrug sich jetzt der Bruder ebenso teilnehmend; als sie aber tot war, geriet er ganz außer sich, kam mit schneidendem Geschrei zu dem Besitzer gelaufen, suchte die Schwester mit dem Schnabel aufzurichten und auf alle Weise seinen Schmerz zu beweisen. Herr von Seiffertitz ließ ihn entfernen und den

toten Vogel wegtragen. Kaum war er wieder frei, als er alles im ganzen Haus zu durchsuchen anfing, ja darauf drang, daß ihm verschlossene Zimmer des Erdgeschosses geöffnet würden, und die Treppen hinaufeilte. Endlich verschwand er auf mehrere Tage; am dritten Morgen fand man ihn traurig und unbeweglich auf einer Stelle, und auf eine Drohung ging er allein in seinen Stall, den er von nun an nicht mehr verließ.

Er ertrug die Winterkälte ganz gut, und im kommenden Frühling wurde er kräftiger und suchte wiederum die Gesellschaft. Hier wählte er sich denn einen ganz eigenen Freund, den Bullochsen des Rittergutes. Die starke Baßstimme dieses Tieres schien auf ihn einen besondern Eindruck gemacht zu haben. Er begleitete seinen gehörnten Freund auf die Weide, besuchte ihn öfter im Stalle, benahm sich mit aller Ehrfurcht gegen ihn, und betrachtete ihn völlig als seinen Vorgesetzten. Im Stalle stand er ganz aufgerichtet neben ihm, als wenn er seine Befehle erwartete. War der Ochse unter anderem Vieh auf dem Hofe, so machte er förmlich seinen Adjutanten, ging zwei Schritte hinter ihm her, tanzte oft um ihn herum, machte ihm Verbeugungen und benahm sich so drollig, daß es nicht ohne Lachen anzusehen war. Auch der Ochse fing allmählich an, einiges Interesse für ihn zu zeigen und ihn wenigstens zu rufen. Doch nur vor ihm bewies der Kranich wahren Respekt, über alle anderen Tiere des Dorfes maßte er sich die Oberherrschaft an. Vorzüglich auf dem Gute machte er den Aufseher und hielt streng auf Ordnung, bei der Viehherde vertrat er die Stelle des Hirtenhundes. Unter dem Hausgeflügel litt er durchaus keinen Streit, bei der geringsten Fehde eines jeden Bewohners stellte er sich als Schiedsrichter ein und strafte nach Gebühr. Pferde, Ochsen und Schafe bekamen derbe Hiebe mit dem Schnabel; Enten und Hühner wurden weit schonender als Gänse und Truthühner behandelt.

Aus den weiteren Erzählungen des Berichterstatters wäre allenfalls noch hinzuzufügen, daß jener Kranich eine besondere Furcht vor aller schwarzen Farbe, selbst schwarzen Truthühnern, insbesondere vor dem Essenkehrer zeigte. Daß er sich aus den Vor-

überziehenden ein Weibchen wählte, welches jedoch, zu sehr beunruhigt, nach acht Tagen wieder verschwand, und daß, da die Bullochsen des Guts immer bald wieder verkauft wurden, er seine Zuneigung stets auf den Nachfolger übertrug, gehört gleichfalls zu seiner Lebensgeschichte. Vor einem Messer zeigte er große Angst, dagegen beschaute er sich gern im Spiegel, indem er einen Kameraden darin zu erblicken glaubte. Noch vier Jahre später befand sich dieser Kranich auf dem erwähnten Gute, war aber von einem Mastochsen, den er zur Ordnung bringen wollte, im Stalle niedergestoßen und so getreten worden, daß der Besitzer verzweifelte, ihn ganz wieder herzustellen.

Die Alten kannten diese Vögel sehr gut, sprachen viel von ihnen und bezeichneten sie als Sinnbild der Wachsamkeit.

Kaup.

69. Der Kuckuck.

Jedermann kennt den Kuckuck, der regelmäfsig in den Monaten Mai und Juni in unseren Wäldern seinen Ruf hören läfst. Aber nicht jeder, der ihn gehört hat, weifs, wie er genährt wird und aufwächst, noch, was ihm die Landwirte zu danken haben.

Das Weibchen, das seine Eier in langen Absätzen, etwa alle Woche nur eines legt, kann diese nicht selbst brüten, sondern legt sie in die Nester kleinerer Vögel; aber diese freuen sich nicht nur darüber, sondern brüten noch das Ei sorgfältig aus und füttern das ausgekrochene Junge grofs. Und wenn dann so ein junger Kuckuck, der jetzt noch mehr Speise bedarf als vorher, aus seinem Neste ausgeflogen ist und vor Hunger auf einem Baume oder Busche schreit, da bringt ihm jeder kleine Vogel, der in der Nähe ist, Futter zu; der eine steckt der kleinen Waisen eine Fliege, der andere eine Raupe, ein Würmchen oder einen Käfer in den Schnabel, so dafs er diesen nicht oft genug aufsperren kann und gar nicht weifs, zu welchem der Vögelchen er sich zuerst wenden soll.

Ist er nun grofs geworden, so sucht er sich selbst seine Nahrung, und zwar geht er mit Vorliebe auf die behaarten Raupen aus, welche sonst nur von wenigen Vögeln gefressen

werden, seinem Magen aber besonders zusagen. Er ist darin unersättlich, und dadurch wird er zum Wohlthäter. Im Jahr 1847 litt in Pommern ein ganzer Kiefernwald so sehr durch Raupenfraſs, daſs er schon anfing abzustehen, als er plötzlich durch eine Schar von Kuckucken gerettet wurde, die zwar schon auf der Wanderung begriffen waren, aber nun doch etliche Wochen verweilten und die Bäume so reinigten, daſs sich im folgenden Jahre die Plage nicht wieder erneuerte. Da die Raupen viel Wasser und nur wenig Nährstoff enthalten, so kann der Kuckuck gleich den Meisen und Baumläufern, welche ebenfalls den Insekten nachgehen, fast den ganzen Tag fressen. Man kann annehmen, daſs der Kuckuck in je fünf Minuten wenigstens eine Raupe, in einem Tage gewiſs einhundertundsiebenzig vertilgt, deren Härchen sich in seine Magenhaut einbohren und dieselbe oft förmlich auspolstern. Rechnet man, daſs die Hälfte der verzehrten Raupen weiblich sind und jede derselben im Durchschnitt 500 Eier enthält, so verhindert ein Kuckuck an einem einzigen Tage die Brut von 42,500 Raupen. Wie viele Menschen müſsten wohl beschäftigt werden, um die gleiche Arbeit in derselben Zeit zu vollziehen! Es geht unter dem Volke die Sage, wer an Walburgis beim ersten Kuckucksrufe Geld in der Tasche habe, dem gehe es den ganzen Sommer nicht aus. Wir können richtiger sagen: Jeder Kuckucksruf erinnert uns daran, daſs dieser Vogel dem allgemeinen Vermögen groſse Summen erhält und den Wohlstand der Landwirte in unermüdlicher Thätigkeit beschützt.

Schubert und Tschudi.

70. Die Hausschwalbe.

Wir kennen alle den treuen Bekannten, der alle Frühlinge wiederkehrt, so gern an unsern Fenstern wohnt und dort sein Nest baut; wir kennen es alle, das muntere, zutrauliche und doch flüchtige Tierchen, mit seinem bläulich schwarzen, glänzenden Rücken, dem weißen Bauche, den großen Flügeln und dem breiten Schwanze. Es ist ungemein schnell und unermüdlich im Fluge. Die Schwalbe schießt blitzschnell aus der Luft herab, dreht im Nu sich um und

fliegt ebenso schnell wieder empor. Auf dem Fluge sammelt sie ihre Nahrung, die aus Fliegen, Mücken 2c. besteht. Deswegen schwebt sie auch so oft über dem Spiegel des Wassers hin, und fängt selbst von der Oberfläche desselben die Insekten weg. Wie scharf muß ihr Auge, wie geschickt müssen ihre Bewegungen sein, um die kleine Beute im Fluge zu erspähen und zu erhaschen! Durch diese Insektenjagd wird die Schwalbe ein sehr nützliches Tierchen. Darum beunruhigt sie auch niemand, und sie bauet ihr Nest ungestört unter den Menschen wie ein Hausvogel. Im Herbst verläßt die Schwalbe unsere Gegenden und zieht in wärmere Himmelsstriche. Dort lebt sie als Gast, bis die Frühlingswärme sie wieder zu uns ruft. Sie muß ein treues Gedächtniß haben, denn dieselbe Schwalbe kommt wieder an denselben Ort, und sucht dasselbe Nest, das sie im Herbst verlassen hat. Oft haben dann Sperlinge sich des kleinen Hauses bemächtigt, und es entsteht ein Kampf um dasselbe, wozu die bedrängte ihre Genossen ruft. Man will bemerkt haben, daß einst eine Schwalbe, die den ungebetenen Gast aus ihrem Neste nicht entfernen konnte, ihre Schwestern gerufen, mit deren Hilfe den Eingang des Nestes verbaut und so bewirkt habe, daß der Gewaltthäter sein Leben verlor. Kaup.

71. Schwalbenliebe.

Als Otto von Kotzebue bei Kamtschatka vor Anker lag, baute ein Schwalbenpaar ruhig sein Nest nahe bei einer Kajüte. Ungestört von dem Lärm der Arbeiter auf dem Schiffe brütete das liebende Paar seine Jungen glücklich aus, fütterte sie mit der zärtlichsten Sorgfalt, und zwitscherte ihnen fröhliche Lieder vor. Da entfernte sich plötzlich ihre friedliche Hütte vom Lande. Sie schienen darüber in Erstaunen zu geraten und umkreisten ängstlich das immer weiter eilende Schiff, holten aber doch noch vom Lande Nahrung für die Jungen, bis die Entfernung zu groß wurde. Da ging der Kampf zwischen Selbsterhaltung und Elternliebe an. Lange noch umflogen sie das Schiff, verschwanden dann auf einige Zeit, kehrten plötzlich wieder, setzten sich zu ihren hungrigen Jungen, die ihnen die offenen Schnäbel entgegenstreckten und schienen sich zu

beklagen, daß sie keine Nahrung für sie finden konnten. Dieses Verschwinden und Wiedererscheinen dauerte noch einige Zeit. Endlich blieben sie aus, und nun nahmen sich die Matrosen der Verwaisten an.

Lenz.

72. Beschreibung des Bienenschwarms.

Die wilden sowohl als die zahmen Bienen halten sich in großen Gesellschaften, die aus etlichen tausend Mitgliedern bestehen, zusammen; man nennt eine solche Gesellschaft einen Schwarm. In jeder Gesellschaft befinden sich dreierlei Bienen, die nicht nur in ihrer äußern Gestalt, sondern auch in ihrem innern Bau von einander verschieden sind.

Die erste und vornehmste ist die Königin (Mutterbiene, der Weisel), welche die ganze Gesellschaft zusammenhält, und nach deren Tode oder Entfernung dieselbe in eine gänzliche Unthätigkeit gerät und sich allmählich zerstreut, wofern sie nicht bald durch eine neue Königin ersetzt wird. Sie ist zwar nicht die größte Biene, hat aber einen gestreckteren Leib als die übrigen, eine lebhaftere, etwas rötliche Farbe, kürzere Flügel, die kaum den halben Hinterleib bedecken, hohe braune Füße und einen langen Stachel. Dieses Stachels bedient sie sich nur im äußersten Notfall, wenn sie gedrückt oder sehr geneckt wird. Sonst kann man sie ohne Gefahr auf der Hand herumkriechen lassen; denn da von ihrem Leben das Wohl der ganzen Gesellschaft abhängt, und mit einem Stich gewöhnlich auch der Verlust des Stachels und der Tod verbunden ist, so hält ein geheimer Naturtrieb sie von einem leichtsinnigen, für sie und ihr Reich gefahrvollen Gebrauch ihrer Waffe zurück. So wenig aber ein Schwarm ohne eine Königin bestehen kann, so wenig wird doch mehr als eine geduldet. Sobald durch einen Zufall sich zwei oder mehrere in einem Stock einfinden, so entsteht gleich ein allgemeiner Aufruhr. Man nimmt eine in Schutz und bringt die andern um, oder der Haufe teilt sich, und es bildet sich unter Anführung jeder einzelnen Königin ein neues Reich. Die Ehrfurcht, welche die gemeinen Bienen gegen ihre Königin bezeigen, ist außerordentlich. Ein ansehnliches Gefolge begleitet sie

überall, wo sie hingeht und scheint kein anderes Geschäft zu haben, als der Königin aufzuwarten. Diese Begleiter reichen ihr von Zeit zu Zeit Honig dar, und putzen und streicheln sie mit ihren Rüsseln. Und in welche Gegend des Stockes sie hinkommt, da verbreitet sie neues Leben und neue Thätigkeit; man arbeitet dann, beseelt durch die Gegenwart der Königin, noch einmal so rasch.

Nächst der Königin sind die Drohnen oder die männlichen Bienen zu bemerken, welche sich durch ihre Größe, woran sie alle übrigen im Stock übertreffen, leicht unterscheiden lassen. Sie haben sehr große Augen, die beinahe den ganzen Kopf einnehmen, kurze Flügel, einen kürzeren und feineren Rüssel und gar keinen Stachel. Von Ansehen sind sie viel rauher, als die andern, auch dicker, dabei aber sehr träge. Sie fliegen selten aus, nur bei heißem Wetter zur Mittagsstunde entfernen sie sich zuweilen eine kurze Zeit. Ihre vornehmste Bestimmung ist, die Mutterbiene zu befruchten.

Endlich sieht man auch noch in einem Stocke eine Menge kleiner Bienen, wovon eine halb so schwer ist, als eine Drohne, aber verhältnismäßig längere Flügel und einen Stachel hat. Man nennt sie Werk- oder Arbeitsbienen, weil sie allein alle Arbeit verrichten. Sie bauen die Zellen, machen Honig und Wachs, reinigen die Wohnung, und schaffen zu dem Ende allen Unrat, tote Bienen, Würmer und andere faulende Sachen hinaus. Ist ihnen ein Körper zu schwer, so überziehen sie ihn mit Wachs, damit er durch seine Verwesung die Luft nicht verunreinige. Ihres eigenen Kotes entledigen sie sich außerhalb des Stockes. Andere halten an dem Flugloche Wache, um gemeinschaftliche Feinde abzuhalten; wieder andere füttern die Jungen u. s. w.

Zu einem vollkommenen Schwarm gehören nun ungefähr zwanzigtausend Arbeitsbienen, anderthalbtausend Drohnen und eine Königin. Wenn diese beisammen sind, so fangen sie an, sich in irgend einer bequemen Höhle — die zahmen in den für sie bestimmten Stöcken oder Körben — eine zweckmäßige Wohnung anzulegen, und zwar übernehmen, wie schon gesagt, bloß die Arbeitsbienen dies Geschäft. Zuerst sammeln sie eine Art Kitt (Vorwachs)

von den klebrigen und harzigen Knospen einiger Bäume, indem sie es mit den Zähnen abkneipen und sich dasselbe sodann an die Füße kleben. Hiemit beladen fliegen sie nach Hause, wo es ihnen sogleich von andern Bienen abgenommen, und von diesen zum Überzug der innern Wände und zum Verschmieren der Ritzen gebraucht wird.

Nachdem alles bis auf das Flugloch sorgfältigst verklebt und verwahrt ist, machen sie sich an den überaus künstlichen Bau der Zellen, wozu sie aber nicht die vorher genannte harzige Materie, sondern wirkliches Wachs nehmen. Zur Verfertigung des Wachses dient ihnen der Samenstaub in den Blüten und Blumen der Gewächse. Da dieser des Mittags von der Sonnenhitze zu trocken ist, als daß sie ihn bequem aufladen und fortbringen könnten, so fliegen sie gemeiniglich des Morgens und des Abends nach demselben aus. Sie tauchen sich dann mitten in die Blüte ein, und der Samenstaub bleibt wie Puder an dem haarigen Körper hangen. Hierauf streichen sie ihn mit den Füßen ab, ballen ihn zu kleinen Kügelchen und bringen diese mit den mittleren Füßen in eine besondere Grube am Hinterschenkel, welche sich zu diesem Zwecke nur bei den Arbeitsbienen findet. So eilen sie ihren Wohnungen zu, legen die Staubkügelchen in die dazu bestimmten Zellen, träufeln etwas Feuchtigkeit darunter und kneten es durcheinander. Der so durchknetete Samenstaub heißt nun Wachsmehl und wird von den Bienen verzehrt, und erst hier, in dem Leibe derselben, in eigentliches Wachs verwandelt. Das Wachsmehl geht durch den ersten oder sogenannten Honigmagen in den zweiten Magen, wo die Speisen verdaut werden, und von da in die Eingeweide. Ein Teil davon scheint ihnen wirklich zur Nahrung zu dienen, ein anderer Teil aber schwitzt durch die sechs Ringe am Hinterleibe hervor, und setzt sich da in Gestalt zarter Blätter an, welche die Bienen mit den Hinterfüßen abnehmen. Dies ist dann das vollkommene Wachs, das jedoch nach Beschaffenheit des Samenstaubes in der Farbe und Güte sich ändert. Anfangs sieht es gemeiniglich weiß aus, es wird aber mit der Zeit im Stock immer brauner, weil es immer mehr vom Honig durchdrungen wird.

Von diesem Wachse bauen sie ihre Zellen. Sie bauen nämlich von der Decke des Stockes senkrecht herunter Wachskuchen, gemeiniglich sechs bis sieben, nicht völlig einen Zoll dick, und in denselben legen sie auf beiden Seiten Zellen an, die folglich ungefähr so tief sind, als der halbe Wachskuchen dick ist. Ein Wachskuchen steht von dem andern soweit ab, daß zwei Bienen nebeneinander in den Zwischenräumen gehen können. Auch sind in jedem Wachskuchen Öffnungen und Durchgänge, damit sie von einem zum andern ohne viel Zeitverlust kommen können. Wegen der Menge der Arbeiter und bei ihrer ausnehmenden Emsigkeit geht das Werk sehr geschwind von statten. Ein etwas starker Schwarm baut einen Wachskuchen, acht bis neun Zoll lang, in einem Tage ganz fertig. Die Zellen selbst sind sechseckige Röhrchen, so geschickt und haushälterisch angelegt, daß sie nach der genauesten Berechnung und Ausmessung unverbesserlich befunden worden sind. Auf einem Wachskuchen, der 15 Zoll lang und 10 Zoll breit ist, zählt man über 9000 Zellen. Die Wände der Zellen sind dünner als feines Papier, und dennoch fest genug; aber den Rand des ganzen Wachskuchens umgeben sie mit einer stärkeren Einfassung.

Die Zellen werden nicht von den Bienen bewohnt, — denn diese halten sich zwischen den Wachskuchen auf, — sondern sie haben eine doppelte Bestimmung: einige dienen zur Aufbewahrung des Honigs, und andere zu Nestern für die junge Brut. In einem Stock, der 50,000 Zellen enthält, rechnet man 30,000 für den Honig, die übrigen für die Brut.

Der Stoff des Honigs ist der süße Saft (Nektar), der sich in den allermeisten Blüten findet, auch der süße Schweiß auf den Blättern verschiedener Gewächse. Zur Einsammlung desselben fliegen die Arbeitsbienen in den Mittagsstunden aus, weil alsdann die Hitze diesen Saft am meisten hervorlockt. Sie lecken ihn mit den Rüsseln ab, schlucken ihn hinunter, und bereiten ihn in einem besondern Behältniß in ihrem Leibe, das deshalb der Honigmagen heißt, durch Gährung oder Beimischung anderer Säfte gehörig zu. Wenn dieser Magen voll ist, kehren sie nach Hause zurück, geben den Honig durch den Mund wieder von sich, und speien ihn in

die dazu bestimmten Zellen. Die angefüllten Zellen verschließen sie mit einer Wachsdecke. An Farbe, Geschmack und Geruch ist der Honig nach Beschaffenheit der Gewächse, von welchen die Säfte genommen wurden, verschieden.

Funke.

73. Sonnenkäfer.

Man nennt diese niedlichen Käfer, insbesondere den bekanntesten unter ihnen, den Siebenpunkt, auch Marienkäfer, Muhkühchen, Herrgottskälbchen u. s. w. Sie thun nirgends Schaden, stiften dagegen viel Nutzen, indem ihre sehr beweglichen Larven auf allen Pflanzen herumklettern und einzig von Blattläusen leben. Die Käfer nähren sich von derselben Speise, nehmen aber weit weniger zu sich. Man sieht sie fast allenthalben herumkriechen, zuweilen auch fliegen, und findet sie selbst mitten im Winter in Häusern, wo sie entweder in der warmen Stube herumlaufen, oder bei milden Tagen und Sonnenschein auch an die Fenster kalter Teile des Hauses kriechen. Mit beginnendem Frühjahr sind sie allenthalben, erstarren bei eintretender Kälte und laufen kurz darauf bei eintretendem Sonnenschein wieder neben dem Schnee herum. Um einzelne Pflanzen oder Gewächshäuser von Blattläusen zu befreien, kann man nichts Besseres thun, als die Larven, oder wenn man diese nicht findet, die Käferchen selbst hineinsetzen. Greift man letztere an, so ziehen sie gewöhnlich Beine und Fühlhörner an sich und stellen sich tot; zugleich lassen sie aus jedem Kniegelenk einen gelben, eigentümlich riechenden Tropfen treten.

Lenz.

74. Die Spinnen.

Die Spinne ist ein verachtetes Tier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel: die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hangen bleiben, so geschwind erblicke und zu haschen wisse. Allein das macht's nicht aus. Denn eine Fliege hat nach

den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke geraten will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermal die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend kleine Öffnungen, von welchen keine umsonst sein wird. Wenn also jedesmal aus all diesen Öffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Tier mit der größten Sicherheit daran auf und absteigen und sich im Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen an ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt, und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

Daß es mancherlei Tiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahre, und noch viel mehr im trocknen Nachsommer, sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herumfliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht erraten, wo die Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinst ist von unzählig viel kleinen schwarzen

Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das nämliche thun.

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll wohl die Menschen beißen und durch den giftigen Biß krank und schwermütig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz sein, die Tarantella genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde; allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Übertreibung dabei, und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Tier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tötet sie und saugt ihnen das Blut und die Eier aus. Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

Hebel.

75. Verstand eines Hundes.

Zu einem angehenden Wundarzte in Paris kam eines Tages ein junges Mädchen mit einem Spitz auf dem Arm, der von Zeit zu Zeit Töne des empfindlichsten Schmerzes ausstieß. „Verzeihen Sie, sagte das Mädchen mit Thränen in den Augen, dieser kleine Hund ist mit einem Steine geworfen worden und hat wahrscheinlich das Bein gebrochen. Man hat mir gesagt, daß Sie ein sehr guter und freundlicher Herr sind, und so untersteh' ich mich, Sie zu bitten, den Schaden des armen Tieres zu untersuchen und ihm zu Hilfe zu kommen.“ Der Wundarzt war kein Liebhaber von Hunden; aber das Mädchen bat so schön, es schien das verwundete Tier so zärtlich zu lieben, und das Hündchen selbst sah so bittend und wehmütig aus, daß er, seiner Abneigung zum Trotz,

den Schaden untersuchte. „Das Bein ist allerdings gebrochen, sagte er, aber es ist zu heilen. Lassen Sie mir den Hund hier; in vierzehn Tagen oder drei Wochen soll er, denk' ich, wieder hergestellt sein.“ Hierauf wusch er das gebrochene Bein mit Spiritus, verband es und legte den kranken Hund auf ein kleines Bett in die Ecke des Zimmers. Täglich wurde er hier von dem artigen Mädchen besucht, welches die Tochter eines Krämers in der Nachbarschaft war, und die Freude, die er dann jedesmal zu erkennen gab, und die Begierde, die er zeigte, ihr in seinem hilflosen Zustande seine Zärtlichkeit zu beweisen, söhnten den Wundarzt mit seinem ganzen Geschlechte aus. Nach Verlauf von drei Wochen war der Kranke wieder hergestellt und kehrte auf dem Arme seiner dankbaren Besitzerin nach Hause zurück.

Mehrere Monate mochten seitdem verflossen sein, und der Arzt dachte nicht mehr an den armen Schelm, als er eines Morgens an seine Thür kratzen hört. Er öffnet sie, und der Spitz springt ihm schmeichelnd entgegen. Das war nun nicht zu verwundern. Aber hinter ihm her hinkt auf drei Beinen ein anderes Hündchen, das bei jeder Bewegung jammert. Auch dieses hatte ein Hinterbein gebrochen und suchte Hilfe. Das Ereignis war merkwürdig. „Mein guter Spitz, sagte der Wundarzt, du bist nicht nur ein sehr artiges, sondern auch ein gutes und kluges Tier. Wer hätte glauben sollen, daß du in deinem kleinen Kopfe so viel Verstand hättest und ein so gutes Gemüt, um einem unglücklichen Freund in der Not zu helfen? Komm! Du hast dich bei mir zum Fürsprecher für dein ganzes Geschlecht erhoben.“ Und nun nahm er auch den andern Hund in die Kur und war willens, ihn zu behalten, wenn sich sein Herr nicht melden sollte. Aber nach Verlauf einiger Wochen, da das kranke Bein so weit hergestellt war, daß er zur Not darauf gehen konnte, verschwand er unversehens und ließ seinen Retter ungewiß, ob ihn eine natürliche Unbeständigkeit oder die Treue gegen seinen vorigen Herrn zur Flucht veranlaßt habe. — Es war das letztere. Denn als der Wundarzt eines Tages in Geschäften über den Boulevard geht, kömmt ein Hündlein ihm nach, in welchem er sogleich seinen ehemaligen Pa-

tienten erkennt, springt an ihm empor und wirft sich vor ihm nieder, als ob es ihm den Weg verlegen wollte. Dann läuft es spornstreichs zurück, bellt einen wohlgekleideten Herrn an, zieht diesen am Rock, läuft dann wieder vorwärts, kehrt wieder um und treibt dieses Spiel so lange, bis sich sein Herr dem Wundarzte genähert hat und Aufklärung über die Sache erhält.

Die Dankbarkeit des Hundes blieb nicht ohne Folgen. Der Mann, dem er gehörte, und der einen Wert auf ihn setzte, gab dieser zufälligen Bekanntschaft Folge und verschaffte durch seinen Einfluß dem gefälligen Wundarzt eine Stelle bei einem Hospital, um die er sich bisher vergebens bemüht hatte. Jacobs.

76. Kartoffel.

Dieses nützliche Gewächs kam erst vor etlichen hundert Jahren aus Amerika zu uns. Und fast hätte sie der Freund von Franz Drake, dem dieser aus Amerika Kartoffeln zur Aussaat schickte und dazu schrieb, „die Frucht dieses Gewächses sei so trefflich und nahrhaft, daß er ihren Anbau für sein Vaterland für höchst nützlich halte,“ aus seinem Garten wieder herausreißen und wegwerfen lassen. Denn er dachte, Franz Drake habe mit dem Worte „Frucht“ die Samenknollen gemeint, die oben am Kräuterich hängen. Da es nun Herbst war und die Samenknollen waren gelb, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel, und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worinnen er diesen sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzuteilen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Versicherung erhalten habe, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Die Herren aus dem Parlament kosteten die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker uud Zimmt bestreut war, aber sie schmeckte abscheulich, und es war nur schade um den Zucker. Darauf urteilten sie alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da hieß denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelsträuche herausreißen und wollte sie wegwerfeu lassen. Aber eines Morgens, im Herbste,

ging er durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht, schwarze runde Knollen liegen. Er zertrat einen, und siehe, der duftete so lieblich wie eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären; und der sagte ihm, daß sie unten an der Wurzel des fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten, und lud dann die Parlamentsherren wieder zu Gaste, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, von der der Inhalt der gewesen sein wird, daß der Mensch, wenn er bloß nach dem urteilt, was oben an der Oberfläche ist, und nicht auch tiefer gräbt, manchmal gar sehr irren könne. Schubert.

77. Das Gras.

Wunderbar fröhlich wird es mir im Herzen, wenn ich einen schönen Rasen sehe. Es ist unbeschreiblich, wie ich das grüne Gras liebe; keine Pflanze, keine Blume liebe ich so herzig, so mit wahrer Seelenfreude als das grüne Gras. Zuweilen kann ich gar nicht müde werden, es anzusehen und mich daran zu ergötzen; und wenn ich es ansehe, dann freue ich mich recht, daß ich auf der Erde bin. Ein grasreicher Boden und ein blauer Himmel — das ist meine höchste Herrlichkeit.

Schon in der Kindheit that es mir wohl, in der Bibel das Gras zu finden, und es hat mir die Bibel noch um dieses werter gemacht, daß darin das Gras so geehrt wird. Mit welcher Wonne las ich: „Und der Herr spricht, die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut, und die Erde ließ aufgehen Gras und Kraut!“ Nun war ich ja auf der Erde zu Hause. Wie ging mir die Stelle ins Herz: „So doch Gott das Gras auf dem Felde kleidet!“ kaum vermochte ich mir Gott in einer rührenderen Beziehung zu denken, als wie er das Gras auf dem Felde kleidet. Ich betete viel inniger, seit ich diese Stelle kannte. Und wenn es in der Geschichte jener wundervollen Speisung heißt: „Es war an dem Orte viel Gras,“ — wie nahe trat dann diese Begebenheit an mein Herz, wie freundlich ein in den Kreis des menschlichen Lebens! wie war mir das

Wundervolle so begreiflich! Das schien mir ein sehr wichtiger Umstand, daß da, wo der Göttliche wandelte und segnete, viel Gras war; und überaus anmutig dünkte es mich, unter den Tausenden zu sein, die sich in das Gras gelagert hatten.

Es ist nicht bloß das frische, dem Auge so erquickende Grün, die Farbe der Hoffnung, was ich an dem Grase liebe. Es sprießt so üppig; der Segen des Himmels ist so recht an ihm sichtbar; es ist in so reicher Fülle vorhanden; wo nichts anders mehr fortkommt, da gedeiht doch oft das Gras noch, ein Bild des wohlthätigen Überflusses und ein Pfand jeder milden Gabe der Natur.

Das Gras erfrischt sich zuerst und am meisten, wenn nach langer Dürre die fruchtbaren Tropfen fallen. Vor allem andern ergrünt im Frühling das Gras. Das erste grüne Gras an warmen quelligen Plätzen, wie erfreut es bis ins innerste Herz, dieses Zeichen der Wiedergeburt und der himmlischen Verheißung! Die Perlen des Taues glänzen am zahlreichsten im grünen Grase.

Das Gras bekleidet so freundlich die mütterliche Erde, durch das Gras eben ist sie mir mütterlich. Wo nur Gras wächst, fühle ich mich daheim, selbst geschieden von allem, was mich sonst vertraulich umgibt. Wo kein Gras wächst, o wie öde und traurig! Was auch immer die Kunst da gethan habe, der Fluch scheint auf den Stellen zu ruhen, wo kein Gras gedeiht. Das weiche Gras bettet sich dem Müden, der keine andere Ruhestätte hat, zum erquickenden Schlummer.

Was die Erde nur irgend Liebes besitzt, das knüpft sich in meiner Phantasie an die Vorstellung des Grases. Aus dem Grase blinken die lieblichen Quellen; durch blumenreiches Gras rieseln die fröhlichen Bäche, und die holdesten Kinder der Natur blühen im Grase.

In der Jugend war das Gras mir Spiel- und Tummelplatz. Im Grase pflückte ich die Blumen; auf das Gras gelagert, wie oft bin ich mit meinen Träumen in die ewigen Paradiese hinübergeschwebt!

Das Gras bedeckt auch die Gräber unserer Toten; und o wie

wert ist es mir da! unter den begrasten Hügeln, so schwärmt das Gefühl, muß es sanft sich ruhen.

Einst auf mein Grab — keine Blumen, nur grünes Gras, dieses Bild des Lebens und der Hoffnung! Fr. Ehrenberg.

78. Der Morgen.

Rüstig schritt der Vater mit den beiden Knaben vorwärts durch die nächsten bekannten Umgebungen ihrer Wohnung, zwischen den Hecken der benachbarten Gärten durch, über die breiten Wiesen hin, immer nach Osten zu, wo Berge und Thäler ihrer warteten, die sie vorher noch niemals besucht hatten. Und als die letzten Sterne erloschen und nur der Morgenstern noch zögerte, seinen fliehenden Brüdern zu folgen, führte sie der schmale Fußpfad um einen waldigen Hügel, der ein weites Thal verbarg, das jetzt noch geheimnisvoll hinter dem Schleier der zerrinnenden Dämmerung lag.

Ungeduldig eilten die Knaben immer voraus, und mit jedem Schritte, den sie vorwärts thaten, kam ihnen der zögernde Tag immer heller und heller entgegen. Der schmale Pfad zog sich an der Lehne des Berges hinauf, an welchem einzelne Häuser wie abgeschattet hingen. In der Tiefe rauschten die Mühlwasser; ein fernes, einsames Glöckchen kündigte mit einförmigem Geläute den Sonntag an, und auf allen Gehöften antwortete sich das Krähen munterer Hähne. Ein frischer Ostwind strich über das Thal, in dessen Tiefe ein Meer von Nebel ruhte, aus dem nur einzelne Turmspitzen hervorragten. Die Neuheit des Anblicks überraschte die Knaben. Sie setzten sich nieder, um den Aufgang der Sonne zu erwarten, Allwin auf den Strunk eines abgehauenen Baumes, Theodor, neben dem Vater, auf einen moosbewachsenen Stein; der Spitz zu ihren Füßen, die schwarze Schnauze gegen die Erde drückend. Hinter ihnen lag der rauschende Buchenwald; unter ihnen das überschleierte Thal und abwärts gegen Norden hin eine Reihe von Hügeln, die in mannigfaltigen Abstufungen über einander stiegen, immer höher und höher, und an vielen Stellen durch engere Schluchten oder weiter geöffnete Busen oder romantische Thäler durchbrochen.

Indem ihre Blicke still auf die graue Landschaft gerichtet waren und den blassen Schleier des Morgenduftes und Morgennebels zu durchdringen strebten, da flammte mit einem Mal gegen Abend der Gipfel des höchsten Berges von den Strahlen der Sonne, und das Bild der noch unsichtbaren strahlte zurück aus den Fenstern einer kleinen Kirche, welche die Höhe dieses Berges krönte. Herrlich stand die goldene, flammende Insel über der düstern Landschaft und dem Nebelmeere, das in dem tiefen Thale wogte. Aber jetzt schien auch der Himmel sich über der entfernten Bergkette zu entzünden; und aus dem weißen glühenden Meere strömten und tauten die Strahlen zum Thale hinab, und glitten an den Türmen zu den moosigen Dächern der Dörfer nieder. Immer tiefer und fester drückte sich der Nebelschleier an die Erde, dann zerriß und zerstob er in unendlichen Flocken, und das ganze Antlitz des Thales lag erleuchtet und offen da. Die Mühlwasser rauschten lauter und spritzten goldene glühende Funken auf die Räder herab; millionenmal schwamm das Bild der Sonne mit dem Bache dahin und hing, mit allen Farben des Regenbogens geschmückt, in zarten, zitternden Tropfen an jedem Grashalme, jeder Saatspitze und jeglichem Blumenblatte.

So schön und rein und in so herrlichen Umgebungen hatten die Kinder das wundervolle Schauspiel des Sonnenaufgangs noch nicht gesehen. Allwin verließ seinen Baumstamm und nahm auch auf dem bemoosten Felsenstücke Platz, dem Vater zur Seite, der jedes seiner Kinder mit einem Arm umschlang, eines auf dieser Seite, das andere auf jener. Und die Knaben zeigten sich und ihrem Vater mit freudiger Überraschung jede neue Erscheinung, die sich aus der Düsterheit erhob; der Wiesen üppiges Grün mit blühendem Schwarzdorn durchflochten; die klappernden Mühlen in den Umschattungen dichter Bäume; den eilenden Bach, die Herden, die brüllend und blökend aus den stillen Dörfern zogen; die tiefen, geheimnisvollen Busen der Berge; die einladenden, fernen Thäler und über dem Ganzen das krystallene, klare Gewölbe des Himmels, an dem die Sonne still und langsam heraufschwamm.

Jacobs.

79. Des Frühlings Kommen.

Wie die Schatten der Morgendämmerung mit dem Lichte des vollen, anbrechenden Tages kämpfen, ehe es ganz licht wird auf Erden, also kämpfen auch die trüben Finsternisse des Winters mit den Lichtern des Frühlings, ehe es ganz still und freudig wird auf Erden. Noch ist nicht ganz der weiche, grüne Rasen aus der schmutzigen Umhüllung hervorgebrochen, grau und bleich schimmern noch einige Stellen, und auf den Wiesen und Auen stehen noch lange Flächen tauenden Wassers. Über die Fluren, durch die Gebüsche streichen sanftere Winde, durch die klaren Wolken, die mit zartem Blau übergossen sind, blickt freundlicher die Sonne, und ihre goldenen Strahlen rufen bedeutsam die noch im Innern der Häuser und Gebäude versammelten Wesen ins Freie heraus. Aus den Ställen treibt der rüstige Hüter die Scharen des nährenden Viehes, und in muntern üppigen Sprüngen, oft sich überschlagend, fühlen auch sie die wunderbare Gewalt des wiederkehrenden Frühlings, der auf alle, alle Herzen mit siegender Gewalt einwirkt.

Täglich kehren aus entfernten Ländern große Scharen ziehender Vögel heim und begrüßen mit gellendem oder laut tönendem Schall die wärmere Heimat. Klappernd nahet der gastliche Storch, der sein Haus schon bereit findet; es nahet der friedsamen Schwalben Heer, die des Hauses Räume lieben, und der Kraniche Ordnungen, die erwählte Führer leiten.

O, wie hebt sich des Menschen Brust, da er die viel willkommenen Gäste erblickt, und die neuen Hoffnungen ihn begeistern!

Jetzt brechen die neu eröffneten Quellen wieder hervor und rieseln fröhlich murmelnd durch die Wiesen und Matten; Blumen in mannigfachen Gestaltungen knospen, vom Morgentau besprengt, frisch und duftig empor, und streuen aus ihren Kelchen verschwiegene Düfte hinaus in die erstandene Welt. Auf den Bergen, die jetzt mit dem neuen Gewande bekleidet, die grüne Pracht entfalten, steigen täglich Rauchwolken zum Himmel, und aus den bebüschten Wäldern rauscht sanftes Getümmel hervor, Stimmengetön und schmelzendes Singen und gurgelnder Mißlaut!

Bald haben die Bäume und Hecken dichteres Laub und hochaufstrebende Zweige gewonnen. Knospenaugen brechen in die Welt hervor, erst dicht verschlossen, bald aber sanft sich eröffnend und die weichen Häutchen ausbreitend. Jetzt ist die Natur ein Laubdach geworden, wo der erhaben gestimmte Mensch mit höhern Empfindungen wandelt, wo Zephyre mit weißen und roten Blüten spielen, und in den Wohlgerüchen schwelgerisch sich umher treiben.

Junge Hirtinnen flechten sich Kränze aus schimmernden Frühlingsgrün, mit bunten Blumen künstlich durchwirkt, und die unschuldigen Lämmer weiden in Blumen am Bache.

In die sorgfältig gelegten Furchen der Felder legt der thätige Pflüger den Samen, und vertrauet dem heiligen Schoße der allernährenden Erde an, was seine Zukunft ihm sichert.

Froh in seinen Hoffnungen stimmt er ein munteres Lied an, und die Lerche hoch über ihm, die von den frischen Erdschollen sich empor hebt, stimmt in seine trauliche Weise mit ein.

Ewige Güte über den Sternen, die du segnend auf das niedere Leben der Erde herabschauest, o, wie groß bist du in deinen verborgenen und offenbaren Gängen, wie namenlos ist deine Huld, wie unbegreiflich dein Walten!

In des Lenzes Tiefen hast du freundliche Hoffnungen, heilige Erwartungen gelegt, hast den Sinn des neuen Aufblühens, der Unsterblichkeit Bild mit ihm verwebt, und auf das Leben über den Gräbern uns verwiesen!

Schauernd in ernster Ehrfurcht, durchdrungen voll heiliger Liebe, empor geflügelt vom glühendsten Danke, bet' ich deiner hohen Führungen unsterbliche Wege an! —

Heinr. Grumbach.

80. Der Frühling.

Neu verjüngt wird die Natur nach dem Abzuge des Winters. Die eisige Kälte verschwindet, der tobende Sturm legt sich, und hervortritt in heiterem Glanze der lang ersehnte Frühling. Da schmilzt der Schnee, der die trauernde Erde mit einem Totengewande verhüllte; die Eisdecke zerrinnt, die

Bäche und Flüsse überzog, und liebliche Frühlingswärme ruft uns hinaus, die Wonne zu geniefsen, welche der gütige Schöpfer von neuem über die Erde ausgofs.

In frischem Grün prangen die Wiesen, und viele Blumen, die Erstlinge der wieder erwachten Natur, erfreuen uns schon durch ihren lieblichen Anblick und schmücken von neuem die Fluren. Die früher menschenleeren Felder füllen sich mit fleifsigen Arbeitern, beschäftigt, die Felder zu bestellen. Öde Stille weicht reger Thätigkeit. Vergnügt treibt der Hirt seine Herde wieder hinaus auf den grünen Teppich der Weiden, und munter springt sie umher, sich freuend des langentbehrten Genusses. Auf freien Plätzen sammelt sich der Kinder muntere Schar zu geselligen Spielen; auch sie fühlt neues Leben, neue Wonne; auch sie mischt ihren Jubel ein in die Lobgesänge der Natur. Fröhlich kehren heim die Scharen von Singvögeln, welche der rauhere Winter in wärmere Gegenden verscheucht hatte. Die Lerche verkündet zuerst den nahenden Lenz, trillernd zum Himmel emporsteigend und weit umher die Luft erfüllend mit ihrer melodischen Brust. Am murmelnden Bache und im dichten Gebüsche läfst die Nachtigall ihr seelenvolles Lied erschallen. Wenn auch der Abend längst schon auf die Fluren sich herabgesenkt hat, so erfreut uns noch ihr entzückender Gesang, und höher schlägt unser Herz dem Schöpfer entgegen.

Ritsert.

81. Der Winter.

Sie sind verschwunden, die reizenden Tage, und hinterlassen uns außer dem süßen Andenken sie genossen zu haben, nichts als Bilder der Vergänglichkeit. Wie hat sich die ganze Gestalt der Natur verändert, und wie traurig blickt die Sonne aus trüben Wolken über Gärten hin, wo keine Blume mehr blüht; über Felder, wo keine Spur der Ernte mehr ist; über Hügel, wo der dürre Rest des Grases verblichen ist! In der Luft ist das Konzert der Vögel verstummt, und ihre Stille wird etwa nur von dem Gekrächze der Krähen oder von dem Geschrei der Zugvögel

unterbrochen, die wärmeren Gegenden entgegen fliegen. Die Wälder erheben überall ihre falben Häupter, und stürmische Nordwinde treiben die abgerissenen Blätter weit von den Ästen weg, deren Schmuck sie waren. Die Berge umher stehen öde, von keinen Herden mehr besucht, und von keinem Geblöke mehr belebt; auf ihren dunkeln Abhängen trauert der beraubte Weinstock, und kein Jauchzen der Winzer läßt sich mehr hören. Die Blumenplätze der Gärten liegen zerstört; die Bäume haben ihre Frucht abgeliefert, und die Weichlinge von Blumen verschließen sich wieder in gewärmte Gewächshäuser. Wie traurig liegt die weite Landschaft vor mir, worin jede helle Farbe verblichen, und der Hauptschmuck des Feldes, das Grüne, in ein mattes Gelb übergegangen ist, und überall die Spuren der Vergänglichkeit erscheinen! Ein dicker Nebel ist der Gefährte des Morgens, und langsam steigt der Tag durch die Frühstunden, wie auf Stufen, zur Heiterkeit empor, wenn ihm noch eine Heiterkeit vergönnt ist. — Allmählich beeisen sich die Ufer, jede Nacht erweitert das Gebiet des Frostes; der Strom wird langsamer und das Rauschen dumpfer; wie mit einem krystallenen Pflaster, unter welchem der Fluß unbemerkt dahinschleicht oder unwillig in leisen Klagen murmelt, überdecken die schwimmenden Eisklumpen das Wasser. Und was für Schauspiele gibt der Frost dem Auge! Der See gleicht einem glatten Spiegel, auf welchem das Morgenlicht blitzt, ohne ihn zu durchwärmen. Eine sanftere Brechung der Strahlen und ein ergötzendes Spiel der Farben erscheint auf der hellen Fläche. Bald malt die Sonne ihr Bild auf dem Eise als eine glänzende Scheibe; bald läßt sie den ganzen krystallenen See in einem roten Feuer brennen. An jener Seite schwärmt die Jugend des Dorfes auf dem Eise umher; ein Haufen schwebt auf tönenden Schlittschuhen, im geschickten Gleichgewichte, so schnell wie der Flug eines Pfeiles dahin, so schnell, daß die Blicke ihm kaum mehr in der Ferne folgen können; — ein anderer jagt im rauschenden Schlitten herum, und Fröhlichkeit und Scherz herrschen unter den kleinen zerstreuten Scharen. — Fast jeder Morgen zeigt uns neue Werke des Frostes von mannigfaltigen Gestalten und Farben, die er in der stillen

Nacht verfertigte. Das Dach ist mit silbernen Eiszapfen umhangen. Die von Felsen herabfließenden Regenströme haben ihren Lauf vergessen und bilden an den Wänden, an welchen sie sich ergossen, lange weiße Säulen, die dem Auge entgegen schimmern. Dann tönt die Erde unter dem Schritte der Reisenden, und jeder Schall bricht heller durch die kalte Luft. Vergebens senken sich die Strahlen des Mittags auf die versteinerte Erde herab, kaum fühlt sie die schwache Berührung des erwärmenden Lichts; und wenn auch das Thal auf einige Stunden seine Härte erweichen zu lassen scheint, so wiederholt doch bald der Frost sein kaltes Blasen und zwingt das, was die milde Sonne aufgelöst hatte, wieder unter seine rauhe Herrschaft.

Hirschfeld.

83. Der Eisgang.

Gestern hatte uns der Strom noch seine Eisdecke zur Belustigung mit Schlitten und Schlittschuhen geliehen. Wagen und Pferde waren sicher über ihn hingegangen. Am Abend hatte aufsteigendes Gewölk den bisher heitern Himmel getrübt. In der Nacht trat Tauwetter ein. Am Morgen tropften die Dächer. Ein lauer Wind kam von Süden. Seine Macht zerbrach die Fesseln des Stromes. Gewaltiges Krachen zeigte das Beginnen des Eisganges an. Gelblich trübe Flut drang aus den Spalten hervor und überschwemmte bald die Eisfläche, deren einzelne Stücke sich nach und nach in Bewegung setzten. Anfangs zogen sie nur langsam und stockend fort. Als aber das Wasser immer höher stieg, wurde die Bewegung der Massen schneller, bis plötzlich an der größten Brücke eine Hemmung entstand. Nun türmte sich Scholle auf Scholle. Das Krachen des Eises mischte sich mit dem Rauschen der Flut. Endlich gelang es der unermüdeten Arbeit der Menschen, die Eismassen wieder in Bewegung zu setzen, und bald war die Brücke vor der Zerstörung und die Stadt vor der Ueberschwemmung gesichert, die schon hie und da begonnen hatte. Am Morgen zeigte die grünliche Farbe des vorbeischwimmenden Eises, daß nun der Fluß frei und keine Gefahr zu fürchten sei.

Falkmann.

84. Drei Briefe Herders an seine Kinder.

1.

Bozen den 1. September 1788.

Ich bin jetzt nah' an den Grenzen Deutschlands und habe das große Tirolergebirge beinahe zurückgelegt. Es sind hohe Berge; auf einigen war viel Schnee, und die sogenannte Pforte oder Klause, durch welche man nach Tirol kommt, ist besonders wild, schön und prächtig. Auch die Martinswand sind wir vorbeigekommen, wo der Kaiser Maximilian sich verstieg, und habe in Innsbruck mitten in der Kirche ein sehr schönes Denkmal auf ihn gesehen, von dem ich euch mündlich erzählen werde. Jetzt bin ich in Bozen, wo heute eine unsägliche Menge Volks ist, weil 19,000 Kinder gefirmelt werden sollen, da der Bischof in vielen Jahren nicht gefirmelt hat. Da ist nun vor unserm Wirtshause zur Sonne ein solcher Obstmarkt, wie ihr in eurem Leben noch keinen gesehen habt; da gibt es Birnen, Zwetschgen, Weintrauben, Nüsse, Feigen; denn hier wachsen schon Feigen; bald werden wir auch dahin kommen, wo die Pomeranzen- und Citronenbäume wachsen. O, daß ihr hier mit mir wäret, oder ich euch einen Korb solches Obstes zuschicken könnte! Aber das schönste Obst würde unterwegs faulen, wie zuweilen die schönen menschlichen Hoffnungen von innen heraus verwesen. — Auch gibt es hier schon platte Dächer, wie es in Italien viele geben soll, wo man denn weit umher sehen kann; und die Luft ist gar sanft, warm und mild. Auf den Tirolergebirgen haben wir auch Gemsli springen sehen, auch eins in Innsbruck gegessen, und ein zahmes gesehen, das gar niedlich war, seiner Nährerin, einer Bauersfrau, überall hin folgte und so schlank war, wie ich euch allen zu sein wünsche. Da wollt' ich, daß ihr dabei gewesen wäret und es gesehen hättet; auch wünsche ich, daß ihr die Tirolerberge einmal sehen und fröhlich bereisen möget.

Lernet nur fleißig und führet euch gut auf; lernet auch hübsch zeichnen, denn das beklage ich sehr, daß ich's nicht kann. Es sind gar zu schöne Gegenden und tausend Wasserfälle zwischen den Bergen, die ein Strom, die Etsch, macht. Er fließt sehr schnell zwischen den Gebirgen und hat besonders im Bischoftum Brixen schöne

Bäume an seinen Ufern: Pappel-, Birken- und Weidenbäume. Wir sind viele Stunden weit neben ihm gefahren; sucht nur hübsch auf der Karte nach; da könnt ihr unsere Fahrt finden. Morgen kommen wir nach Trento; da finde ich vielleicht Nachricht von euch.

Lebt wohl, liebe Kinder, habt mich lieb und seid gesund und lebt mit eurer Mutter und dem ganzen Hause wohl! Es ist spät, und ihr werdet schon meistens in euren Bettchen schlafen. Schlaft wohl!

2.

Rom den 15. Oktober 1788.

Meine lieben, guten Kinder!

Ihr habt mir so viel Freude gemacht mit euren Briefen, daß ich jedem von euch mehrere schuldig bin, und diese Schuld will ich bald abtragen. Dir, lieber Gottfried, will ich von römischen Altertümern, dir, lieber August, von schönen Göttern und Göttinnen, dir, braver Wilhelm, von trefflichen Gebäuden, der Rotunda und anderen, dir, du kernfester Adelbert, von italienischen Ochsen, Kühen, Bäumen, dir, liebes Luischen, von Gärten und hübschen Bildern, dir, du lieber Emil, von Weintrauben und anderen schönen Sachen schreiben. Bald kommt auch Herr Moriz zu euch, der künftige Woche von hier wegreisen und euch viel von Rom und mir erzählen wird. Habt ihn lieb und fragt ihn nur viel; er ist ein gar guter Mensch, und ich habe ihn sehr lieb. Er kennt auch Rom recht gut und hat es durchstudiert. Die Mutter und ihr, ihr werdet euch recht an ihm erfreuen; er wird euch auch etwas mitbringen, daß ihr mich nicht vergesset und mich lieb behaltet. Küßt ihn alle; denn ich werde ihm einen Kuß an euch mitgeben. Auch Herr Goethe wird große Freude haben, ihn wiederzusehen; mich aber betrübt es recht sehr, daß er nicht hier bleibt; ich verliere an ihm den besten Menschen.

Mich freut es, liebe Kinder, daß ihr so fleißig, gehorsam und artig seid. Dir danke ich, lieber Gottfried, daß du dich meiner Bibliothek so annimmst und mir so artige Briefe schreibst: so auch dir, lieber August, und dir, guter Wilhelm, auch deswegen, daß dich Herr Krause über deine Zeichnung gelobt hat. Mich schmerzt

es jetzt alle Augenblicke, daß ich nicht zeichnen kann; ich bin wie ein Stummer, der zwar Gedanken hat, sie aber nicht auszudrücken vermag. Darum, liebe Kinder, lernet hübsch zeichnen und seid auch in den Sprachen fleißig! Auch schadete es nichts, lieber Gottfried, wenn du dein Klavierspielen wieder anfingst, damit du recht mit Ausdruck spielen lerntest. Als ich dem Herrn Rehberg, der ein vortrefflicher Maler ist, aus deinem Briefe vorlas, daß du Albrecht Dürer werden wolltest, sagte er, warum ich dich nicht mitgebracht habe; aber es ist noch zu früh; du mußt auch erst andere Dinge lernen, ehe du nach Italien reisest. Es ist gut, daß ihr das Griechische angefangen habt; seid nur recht fleißig; es ist die schönste Sprache auf Erden. Du lernest hübsche Lieder, liebes Luischen, und deine Blättchen an mich sind sehr hübsch; insonderheit freue ich mich über das Lied: „Befiehl du deine Wege.“ Du mußt auch einige Verse aus dem Liede: „Ich singe dir mit Herz und Mund“ lernen; es ist ein gar schönes Lied. In deinem neuen Biberkleidchen, lieber Emil, möchte ich dich gern sehen; aber ich komme erst wieder, wenn du es nicht mehr trägst. Trage es gesund, du gutes Jüngelchen, und behalte mich lieb! Deine Briefchen erfreuen mich sehr! du bist ein sehr verständiges Bübchen, und der kleine Gottfried auch.

Nun lebt wohl, ihr meine lieben, guten Kinder: Gottfried, August, Wilhelm, Adelbert und du, liebes Luischen, und du kleiner Emil, der du gern an mich schreibst. Lebt alle wohl und seid hübsch artig, vergnügt und gehorsam und fleißig! Lebt wohl ihr Lieben!

3.

Venedig den 6. Juni 1789.

Liebe Kinder!

Nun bin ich in solch einem kleinen schwarzen Hause geschwommen, das man eine Gondel nennt, vorn und hinten spitz, und sieht wie ein Frauenpantoffel aus; das viereckige Kämmerchen darauf mit vier Sitzen ist mit schwarzem Tuche beschlagen, so wie auch die Gondel schwarz ist. Der Gondelier steht hinten drauf und lenkt die Gondel mit seinem Ruder so geschickt, daß man es sich

kaum denken kann, wenn man's nicht gesehen hat. Man schwimmt dicht auf den Wellen so sanft, wie in einer Wiege, und sieht an beiden Seiten große, hohe Paläste, einen dicht am anderen; unter den Brücken fährt man durch; zwischen Gondeln, Schiffen, Barken fährt man, wie auf einem Pfeile, hin, daß im größten Gedränge eine Gondel die andere kaum berührt. In manchen ziemlich engen Kanälen gehen drei Gondeln neben einander so schnell vorbei, als wenn man an einander vorüberflöge. Die Damen sitzen mit ihren Herren drin, und sie haben es zehnmal bequemer, als wenn sie in den Kutschen gerüttelt werden. In Venedig sind keine Kutschen; alles wiegt sich in Gondeln, was nicht über die Brückentreppen auf- und ablaufen will. Es ist eine sonderbare Stadt, die gleichsam aus der See emporsteigt, voll Gedränges von Menschen, voll Fleiß und Betrügerei. Es ist mir lieb, daß ich sie gesehen habe. Morgen geht's nach Padua, auch zu Wasser, dann weiterhin zu Lande, und endlich zweimal über die Berge, bis ich bei euch bin und euch wiedersehe.

Lebt wohl, ihr Lieben, lebt wohl! Ich sehe euch bald; behaltet mich lieb, wie ich euch lieb habe. Gebt alle sechs der Mutter einen Kuß in meinem Namen, und seid hübsch artig und ihr gehorsam! Lebt wohl, ihr Lieben!

85. Die Alphirten.

In dem Schweizerlande gibt es ein hohes Gebirge, die Alpen genannt, dessen Spitze ragt weit über die Wolken hinaus und ist mit ewigem Schnee und Eise bedeckt. Aber die Mitte des Gebirges ist reich an herrlichen Weiden, und ringsumher wohnen Hirten. Die Kinder wachsen unter den Herden auf und lernen früh sie klüglich weiden.

So waren auch zwei Knaben, Lienhard und Wälty, Nachbars Kinder, deren Eltern wohnten am Fuße des Gebirges und hatten jeglicher eine Herde. Auch war noch ein anderer Knabe, Namens Hannely, der wohnte ein wenig ferner und pflegte auch mit ihnen zu weiden auf dem Gebirge. So zogen sie denn hinauf im Frühling und Sommer, Sonntags und Werktags, auf die hohe

Alp; denn die Eltern besorgten die häuslichen Dinge, oder sie vermochten nicht die Höhe zu ersteigen, wo die besten Kräuter wachsen.

Eines Morgens, als der Tag dämmerte, zogen Lienhard und Wälty wieder hin auf die Alp. Sie harrten ein Weilchen unten auf der Matte, ob Hannely nicht käme, aber er kam nicht. Da sprachen die Knaben: „Er wird wohl kommen, er weiß ja da die Stelle, wo er uns findet.“ „Aber es ist schade, daß er nicht bei uns ist, sagte Lienhard, denn es ist Sonntag, und wir müssen den zusammen feiern, wie sonst. Dazu habe ich auch noch etwas Besonderes vor.“

Da fragte Wälty: „Was ist denn das?“ Und Lienhard antwortete: „Siehe wir wollen uns ein Kirchlein bauen.“ Da sprach Wälty: „Wie können wir Knaben ein Kirchlein bauen? Hätten wir auch Steine und Werkzeuge, so fehlet uns doch die Kraft und die Geschicklichkeit dazu. Auch ist es ja Sonntag, da darf man nicht arbeiten“.

„Ein frommes Werk darf man wohl thun, antwortete Lienhard; und es soll kein Kirchlein von Stein und Holz werden, sondern wir bauen eins von Zweigen. Sieh, drüben liegen noch Pfähle von einer verfallenen Sennhütte, die dienen uns zu Pfeilern.“

Darauf machten sich die Knaben an die Arbeit und sprachen: „Wie wird sich Hannely wundern, wenn er das Kirchlein sieht!“ Nun arbeiteten sie mit frischem Mute, und bald hatten sie das Hüttchen vollendet. Es stand auf einer hohen Alp in einem lieblichen Thale, das nur gegen Morgen sich öffnete in eine unermeßliche Aussicht; an der anderen Seite strebten die Berge empor bis weit über die Wolken, und von oben glänzten die weißen Eismassen, jetzt erglühend im Strahle der Morgensonne.

Darauf pflückten die Knaben die herrlichsten Blumen des Alpengebirges, die goldfarbige und die blaue Enziane, Aurikeln, Ranunkeln und andere, flochten daraus Kränze und Gewinde und schmückten damit die Seiten ihres Kirchleins. Auch bauten sie einen Altar von Rasen und bekränzten ihn mit den schönsten Blumen. Darauf warteten sie, ob Hannely käme; aber er kam nicht. Nun

schaueten sie von der Höhe hernieder, ob sie nicht seine Herde von ferne sähen; aber sie sahen keine Herde und keinen Hirten.

Endlich hörten sie von fern aus dem Dörflein das Sonntagsglöckchen läuten. Da sagte Lienhard: „Komm, Wälty, jetzt ist's auch unsere Zeit, ins Kirchlein zu gehen.“ Nun trieben sie die Herde in das Thal nahe bei dem Hüttchen und sagten zu den Schafen und Ziegen: „Graset nun fein und seid stille: wir müssen ins Kirchlein gehen.“

Als sie nun hineintraten, nahmen sie ihr Käppchen ab und setzten sich auf ein Bänklein und saßen ganz still und andächtig ein Weilchen. Da ward ihnen recht fromm zu Mute, denn das Morgenlüftchen spielte in den Blättern des Kirchleins, also daß es leise säuselte; dazu tönte das Glöckchen aus der Ferne. Die Knaben aber beteten heimlich in ihrem Herzen.

Darauf flüsterte Wälty zu Lienhard: „Könnten wir auch ein Liedlein singen!“ Und Lienhard sagte: „Wir wollen das Alpliedlein singen, das ist gut dazu.“ Nun sangen die Knaben das Alplied.

Auf hoher Alp
Wohnt auch der liebe Gott,
Er färbt den Morgen rot,
Die Blümlein weiß und blau
Und labet sie mit Tau.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Des Gießbachs Silber blinkt;
Die kühne Gemse trinkt
An jäher Felsen Rand
Aus seiner reichen Hand.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Von kräuterreichen Höh'n
Die Lüftlein lieblich weh'n,
Gewürzig, frei und rein.
Mag's wohl sein Odem sein?
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
In Scharen, weiß und schön,
Die Schaf' und Zieglein geh'n
Und finden's Mahl bereit,
Daß sich das Herze freut.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Erquickt sein milder Strahl
Das stille Weidethal;
Des hohen Gletschers Eis
Glänzt wie ein Blütenreis.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Der Hirt sein Herdlein schaut;
Sein Herze Gott vertraut,
Der Greis und Lamm ernährt,
Ihm auch wohl gern beschert.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Als sie das Alplied ausgesungen hatten, nahmen sie Blumen und streueten sie auf den Altar als ein Zeichen der Dankbarkeit. Darauf kehrten sie zu den Herden zurück, die am Abhange ruhig weideten. Als sie nun in das Thal hinunter sahen, erblickten sie ganz unten eine kleine Herde. Da riefen sie: Das ist Hannelys Herde; wir wollen hinunter und ihn holen, daß er nicht allein weide, und damit er unser Kirchlein schaue."

Als sie nun hinunter kamen, sahen sie, daß nicht Hannely, sondern dessen Vater die Herde weidete; und sie wunderten sich und fragten: „Wo ist Hannely? Da sprach der Vater: „Er liegt im Bette und ist krank, darum weide ich die Schafe; aber ich darf nicht ferne gehen von der Heimat, denn die Mutter ist betrübt."

Da sprachen die Knaben einmütig: „Wir wollen die Schafe hüten, als ob es unsere eigenen wären, bis Hannely wieder gesund ist."

Also übernahmen sie die Herde, und der Vater kehrte froh zur Heimat. Die Knaben aber gedachten nun, daß Hannely so gern Erdbeeren äße, und gingen hin und sammelten die würzigsten und reifsten, die auf der Alp wuchsen. Dann flochten sie ein Körbchen aus Halmen, das füllten sie bis oben an. Und als sie nun am Abend von der Alp kamen und die Herden heimgeleiteten, gingen sie beide zu Hannely und brachten ihm das Körbchen mit Erdbeeren, und ein Blumenkranz lag darüber. Da freuete sich der kranke Hannely über die Maßen, und er aß von den Erdbeeren und genas in kurzer Zeit.

Lienhard aber und Wälty sagten: „Wir haben einen schönen Sonntag gefeiert!"

Krummacher.

86. Der Steinbock.

Die Steinböcke sind Bewohner der unzugänglichsten Klippen und Felsenspitzen der Alpen, auf denen sie im Sommer bis über die Schneegrenze hinaufsteigen, im Winter aber sich mehr herabziehen. Es ist eine Lust, sie zu sehen, wenn sie einen hohen Felsen erklettern oder von demselben in einen Abgrund herunter-

springen. Ihre Behendigkeit und Gelenkigkeit ist aufserordentlich. Bald verlieren sie sich, bald werden sie wieder sichtbar, bald sind sie auf einer Felsenspitze, bald in einem Abgrunde oder auf einer ganz entgegengesetzten Seite. Sie sind im Springen so sicher, dafs sie nie das Ziel verfehlen. Ist der Steinbock ruhig, so trägt er seinen Kopf gewöhnlich etwas gesenkt; läuft er aber, so hebt er ihn empor und trägt ihn etwas rückwärts gebogen, was seine Figur mehr ziert. Will er sich auf einen etwa 15 Fufs hohen, senkrechten Felsen schwingen, so thut er dies in drei Sprüngen oder vielmehr in drei auf einander folgenden Sätzen, jeden von 5 Fufs. Da, wo er absetzt, glaubt man nicht, dafs er einen Ruhepunkt fände; er scheint ihn aber auch nur zu berühren, um mit der Kraft eines elastischen Balles weiter in die Höhe fortgeschnellt zu werden. Nie wagt er mehr als drei solcher Sprünge hinter einander. Befindet er sich zwischen zwei nahe bei einander stehenden Felsen, so springt er abwechselnd von einem zum andern, bis er auf den Gipfel des einen gelangt ist. Auch über die Eisberge setzt er schnell hinweg, doch nur, wenn er gejagt wird. Hängt sein Weg aber von ihm selbst ab, so weicht er allezeit den Eisbergen aus; es scheint, als springe er auf diesen nicht so sicher als auf Steinfelsen. Die Steinböcke weiden des Nachts in den höchsten Wäldern und bleiben kaum eine Viertelstunde weit von der Spitze des Berges entfernt. Kaum aber beginnt die Sonne die obersten Berggipfel zu röten, so verlassen sie herdenweise die Waldgegenden, steigen weidend immer höher und suchen sich ganz oben solche abhängige Stellen aus, die gegen Morgen oder Mittag liegen, und lagern sich da an den wärmsten und höchsten Plätzen. Nach Mittag fangen sie an, weidend wieder herabzusteigen, auch gegen den Herbst ziehen sie sich nach und nach herab, um in den Mittelgebirgen zu überwintern. Wenn sie in kleinen Herden, etwa 10 bis 15, versammelt sind, so nehmen die älteren Männchen allzeit höhere Plätze ein als die jüngeren und die Weibchen; ganz alte aber lieben die Gesellschaft wenig oder gar nicht; sie irren als Einsiedler umher

und scheinen gegen alle Härte der Jahreszeit und Witterung gleichgültig zu sein. Die alten Steinböcke haben die Gewohnheit, sich im Winter auf Anhöhen zu stellen und mit dem Kopfe nach der Himmelsgegend sich zu wenden, wo der Wind herkommt; in dieser Stellung bleiben sie Stunden lang wie Bildsäulen unbeweglich stehen. Die Weibchen und Jungen haben diese Gewohnheit nicht. — Sie können gegen 30 Jahre alt werden. Ende Juni oder Anfang Juli bringt das Steinbockweibchen ein Junges zur Welt, das nicht gröſser ist als eine Katze und bald mit der Mutter fortläuft; eine Stunde nach der Geburt weiſs es sich schon in den Felsen zu verbergen. Die Mutter lehrt es gleich im Springen, indem sie viel und oft über ganz kleine Klüfte und Absätze der Felsen hüpft, wobei das kleine angestrengt nachsetzen muſs; mit zunehmendem Alter werden gröſsere Sprünge zur Übung gewählt. Nie verläſst die Mutter ihr Junges, auſser wenn sie gejagt wird; kann dieses nicht nachfolgen, so verbirgt es sich in eine Höhle. Ist die Gefahr vorüber, so kommt die Mutter zurück, sucht und ruft so lange, bis sie es findet. Bleibt die Mutter zu lange weg, so wird sie vom Jungen aufgesucht, das die Höhle verläſst, ebenfalls ruft und mit allen Kennzeichen der Furcht und Unruhe umherläuft, endlich sich aber wieder verbirgt. Finden sich beide aber gesund wieder, so ist die wechselseitige Freude und Teilnahme auſserordentlich groſs; findet das Junge aber die Mutter im Blute liegen, so flieht es ängstlich davon, kommt zurück, flieht wieder und ist dann leicht zu fangen oder zu schieſsen, weil es den Ort, wo es geboren ist, nicht mehr verläſst.

Die Steinbocksjagd, welche in den August und September fällt, weil da die Tiere am fettesten sind, ist sehr gefährlich. Der Jäger muſs ohne Grauen und Schwindel in die tiefsten Gründe hinabsehen, allenthalben fest und sicher stehen und gut treffen; er muſs Hunger und Kälte ertragen können. Nie geht ein Jäger allein, immer sind zwei oder drei beisammen. Die Nächte müssen sie in beträchtlichen Höhen zubringen, wo sie sich eine Hütte von Rasenstücken machen, in der sie ohne

Decke und Feuer schlafen und beim Erwachen nicht selten zwei bis drei Fufs tief eingeschneit sind. Bisweilen überfällt sie die Dunkelheit der Nacht, oder sie können nicht mehr aus dem Felsen, in den sie sich verstiegen haben, herauskommen und müssen die Nächte über stehend, einer den andern um den Leib haltend, um nicht einzuschlafen, verweilen, bis das Tageslicht wieder anbricht. Wenn der Steinbock vom Jäger so weit in die Enge getrieben und verfolgt wird, dafs er keinen Anlauf mehr gewinnen kann, um sich von einem Felsen zum andern zu schleudern, so rennt er mit einem gewaltigen Stofs auf den Jäger los und stürzt ihn, wenn dieser nicht geübt genug ist, um mit der gehörigen Geschicklichkeit auszuweichen, in den Abgrund hinab. Merkwürdig ist es, dafs der Steinbock nur die Flucht ergreift, wenn er den Jäger riecht, und nicht, wenn er ihn blofs sieht; in diesem Falle starrt er ihn an, pfeift wie die Gemsen und bleibt stehen, bis er ihn riecht, oft kann der Jäger bis auf 30 Schritte nahe kommen. Riecht er ihn aber, ohne dafs er ihn sieht, was bisweilen in grofsen Entfernungen geschieht, wenn der Wind dem Steinbocke günstig ist, so ergreift dieser ohne weiteres die Flucht über Felsen und Klüfte, und es wäre vergebliche Mühe ihm nachzusetzen. Sobald ein Steinbock verwundet ist, verlassen ihn die übrigen, denn sie flüchten mit der gröfsten Schnelligkeit, sobald sie Blut riechen.

In einzelnen Teilen der Schweiz sind die Steinböcke schon ganz ausgerottet, weil man sie ihres saftigen Fleisches und ihres dauerhaften Felles wegen überall verfolgte. Obzwar der Steinbock im ganzen die Gestalt und Kennzeichen der zahmen Ziege hat, so übertrifft er sie doch an Gröfse und Gewicht. Ein ausgewachsener Steinbock wiegt nicht selten über zwei Zentner. Seine grofsen schwärzlichen Hörner wiegen gegen 20 Pfund, und ein solches Horn fafst in seiner innern Höhlung drei Liter Wasser. Die Steinbockziege hat schwache, oft gar keine Hörner.

Brendel.

87. Besteigung des Finsteraarhorns.

Das Finsteraarhorn, eine im Kanton Bern gelegene Alpenspitze, ist der höchste Punkt auf schweizerischem Boden, und wenn man auf die Sprache achtet, in Deutschland. Es ist 13,200 Fuß hoch, folglich nur 1500 Fuß niedriger als der Montblanc, der höchste europäische Berg. Wie schwer es zu besteigen ist, ergibt sich aus der folgenden Erzählung.

Am 5. September 1842, Morgens 10 Uhr, sah man von dem Grimsel-Hospiz vier Männer ausgehen, versehen mit Stöcken, Stricken und andern zum Ersteigen gefährlicher Höhen notwendigen Werkzeugen, die Schritte nach der Oberaaralp richtend, die zwei Stunden von der wirtlichen Grimsel entfernt liegt. Da angekommen, schlugen die Wanderer den Weg nach dem obern Aargletscher ein, dessen höchsten Punkt sie um 5 Uhr des Nachmittags erreichten. Die Ansicht, welche sie an diesem Punkte von dem Finsteraarhorn hatten, schildern dieselben als großartig im höchsten Grade, indem das mächtige Gebirg, in mannigfaltig gezackten Bogen zu einer schwindelnden Höhe sich hinauf schwinge und in riesenhaften Umrissen auf dem tiefblauen Grunde des Himmels sich abzeichne. Wie herrlich auch ein solcher Anblick war, und wie gern auch unsere Reisenden das erhabene Schauspiel noch länger genossen hätten, so mußten sie doch, von der Zeit gedrängt, weiter eilen, zuerst gegen einen Gletscher hinabsteigen, denselben quer durchschneiden, an einer Schneewand hinauf klimmen, abermals abwärts über ausgedehnte Stein- und Eisfelder schreiten, dann nochmals jenen Gletscher betreten und noch einige Zeit steigen, um die Stelle zu erreichen, auf welcher frühere Reisende während ihrer Alpenreise ihr Quartier aufgeschlagen hatten. Die Sonne war nun schon geraume Zeit unter den Horizont gesunken, die Dämmerung hereingebrochen und es daher rätlich geworden, die Tagreise zu beschließen. Man suchte eine etwas geebnete, steinige Stelle aus, setzte sich zum Abendbrot nieder und ließ sich den mitgenommenen Wein, Käse und das gebratene Ziegenfleisch zu dem durch die Luft trocken gewordenen Brote vortrefflich

schmecken. Dann wurden die müden Glieder bedacht. Einige Ziegenfelle, auf den felsigen Boden ausgebreitet, dienten als Lagerstätte, und durch einige wollene Decken schützte man sich gegen die Kühle der Nacht. Um fünf Uhr morgens, nach eingenommenem Frühstücke, begünstigt vom herrlichsten Wetter, begannen unsere Wanderer wieder ihren beschwerlichen Marsch, schief ansteigend gegen die westlichen Abhänge des Gebirges und zwei Stunden lang über Gletschermassen und Schneefelder hinziehend. Am Ende des Schnees erhob sich ein Grat (der Rücken eines Gebirges, wenn er sehr felsig und scharfkantig erscheint), der überstiegen werden mußte, um die Fortsetzung des Weges möglich zu machen. In eine an den Grat sich lehnende Eiswand wurden zahlreiche Staffeln eingehauen, und über diese Eistreppe mußte unsere Gesellschaft wegschreiten, um auf die höchsten Höhen zu gelangen. Ohne Unfall erreichten die mutigen Männer die Spitze des glatten und eisigen Pfades, und nun drangen sie in ein über alle Vorstellung gehendes Chaos ein, bestehend aus riesenhaften Eismassen, Schneefeldern, Steinen und Felsblöcken, inmitten welcher man beinahe keine Aussicht, selbst auf die benachbarten Berghöhen, hatte. Endlich trat die letzte Abstufung des gewaltigen Hornes in die Augen, und man sah dessen höchste Spitze in das dunkle Blau des Himmels hineinragen, ein Anblick, der die Reisenden mit neuem Mut erfüllte. Ein lang gestrecktes, steil anlaufendes, nordwestlich vom Gipfel liegendes Schneefeld wurde nun betreten. Dasselbe war von tiefen, 20—30 Fuß breiten Spalten durchsetzt, die aber glücklicherweise für unsere Wanderer stellenweise dergestalt mit tragfähigem Schnee angefüllt waren, daß man ohne Gefahr und ohne Leitern über diese Schlünde wegzuschreiten vermochte.

Die Aussicht fing nun an sich zu erweitern; man sah das Panorama der Hochalpen unter sich liegen und selbst das Haupt der Jungfrau sich beugen. Am Ende des besagten Schneefeldes angelangt, trat unseren Reisenden das letzte, aber auch stärkste Hindernis entgegen in einer zerrissenen Felswand von 4 bis 500 Fuß Höhe, deren unterer Teil mit Eis überzogen war und deren Spitze den wirklichen Gipfel des Finsteraarhorns bildet. Es gehörte ein nicht geringer Grad von Kühnheit dazu, diesen Ab-

satz zu erklimmen, und wer auch nur eine Spur von Schwindel gehabt hätte, hätte nicht daran denken dürfen, diese letzte Sprosse der riesenhaften Bergleiter zu übersteigen. Einer der Führer begann damit, Stufen in die nächste senkrechte Eiswand einzuhauen. Da der noch zu ersteigende Teil des Gebirges nichts anders war, als eine nur wenige Fuß breite Kante, und links und rechts unermeßliche Abgründe lagen, so wurde durch einen eben stark aus Westen blasenden Wind jedes Stück abgehauenen Eises weit in die Luft hinausgeführt, bis es endlich in die ungeheure, zur Linken der Reisenden gelegene Tiefe der finsteren Aar stürzte. Nach Vollendung dieser gefahrvollen Arbeit stiegen die 3 übrigen Männer ihrem Bahnbrecher nach, passierten glücklich die durchsichtige Treppe und gelangten nun auf einen felsigen Grat. Dieser war so schmal, daß ein leichter Fußstoß hinreichte, einen Stein in den rechts oder links liegenden Abgrund zu schleudern.

Um halb 11 Uhr morgens war die letzte Spitze erreicht! Und nun bot sich dem Auge ein Anblick dar, der in der Schweiz, ja in Europa seines gleichen nicht haben dürfte, und von dessen erhabener Großartigkeit schwerlich jemand sich eine Vorstellung zu machen im Stande ist, der nicht selbst an Ort und Stelle war.

Eine Anzahl naher und fernerer Hörner umstanden den Koloß des Berner Oberlandes, und auf Gebirgshöhen, die das Auge bisher nur über sich erblickt hatte, schaute man jetzt hinab. Den Gipfel des Finsteraarhorns bildet ein wellenförmiger Grat, der eine Länge von etwa 20 und eine Breite von ungefähr 4 Schritten hat. An einigen Stellen aber ist derselbe so schmal, daß ein etwas großer Mann mit ausgespreizten Beinen die ganze Breite einschließt. Die höchste Kante ist mit losgerissenem Gestein bedeckt, das, nach einem von den Reisenden mitgebrachten Probestücke zu schließen, aus Glimmerschiefer besteht. Um ein Denkzeichen ihrer Anwesenheit auf der höchsten Spitze der Schweizeralpen zu hinterlassen, bauten die Reisenden aus Steintrümmern eine 7 Fuß hohe Pyramide, legten in die Mitte derselben eine gläserne Flasche, welche einen Zettel mit den Namen derselben umschloß, und steckten in den Steinhaufen einen Pfahl, an dessen oberem Ende ein blechernes Fähnlein befe-

stigt war. Einige kleine Eisenstäbe, eine verrostete Nadel und etwas aufgewickelter Zwirn zeigten, daß doch schon früher menschliche Füße den obersten Teil des Finsteraarhorns betreten hatten. Einige Führer d. h. Wegweiser sollen in früherer Zeit dort gewesen sein.

Nach Hugi.

88. Adelsberg.

In keinem Lande der österreichischen Monarchie trifft man so viele unterirdische Höhlen und Grotten und von so bedeutendem Umfange wie in Krain. Tausende von Tropfsteinhöhlen bilden durch das ganze Land hin eine Unterwelt seltener Art. Die merkwürdigsten und besuchtesten sind die Höhlen in der Umgegend von Adelsberg. Die Adelsberger Höhle zeichnet sich durch ihre Größe und die außerordentliche Menge von Tropfsteinen, welche in tausenderlei Gestalten von den Decken und Wänden herabhängen, vorzüglich aus. Sie liegt eine kleine halbe Stunde nördlich von Adelsberg, in einem kleinen Thale, an einem Kalksteinhügel, hat ohne die Seitengrotten eine Länge von fast $\frac{1}{2}$ Meile und besteht aus 2 Hauptabteilungen, der alten und neuen Höhle. Bis 1818 kannte man nur die erstere, welche gegen 1200 Fuß lang war, und in deren Hintergrunde eine hohe, senkrecht aufstrebende Wand das weitere Vordringen verhinderte. Wenn man eine Strecke die ältere Höhle durchwandert hat, steigt man viele Stufen abwärts zu einem Flusse, welcher in dieser Tiefe sich tosend und schäumend in ein undurchdringliches Dunkel hinabstürzt, über welchen Abgrund sich eine natürliche Felsenbrücke wölbt. Nachdem nämlich dieser Fluß einen Weg von 3 Meilen auf der Oberwelt zurückgelegt und wenige Schritte von der Adelsberger-Höhle eine Mühle von 4 Gängen getrieben hat, fällt er in diese genannte Höhle, tritt nördlich von Adelsberg wieder aus der Erde, durchfließt ein Thal, und verschwindet abermals in andern Höhlen, bis er bei Laibach neuerdings, als schiffbarer Fluß, ans Tageslicht kommt. Wir kehren nun zur Beschreibung der Höhle zurück. Man steigt von der Naturbrücke 86 Stufen eine steile Felsenwand hinan und gelangt in die neue 1818 entdeckte Ferdinandsgrotte, welche sich in mehreren Krümmungen und in einer weit

beträchtlichern Länge als die alte Höhle bis zu einem See fortzieht, bis wohin dieselbe erforscht ist. Sie wird jetzt wegen ihrer herrlichen Tropfsteingebilde häufig besucht. Für die Erleichterung ihres Besuchs ist in der neuesten Zeit alles Mögliche gethan worden, so daß jede Gefahr beseitigt ist. — Die Magdalenenhöhle, eine Meile von Adelsberg entfernt, steht der eben beschriebenen Höhle an Ausdehnung weit nach; aber ihre kolossalen Säulen von Tropfstein, welche das unermeßliche Gewölbe tragen, die mannigfaltigen Tropfsteingebilde und der kleine See am äußersten Ende dieser Höhle, welcher den berühmten Olm oder Proteus nährt, machen sie gleichfalls sehr sehenswert. Diese berühmten Proteustiere, über welche so viel gestritten worden ist, leben jedoch nicht ausschließend in diesem See, wo in Jahrtausenden kein Lichtstrahl hindringt, sondern man hat sie auch in einer Pfütze am Eingang in Berghöhlen in Kärnthen gefunden. Sie sind einen Fuß lang, von der Dicke eines Daumens, haben eine zarte, am Kopfe wie durchsichtige Haut, welche beinahe die Farbe der Menschenhaut hat, sehen im ganzen einer Eidechse ähnlich, haben keine sichtbaren Augen, viele spitzige Zähne, an den Vorderfüßen fünf und an den Hinterfüßen zwei Zehen, und sind zwar mit Lungen versehen, atmen aber wie die Fische vermittelst Kiemen, die hinter dem Kopfe sitzen. So hat also der gütige Schöpfer auch selbst die unterirdischen Klüfte mit lebenden Geschöpfen bevölkert, und der wißbegierige Mensch findet in jedem Winkel der Erde Neues und Bewundernswürdiges zu erforschen.

Curtman.

89. Der Bach.

Ein Landmann saß eines Tages an einem Bach, der neben seiner Wiese dahinfloß, und betrachtete seine weidenden Rinder und Kälber. Aber es war ihm nicht fröhlich dabei zu Mute. Denn er sah, daß das Gras kärglich wuchs und nicht hinreichte, sein weidendes Vieh den halben Sommer zu ernähren.

Da trat sein Nachbar zu ihm und ward sein finsteres Aussehen gewahr und forschte nach der Ursache seines heimlichen Grämens. Und nun begann jener von seinen Besorgnissen und dem geringen Ertrag der Wiese zu reden.

Aber der Nachbar erwiderte: „Machet es, wie ich mit meiner Wiese gethan habe. Sie liegt an dem nämlichen Bach und war ehmals karg und unfruchtbar. Da leitete ich den Bach hinein, und das Gras wuchs fett und hoch bis an die Bäuche der Rinder.“

Der Landmann freute sich des klugen Rats und ging hinaus und begab sich an die Arbeit und nahm Gesellen, und sie durchstachen den Bach.

Aber siehe! der Bach erfüllte die Wiese also, daß sie gleich einem See ward, und überschwemmte sie mit Sand und Kies. Da raufte der unglückliche Landmann sein Haar und lief zu seinem Nachbar und zürnte sehr über seinen Rat.

Aber dieser sagte: „Lieber, warum zürnest du mit mir über den Rat, den ich aus wohlwollendem Herzen dir erteilt habe? Hadere vielmehr mit dir selber und mit deinem eigenen ungeduldigen Herzen. In kleinen Kanälen hättest du den fetten Bach durch deine Wiesen leiten, nicht aber mit der Gewalt seines Wassers sie überströmen sollen. Denn so führt er seine Fettigkeit und des Wiesengrundes Erdreich mit sich fort und läßet nur seinen Kies und Sand zurück.

Also verhält es sich auch mit dem Reich der Wahrheit.

Krummacher.

90. Die geretteten Schiffer.

Im Jahr 1776, um die Zeit der Nachtgleiche, gab es eines Tages bei Danzig einen heftigen Sturm. Die ältesten Schiffsleute auf der Ostsee konnten sich kaum auf ein ähnliches Wetter an diesen Küsten besinnen. Ich wohnte damals mit meinen Eltern nahe an den Schiffswerften. Früh morgens sagte mein Vater zu mir: „Johannes, komm an den Strand, es wird heute Unglücks die Menge geben.“ Ich folgte ihm. — Nach einer Stunde erreichten wir die Danziger Münde, von da ging's weiter an das offene Meer. Es war ein kläglicher und herzzerreißender Anblick! Koffer, Trümmer von Schiffen, Tonnen, Ballen von Waren trieben unter und durch einander. Der alte Schiffsherr Petersen, der auch in unserer Nachbarschaft wohnte, begegnete uns hier und

erzählte meinem Vater: „Vierzehn bemannte Fahrzeuge, eines schmucker als das andere, Engländer, Dänen, Schweden, seien in dieser wilden und stürmischen Nacht mit Mann und Maus untergegangen.“ Indem wir noch so mit einander sprachen, trieb mitten unter den Planken eines gescheiterten Schiffes ein männlicher Leichnam ans Ufer. Weinende Schifferweiber mit ihren Kindern umringten ihn sogleich, um zu sehen, ob es ein Bekannter, Vater, Freund oder Bruder von ihnen wäre; aber in den von Schaum, Moos und Meergras entstellten Gesichtszügen hielt es schwer, eine Ähnlichkeit zu entdecken oder die entdeckte weiter zu verfolgen. So traurig beschäftigt vernahmen wir plötzlich einen Gesang aus dem Meere. Drei nackte Schiffsleute saßen in einem Boot und ruderten mit beigelegtem Segel dem Ufer zu. Aus dem gräßlichen Tumult der vergangenen Nacht gerettet, brachten sie dem Herrn mitten unter Sturmwind, Blitzen und Leichen ein fröhliches Lied zur Morgengabe.

Als die drei Schiffer an das Land kamen, bestürmte sie ein jeder mit Fragen, und so erfuhren wir von ihnen folgendes: Drei Matrosen, Peter von dem frischen Haff, Classen aus Amsterdam und Vandersmissen aus Hamburg, verloren im Sturme der vergangenen Nacht, wie ihr Schiff, so ihre gesamten Habseligkeiten. Kaum noch, daß sie selbst ihr Leben in einem kleinen Boote notdürftig davon brachten. Wie sie nun in demselben traurig dasaßen, begab es sich, daß der Wind immer heftiger strich, und das Boot sich ganz auf die eine Seite legte. Da erschraken sie alle; am meisten aber Peter von dem frischen Haff. Dieser nahm das Wort und sprach: „O Herr, hilf! Nun werden wir wohl verloren sein, wenn wir noch um einige Faden näher an die Brandung geraten!“ Hierauf nahm er das Gesangbuch zur Hand und wollte nicht weiter hantieren. Desselbengleichen auch Classen aus Amsterdam. Dieser versicherte, nun gehe ihm erst das rechte Licht auf über den Spruch in der Bibel: „Der du machest deine Engel zu Winden, und deine Diener zu Feuerflammen“; von Steuer und Ruder wollte auch er nichts mehr wissen, sondern lieber ein andächtiges Vaterunser beten. Somit zog er seinen Hut ab, Classen und

Vandersmissen ebenfalls, und so beteten alle drei. Als sie aber an die Bitte kamen: „Sondern erlöse uns vom Uebel!" sagte Vandersmissen: „Halt, Brüder, da fällt mir etwas ein! Beten ist gut Ding! Wir sollen aber nicht bloß auf den Himmel, sondern auch auf unsere eigenen Hände schauen, die Gott ja nicht umsonst hier an unserm Leibe erschaffen hat! Der Wind ist ungünstig, aber was geht uns das an, wenn uns nur unser Herr Gott seine Gunst schenkt! Vor Feuer, Wasser und Luft fürchte ich mich gerade nicht, sie sind ja auch sein Werk und sind ihm unterthan. So mächtig sie daher auch ihre Riesenfaust ballen und auf unser kleines Schiff losschlagen, so sind das doch alles nur eitle Drohungen. Alle Haare auf unserm Haupte sind gezählt, und so können sie uns nichts anhaben, wenn es nicht Gottes ausdrücklicher Wille und Geheiß ist. Engel sind sie, das steht in der heiligen Schrift und hat seine Richtigkeit; aber es gibt auch böse Engel, und das ist auch wahr. Von welcher Art diese sind, die in der vergangenen Nacht so garstig mit uns und unserm Schiffe umsprangen, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß der Mensch, wenn er auf guten Wegen geht, sich auch vor bösen Geistern nicht zu fürchten braucht. Darum gedenke ich auch, mit Gottes Hilfe, mir diese trotzigen Kameraden durch ein kleines Stück ausgespannter Leinwand vom Halse zu schaffen und so dienstbar zu machen, daß sie uns nach Danzig, Pillau oder irgend einem andern Hafen der Ostsee, wohin wir unsere Fahrt richten, tragen sollen." Als der allenthalben mannhafte und dennoch fromme Vandersmissen dieses Wort gesagt hatte, zog er sein Wams aus und sein Hemde dazu, zerriß es, nahm eine Packnadel, und flickte sich daraus ein Segeltuch zusammen. Sogleich folgten auch die andern seinem Beispiele, und in weniger als einer Viertelstunde flatterten drei Segel an ein paar Stangen aufgezogen. So wurden sie gerettet.

Falk.

91. Sand und Berge.

Wer sich recht satt am Sande sehen will, der braucht nur die Reise von Leipzig bis Danzig, oder hinauf nach Pommern und Mecklenburg oder auch von Leipzig nach Hamburg und Bremen zu

machen, wobei er noch den Weg über die Lüneburger Heide mitnehmen kann. Doch kann man dort überall sehen, daß die Leute da eben so vergnügt und glücklich sind, als die auf den Bergen und Gebirgen; denn der Boden macht darin gar keinen Unterschied, sondern Gottesfurcht und Fleiß; und frommen Menschen schmecken die Kartoffeln auf ihrem rauhen Gebirge eben so gut, wie denen in der Ebene ihr Weißbrot, wenn beide das, was sie haben, mit Dank gegen Gott genießen. Auch hat wirklich jede Gegend ihr besonderes Gute. Die eine hat Bergbau und Erze und viel Holz; die andere hat Wein; die dritte hat Korn, damit eine Gegend der andern dies geben soll, was sie im Ueberflusse hat, und von der andern nehmen, was diese in Menge hat, und so die Menschen das Mitteilen lernen sollen. Und wenn man den, der oben auf den Bergen wohnt, fragt, ob er nicht herunterziehen mag in die Ebene, wo es viel Korn gibt, — oder den aus der Ebene, ob er hinaufziehen möchte auf die Berge, wo es viel Erz gibt und gute Viehweiden, so wird meistens keiner mögen. Denn da wo er geboren ist, hat er seine Bekannten und Gevattern, die ihn lieb haben; und der Mensch *ist* doch nur da gern, wo andere ihn lieben und er andere lieb hat.

G. H. v. Schubert.

92. Der Königstein.

Königstein, diese berühmte Felsenfestung, liegt 3 Meilen von Dresden auf einem mächtigen, majestätisch sich auftürmenden, steilen Sandsteinfelsen, der 1110 Fuſs über der Meeresfläche und etwa 700 Fuſs über dem Spiegel der Elbe erhaben ist. Er hat oben einen Umfang von einer halben Stunde, wo sich auſser den Gebäuden, Festungswerken und bombenfesten Kasematten auch ein kleiner Wald, Gärten, etwas Feld, ein tiefer Brunnen und einige Cisternen befinden. Die Besatzung besteht etwa aus 200 Mann. Der Weg zu dieser Festung geht durch einen dunklen, gewölbten, in den Felsen gehauenen Gang, der so steil ansteigt, daſs man zum leichteren Fortkommen Handhaben zu beiden Seiten befestigt hat. Ueberraschend ist es, wenn man diesen schauerlichen Felsenweg durchwandert hat, hier oben groſse und ansehnliche Gebäude, von Gärten

umgeben, und ein Wäldchen von Tannen, Fichten, Eichen und Buchen zu finden. Durch die stets vermehrten und verbesserten Festungswerke, durch die unersteigliche Lage, welche das Erstürmen unmöglich macht, und durch die Unmöglichkeit des Beschiefsens, indem zwei andere benachbarte Felsen zwar höher als der Königstein sind, aber wegen ihrer Steilheit das Hinaufschaffen schweren Geschützes nicht erlauben, ist diese Bergfestung in einem solchen Zustande, dafs sie für unüberwindlich gelten mufs. Der fürchterlichste Feind aller Festungen, der Hunger, ist hier auch nicht so gefährlich als bei anderen Festungen, indem der tiefe, für die schwache Besatzung hinreichende Brunnen nicht abgegraben, der auf drei Jahre vorrätige Proviant nicht vernichtet und das vorhandene Holz im Walde vom Feinde nicht genommen werden kann, und überdies einiges Getreide auf dem Königstein selbst wächst. Der Hauptnutzen der Festung besteht darin, dafs sie Sachsen zum sichersten Aufbewahrungsort aller Kostbarkeiten und Schätze seiner Hauptstadt und des Landes dient. Von Gebäuden findet man auf dem Königstein drei Schlösser: die Friedrichsburg, worin man die Bildnisse aller sächsischen Regenten, aller Generale Sachsens und Kommandanten des Königsteins sieht, die Georgenburg, worin sich Staatsgefängnisse befinden, und die Magdalenenburg, deren ungeheure Keller das Riesenfafs aufbewahrten, welches 1818 seiner Baufälligkeit wegen zerschlagen worden ist; ferner ein Kommandantenhaus, eine Garnisonskirche, Kasernen, ein Zeug- und Provianthaus, ein Pulvermagazin. Die bombenfesten Kasematten, zur Wohnung der Garnison im Falle einer Belagerung bestimmt, sind geräumig und hell, zum Teil in den Felsen gehauen, sehr trocken, mit einer sechs Ellen dicken und oben mit Steinplatten versehenen Decke überlegt, die weder Regen noch Bomben eindringen läfst, mit einem Backofen und mehreren Kaminen versehen, worin die Besatzung im Notfalle kochen kann. Der Brunnen, welcher 1553 angefangen wurde, und woran man 40 Jahre lang arbeitete, ist 586 Ellen tief, durch lauter Sandsteinfelsen gehauen, hat

in der Regel 20 Ellen Wasser und ist selbst bei der gröfsten Dürre nicht wasserlos.

Als eine Merkwürdigkeit des Königsteins wird noch das sogenannte Pagenbette gezeigt, welches unter der Friedrichsburg, aufserhalb an dem Felsenabhange sich befindet. Ein Page des Kurfürsten gab dieser Stelle den Namen. Dieser kroch nämlich während eines Hoffestes, von Lust und Wein benebelt, zu einer Schiefsscharte der Burg hinaus auf den kaum eine Elle breiten, abschüssigen Vorsprung des Felsens, um da den Rausch zu verschlafen. Nur der geringsten Wendung bedurfte es, und er stürzte in den Abgrund hinunter. Glücklicherweise wurde er zeitig entdeckt, und als man dem Kurfürsten dies gefährliche Ruheplätzchen zeigte, liefs er den Schlummernden erst anbinden und dann mit Trompeten und Pauken wecken. Der Schreck mufs aber diesem Pagen nicht viel geschadet haben; denn ungeachtet eines ähnlichen Abendteuers, wo sein scheues Pferd von der Brücke zu Dresden mit ihm in die Elbe hinabsetzte, erreichte er ein Alter von 106 Jahren.

Unbeschreiblich schön ist die Aussicht von dieser Höhe auf das Elbthal, weit über Dresden hinaus und auf die kolossalen Felsengebilde und malerischen Berggruppen der sächsischen Schweiz, von denen der Blick wieder herabgezogen wird in die anmutigen Thäler, durch welche die Waldströme ihre Silberstreifen ziehen. Curtman.

93. Aus dem Norden.

Wenn in den Feldern die Kornblumen blühen und in den Gärten die Johannisbeeren reifen, dann sind die Tage recht lang und die Nächte recht kurz. Die sparsame Hausmutter läßt die Lampe ruhig stehen, ohne sie anzuzünden; die Kinder spielen auf den Straßen und Plätzen bis zum Schlafengehen, und die lichtscheue Eule muß lange warten, ehe sie ihr sicheres Quartier in der Spitze des Kirchturms verlassen kann. Um diese Zeit geht unsern Brüdern, welche hoch oben in Norwegen und Schweden wohnen, die Sonne nicht unter. Schlägt die Mitternachtsstunde,

so scheint sie noch so hell zu Spiel und Tanz für alt und jung, als gäbe es keinen Schlaf und keine Nacht; die Schneeeule wartet vergebens auf den Abend; sie muß sich bequemen, bei Tag auf Raub auszufliegen, und thun, als wäre es Nacht. Die Sonne kreist groß und hell rings am Horizonte herum, senkt sich um Mitternacht wohl ein wenig, geht aber nicht unter. Wer nicht gut bei Tageslicht schlafen kann, der muß die Fenster seiner Kammer sorgfältig verhängen, um durch eine künstliche Dämmerung den Schlaf zu fördern. Das mag manchem gar schön dünken, wenn es nur immer so bliebe. Schreiben wir den 21. Dezember und feiern bald darauf das liebe Weihnachtsfest, dann sind bei uns die Tage wohl bedeutend kürzer, als um Johannis, aber die Sonne kommt doch jeden Morgen wieder zum Vorschein, wenn sie auch etwas auf sich warten läßt. In jenen Gegenden jedoch hat sie auf lange Zeit Abschied genommen, und die Kerzen am Weihnachtsbaum können um 12 Uhr des Mittags angezündet werden, und wer will, kann des Morgens um 6 Uhr zu Bette gehen und des Abends um 6 Uhr wieder aufstehen, es ist alles einerlei, finster ist es und bleibt es, so daß mancher zuletzt gar nicht mehr wissen mag, ob es denn eigentlich Tages- oder Nachtzeit ist. Gewiß würden einem guten Deutschen, mag er nun ein Preuße oder Bayer sein, die Thränen in die Augen treten, sollte er die Sonne auf mehrere Monate scheiden sehen. Dem Bewohner des Nordens ist dies auch nicht angenehm, und sicherlich ist große Freude, wenn die Lampe wieder ausgelöscht werden kann. Alt und jung stehen gewiß erwartungsvoll da und schauen nach der Gegend am Himmel, wo das feierliche Morgenrot das Herannahen der langersehnten Sonne verkündet.

So wird der Winter im hohen Norden von einer mehrere Monate langen Nacht begleitet, wogegen der Sommer durch eben so lange Gegenwart entschädigt. So gut es aber auch dann die Sonne meint, ein Sommer in unserm deutschem Vaterlande ist mir doch lieber, als im Norden von Schweden und Norwegen. Zwar überziehen sich in kurzer Zeit die Thäler mit einem saftigen, vollen Grün, auch fehlt es nicht an Blüten mancherlei Art, und die

Wärme steigert sich mit jeder Stunde, da die abkühlende Nacht nicht eintritt, — aber an Kirschen und Birnen ist nicht zu denken, ja nicht einmal an Kartoffeln, und Brot aus Roggen gilt als Delikatesse. Wer dort wohnt, der bekommt keinen andern Baum zu sehen, als die Tanne oder die Birke, und wer aus unserem Vaterlande dorthin ziehen will, der nehme nur Abschied von den Buchenwäldern und Obstbäumen, von der Weinrebe und den Weizenfeldern. Anfangs begleiten ihn zwar noch alte Bekannte: Äpfelbäume, Birnenbäume, Buchen und Eichen; aber je weiter er reist, je mehr bleibt einer nach dem andern zurück, bis er zuletzt nur noch die düstere Tanne und die zierliche Birke neben sich schaut; aber ehe er sich's versieht, sind auch diese zu Zwergen zusammengeschrumpft, die kauernd hinter Klippen und in Schluchten Schutz suchen. Hält er noch immer nicht an in seiner Wanderung, so nehmen auch die Zwerglein von ihm Abschied, und nun erinnert ihn nur noch Weidengebüsch an sein Heimatland, bis auch dieses verschwindet, Heidekraut das endlose Wellenland überzieht, Moose und Flechten den Boden polstern und als die einzig unüberwindlichen siegreich über die Feinde alles Lebens, über Frost und Schnee triumphieren. Das Blöken der Schaf- und Rindviehherden hat sein Ohr schon längst nicht mehr vernommen, schöne, kräftige Hirten sein Auge schon längst nicht mehr gesehen. Die Menschen, die er hier und dort etwa antrifft, kommen ihm fremdartig vor, kleiner als daheim, mit einem andern Schnitt des Gesichtes. Es sind die Lappländer, mit welchen er im Norden von Schweden und Norwegen Bekanntschaft macht. Auch mit dem Renntiere wird er Freundschaft schließen müssen, denn ohne dieses Tier könnte er in Lappland gar nicht leben. Es gehört zu dem Hirschgeschlecht und hat unter allen Hirscharten die gedrungenste und kräftigste Gestalt. Sein Hals ist kurz und muskulös, sein Huf glatt, seine Beine sind aus starken Knochen zusammengefügt, mit einem Worte, der ganze Bau dieses Hirsches ist zum Ertragen von Beschwerden, zum Ziehen von Lasten eingerichtet. Wie kein anderes Tier, weiß es sich auf einem Boden zu ernähren, der acht Monate des Jahrs mit Schnee und Eis bedeckt ist. Das Männchen, wie

das Weibchen, hat ein Geweihe, während bei den übrigen Hirscharten nur das Männchen auf diese Zierde stolz sein kann; und da manche dieser Geweihe 50 Pfund wiegen, so ist daraus zu ermessen, wie kräftig das Tier sein muß. Hunger erträgt es ohne viel Beschwerde, Moos ist sein Lieblingsgericht, und trotz dieser kärglichen Nahrung überwindet es viel besser als das Pferd alle Schwierigkeiten, welche Schnee- und Eisfelder bieten. Unglaubliches vermag es vor dem Schlitten zu leisten. Wegstrecken, wozu der Lappe im Sommer drei Tage braucht, durchläuft es im Winter in einem Tage. Nur gegen die Wärme ist es empfindlich. Kommt daher die kurze Sommerzeit, so ist der Lappe gezwungen, mit seinem Renntiere aus den warmen Thälern auf die Berge zu flüchten, und selbst da sucht es sich gerne ein Schneefeld zum Ruhen aus. So ist der Bewohner des Nordens von Europa ein Nomade geworden, weil die Renntiere, welche ihm Kleidung und Nahrung geben, Nomaden sind. Im Winter lebt er in den Thälern, im Sommer schlägt er seine Wohnung in den Bergen auf. Birkenstämme bilden das Gerüst, Renntierfelle die Decken des Zeltes, in welchem nicht nur Weib, Kind und Gesinde, sondern auch die Hunde wohnen. Diese treiben jeden Tag die Herden zum Melken zusammen, und wie der Lappe keine andere Milch als die seiner gezähmten Hirsche kennt, so kennt er auch kein anderes Bett, als das Fell derselben. Seine Herden sind sein einziger Reichtum, und Glück und Unglück hängt hier von dem Besitz eines einzigen Tieres ab. Wer Herr einer Herde von 1000 Renntieren ist, gilt für einen reichen Mann. Wird dem Lappländer ein Kind geboren, so beschenkt er es mit einem Renntierkalbe, bekommt es den ersten Zahn, so wird es wieder mit einem solchen Geschenk bedacht.

Gude.

94. Palästina.

Palästina hat noch jetzt ungefähr die nämlichen Grenzen wie das Land Kanaan vor vierthalbtausend Jahren. Gegen Norden das hohe Libanongebirge, das fast immer mit Schnee bedeckt ist, gegen Süden das steinige, gegen Osten das wüste Arabien, gegen Westen das mittelländische Meer, welches aber zum Teil durch

den schmalen Küstenstreifen, der das Land Phönizien bildet, von Palästina geschieden ist. Jedoch sieht sich das alles leichter auf der Karte, als man es durch Beschreibung erkennt. Betrachte deshalb jeder lieber auf der Landkarte die Grenzen des heiligen Landes.

Die Größe Palästinas beträgt 450 Quadratmeilen, was etwa der Größe der preußischen Provinz Sachsen gleich kommt. Die Länge des Ländchens an der Küste hin beläuft sich auf 32 Meilen; die Ausdehnung von Westen nach Osten wechselt zwischen 12 und 20 Meilen. Die Querlinie von der Gegend der Stadt Damaskus bis an die ägyptische Grenze ist die größeste Entfernung, welche sich auf palästinischem Boden finden läßt, und beträgt 42 Meilen, also nicht soviel als die vom Rhein bis nach Paris.

Palästina ist ein Gebirgsland, worin sich wohl weite Thäler, aber eigentlich nur wenige Ebenen finden. Zwar gehört das Hochgebirge Libanon nicht mehr zu dem jüdischen Gebiete, sondern zu dem syrischen, aber es liegt so nahe, daß man seine weißen Gipfel sehen kann, auch kommen die Gewässer des Landes von seinen Höhen herab. So berühmt die Cedern des Libanons waren, so sind sie doch bis auf wenige verschwunden. Man hat abgehauen, ohne wieder zu pflanzen. In die wenigen, welche noch aus alten Zeiten übrig sind, schneiden jetzt die Reisenden der Merkwürdigkeit wegen gewöhnlich ihre Namen ein. Von dem Libanon südwärts ziehen sich nun Bergreihen durch ganz Palästina, die jedoch alle weit unter der Schneelinie bleiben; zwischen den zum Teil kahlen und von Schluchten und Höhlen unterbrochenen Bergen gibt es manche schöne Thäler; an dem Ufer des Meeres zieht sich eine fruchtbare Ebene hin, welche von den dahinter liegenden Bergen eine herrliche Aussicht gewährt. Vorzüglich weit kann man von dem Vorgebirge Carmel, wo einst Elias den Regen vom Himmel erflehte, in das Meer hinaus und in die benachbarten fruchtbaren Thäler sehen. Schön ist auch die Aussicht, welche man von einigen anderen erhabenen Punkten im inneren Lande genießt, z. B. von dem Ölberge auf die gegenüberliegende Stadt Jerusalem; obgleich jetzt sowohl Jerusalem, als auch der Ölberg die Spuren der Verwüstung und Vernachlässigung

an sich tragen. Denn die einst so groß bevölkerte Stadt ist jetzt klein und verfallen, und auf dem Ölberge befinden sich nur noch wenige Ölbäume, der größte Teil seiner Oberfläche trägt die gelbe Farbe des kahlen Gesteins. Auch von dem Berg Tabor in der Nähe des Sees Genezareth, worauf Christus oft mit seinen Jüngern verweilte, ist die Aussicht nicht mehr so reizend, als zu den damaligen Zeiten. Dennoch versichern die Reisebeschreiber, daß man nicht leicht etwas so Schönes in Deutschland sehen könne, als die unter diesem kegelförmigen und grün bewachsenen Berge sich ausbreitenden Seeufer.

Dagegen gibt es besonders südlich von Jerusalem und nach dem toten Meere hin wüste Berggegenden, wo man nichts als nackte Felsenwände und steinige Thäler sieht. In die Höhlen dieses Gebirges rettete sich einst David vor seinem Verfolger Saul; in der neueren Zeit aber waren sie lange von Räubern bewohnt, welche die Reise durch diese Gegend äußerst gefährlich machten.

Palästina ist ein ziemlich wasserarmes Land. Einen großen schiffbaren Fluß besitzt es nicht, denn der Jordan, welcher allein den Namen eines Flusses verdient, ist an wenigen Stellen breiter als 100 Fuß und nicht leicht tiefer als 6 Fuß. Dazu beträgt die Länge seines ganzen Laufes kaum 20 Meilen. Auch mündet er nicht in das Meer, sondern in einen großen Landsee, das tote Meer genannt, an dessen wüsten Ufern keine Städte liegen, also auch kein Handel getrieben wird. Gleichwohl ist der Jordan bei weitem das wichtigste Gewässer des Landes und aus der heiligen Geschichte durch viele Erinnerungen merkwürdig. Nicht leicht wird ein Reisender versäumen, sich in seinem Wasser zu baden, und dabei an Johannes den Täufer und an die Taufe Christi zurück denken. Viele Reisende nehmen sich deshalb auch etwas Jordanwasser zum Andenken mit nach Europa. Der Fluß entspringt an der Grenze gegen Syrien an dem Abhange des Libanons und ergießt sein klares Wasser bald darauf in einen sumpfigen See, dessen Schlamm ihn trübe färbt. Unterhalb dieses Sees fließt er unter der großen und breiten Jakobsbrücke hin, wo der Erzvater Jakob bei seiner Rückkehr aus Mesopotamien mit seinen Herden

übergegangen sein soll. Nach einem Laufe von 2 Meilen tritt der Jordan bei Kapernaum in einen zweiten tiefen und klaren See von süßem Wasser, den See Genezareth, auch das galiläische Meer genannt. Drei Meilen lang und in der Mitte eine Meile breit, bildet dieser See eine herrliche Wasserfläche, reich an Fischen, vormals ringsum von Fischern belebt, mit grünen Ufern, die zu Christi Zeiten mit Städten und Dörfern besäet waren, jetzt aber nur noch einige arme Ortschaften enthalten, deren Einwohner nicht einmal Kähne zum Befahren des Sees haben. Doch macht die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens das Ufer immer noch schön, und selbst das daselbst wachsende Schilf hat eine wohlriechende Blüte. An dem Gestade dieses herrlichen Sees, welchen man das Auge der Gegend nannte, war es, wo Jesus sich am meisten aufhielt und seine meisten Wunder verrichtete. Dort lag Kapernaum, welches er zur Heimat erwählt hatte, dort Chorazin und Bethsaida, welche seine meisten Wunderthaten mitangesehen hatten. Auch waren die Apostel größtenteils aus dieser Gegend. Petrus und Andreas, Johannes und Jakobus waren Fischer, welche den See Genezareth mit ihren Barken befuhren. Auf ihm stillte Jesus den Sturm, auf seinen Wellen wandelte er.

Nach seinem Austritte aus dem See Genezareth fließt der Jordan in einem bald engeren, bald weiteren Thale ziemlich langsam und verhältnismäßig tief, besonders nachdem er von der linken Seite einen beträchtlichen Zufluß bekommen hat. Doch waren schon in alten Zeiten einige Furten vorhanden, wo man im Sommer den Fluß zu durchwaten pflegte. Bei höherem Wasserstand mußte man überfahren, indem es an Brücken fehlte. Da der Hauptweg aus Galiläa nach Jerusalem hieher führte, so muß die Überfahrt oft benutzt worden sein, und Jesus ist ohne Zweifel öfters vorübergekommen.

Weiter abwärts gegen die Stadt Jericho und das tote Meer hin erweitert sich das Thal zu einer Ebene, welche ehemals wegen ihrer Fruchtbarkeit und wegen ihrer schönen Rosen berühmt war; allein heutigen Tages ist sie durch die Zerstörungen des Krieges und die Trägheit der Einwohner, wie so viele andere Stellen,

wüste und unfruchtbar geworden. Der Fluß fließt langsam und trübe zwischen buschigen und schilfigen Ufern dahin, welche in der Regenzeit überschwemmt werden und gewöhnlich wilden Tieren zum Aufenthalt dienen. Gegen das Ende seines Laufs wird das Wasser des Jordans immer gelblicher und träger, seine Umgebung immer dürrer und trauriger, bis er sich endlich mit dem trübseligsten aller Gewässer, mit dem toten Meere vereinigt.

Bekannt ist aus der heiligen Schrift die Geschichte von dem Untergange des Thales Siddim, woin die Städte Sodom und Gomorrha lagen. An die Stelle der untergegangenen Gegend ist seitdem der sehr tiefe, 12 Meilen lange, 3 Meilen breite Salzsee getreten, welcher das tote Meer, bisweilen auch der Asphaltsee oder das Salzmeer heißt. Sein Wasser ist weit salziger als das des Meeres und durch diesen Salzgehalt so dicht, daß der menschliche Körper fast von selbst darin schwimmt. So einladend dies für schwimmlustige Menschen scheint, so wagt es doch nicht leicht jemand darin zu baden, denn das Salzwasser ätzt die Haut wie die Lauge dergestalt, daß sie sich nach einiger Zeit ablöst. Auch leben, soviel man bis jetzt hat beobachten können, weder Fische, noch andere Tiere in diesen traurigen Gewässern, woher auch der Name totes Meer. Das aber ist eine Fabel, daß die Ausdünstungen über demselben so schädlich seien, daß kein Vogel darüber fliegen könne, sondern betäubt niederfalle, sowie es auch eine Fabel ist, daß das Eisen auf diesem Wasser schwimme. Wahr ist dagegen, daß noch niemals ein Schiff diesen See befahren hat, denn so öde wie sein Wasser sind auch seine Umgebungen. Ringsum nichts als nackte dürre Felsen, das nächste Ufer mit einer Salzkruste bedeckt, hier und da auch mit Stücken Asphalt (Judenpech). Der unfruchtbare, von der Sonne verbrannte Boden, die ungesunde Luft, die Seltenheit des Regens verscheucht auch die Menschen von hier. Nur einige arme Araber wohnen in elenden Schiffshütten und fristen ihr Leben teils mit dem wenigen Getreide, welches sie dem Boden abgewinnen, teils von dem Handel mit dem am See gefundenen Salz.

Einen Abfluß hat dieser See nicht. Vermutlich ist die Aus-

dünstung so stark, daß dadurch aller Überschuß an Wasser wieder verloren geht.

Außer dem Jordangebiet gab es und gibt es in ganz Palästina nur wenige Bäche, welche im Sommer nicht vertrocknen, sowie auch die meisten Brunnen versiegen, so daß man einen beständig quellenden und frischen Brunnen für eine besondere Gabe des Himmels ansieht.

Gleichwohl besaß das Land einige heiße Quellen, welche noch jetzt als Heilbäder benutzt werden. Die vorzüglichsten befinden sich in der Nähe des galiläischen Meeres, also da, wo die Natur das Land ohnedies am reichsten ausgestattet hatte, und wo ehedem eine zahlreiche und wohlhabende Bevölkerung zusammengedrängt war. Jetzt hat sich das alles geändert, und die Zahl der Badegäste ist deshalb sehr gering. Curtman.

95. Die Stadt Babylon.

Die Stadt Babel oder Babylon lag in einer grofsen Ebene, zu beiden Seiten des Flusses Euphrat, der ungefähr 50 Meilen von da südostwärts in den persischen Meerbusen fällt. Die Stadt bildete ein regelmäfsiges Viereck; jede Seite war sieben und eine halbe Stunde lang, so dafs man dreifsig Stunden brauchte, um die ganze Stadt zu umgehen.

Die Mauern waren von starken Ziegelsteinen gebaut, die statt des Mörtels mit Erdharz zusammengekittet waren; denn dort gab es keine Steinbrüche, und das Erdharz quoll hier und dort aus der Erde hervor, wie dies noch heute der Fall ist. Die Mauer um die Stadt war 350 Fufs hoch, und 87 Fufs dick, so dafs oben Raum war für zwei Reihen Häuser, zwischen denen ein Wagen fahren und umkehren konnte. Um die Mauer führte ein breiter und tiefer Graben, der mit Wasser angefüllt war. Jede Seite der Stadt hatte 25 grofse eherne Thore, so dafs die ganze Stadt 100 Thore zählte.

An jeder der vier Ecken der Stadt erhob sich ein Turm, und allemal zwischen zwei Thoren standen drei Türme, folglich auf jeder Seite ohne die Ecktürme 72; folglich umgaben

292 Türme, welche alle um 10 Fuſs über die Mauer hinausragten.

Innerhalb dieses groſsen Viereckes lag nun die Stadt Babylon auf einem fetten und fruchtbaren Boden. Sie war so groſs und so schön und so wohl gebaut, daſs sieh keine der alten Städte mit ihr vergleichen lieſs. Die Häuser hatten drei bis vier Stockwerke und standen so weit auseinander, daſs jedes einen freien Raum zum Feld- und Gartenbau um sich hatte. Sie standen aber alle in geraden Linien, in gewissen Entfernungen von einander, so daſs 25 gerade Gassen von einem Thor zum gegenüberstehenden führten, die dann von eben so vielen im rechten Winkel durchschnitten wurden. Vor Nebukadnezar, der im sechsten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung lebte, stand das alte Babel bloſs am östlichen oder linken Ufer des Euphrat; aber dieser König baute nun auch Neubabel auf der westlichen oder rechten Seite; dann erst war die Stadt so, wie sie soeben beschrieben wurde.

In Altbabel befand sich der berühmte Tempel des Belus oder Sonnengottes; er bestand ursprünglich aus einem ungeheuren Turm, dem bekannten babylonischen Turme, den Nimrod, der erste Gründer der Stadt, erbaut hatte. Dieser Turm war viereckig, auf jeder Seite 600 Fuſs breit, auch 600 Fuſs hoch, also um 150 Fuſs höher, als die höchste Pyramide in Ägypten. Nie hat die Welt ein Gebäude von solchem Umfange und gleicher Höhe gesehen. Rund um den Turm führte eine Treppe schneckenförmig in die Höhe, so daſs der Turm bei jeder Windung schmäler wurde, und dadurch in der Ferne das Ansehen einer Pyramide erhielt; oben auf dem Gipfel war eine Sternwarte.

Dieses Wundergebäude verschönerte Nebukadnezar noch mit groſsen und kostbaren Nebengebäuden, so daſs der ganze Tempel seinesgleichen in der Welt nicht hatte. Im Innern war das goldene Bild des Bel oder Baal aufgestellt, das Nebukadnezar nach seinem Traum hatte anfertigen lassen, und das die drei jüdischen Männer nicht anbeten wollten. Es war 40 Fuſs hoch.

Der Prophet Daniel gibt 60 Fufs an, wobei wahrscheinlich das Fufsgestell mitgerechnet ist.

Das alte prächtige Schlofs der Könige zu Babel lag in der alten Stadt, nicht weit von dem Tempel des Bel. Nebukadnezar aber baute einen neuen Palast in der neuen Stadt, welcher eine viertel Meile lang und ebenso breit war. In demselben befanden sich auch die berühmten hängenden Gärten, die er seiner Gemahlin zu lieb hatte anlegen lassen.

Weil der Euphrat oft durch Ueberschwemmungen der Stadt grofsen Schaden zufügte, so liefs ihn Nebukadnezar durch ungeheure Mauern und Dämme innerhalb der Stadt einfassen.

Die alte, weltberühmte Stadt Babylon ist längst gefallen; kaum lassen sich noch einige Trümmer auffinden, die aus dem Schutt hervorragen. Schneider.

96. Die Neger.

An der Westküste von Afrika und weiter hinein in das Innere dieses Erdteils wohnen Menschen, ganz schwarz von Hautfarbe, die gar sonderbar absticht gegen ihre hochroten, aufgeworfenen Lippen. Der Bau ihres Kopfes hat überhaupt viele Eigentümlichkeiten, wodurch er sich von dem anderer Menschenstämme unterscheidet. Die Nase ist plattgedrückt und aufgestülpt, die Backenknochen und die Kinnladen stehen sehr weit vor, die Stirne im Gegenteil ist flach und zurückgedrängt, das Haar aber schwarz und kraus, wie starke Wolle. In ihrer Geistesbildung stehen diese Neger größtenteils noch sehr tief. Ihre Religion ist ein Gewebe des sinnlosesten Aberglaubens. Sie leben meistenteils nur in Hütten und Höhlen, und von Künsten und Geschicklichkeiten wissen sie nur wenig. Aber dennoch sind sie glücklich und zufrieden in ihren Thälern, an ihren Flüssen, wenn sie nur nicht gestört werden. Sie brauchen wenig, und was sie brauchen, gibt ihnen die Natur und läßt sie keine Not leiden. Da zimmern sie sich Kähne aus starken Baumstämmen, befahren damit ihre Flüsse, holen sich Fische zur Nahrung, und Korallen, Perlen und Muscheln zum Putz für ihre Frauen, und zum Tausch im Handel anstatt unseres Geldes.

Oder sie gehen mit Pfeil und Bogen auf die Jagd, erlegen ein Wild für den Hausbedarf, und daheim sitzt indessen das Weib, besorgt das Haus und verfertigt Kleider und Putz für die Familie.

Aber die Völker, welche gebildeter und vernünftiger heißen wollen als sie, sind unzufriedener als sie, und sind in ihrer Hab- und Gewinnsucht selbst so weit gegangen, daß sie auch das stille Glück dieser armen, schwarzen Menschen nicht unangetastet gelassen haben. Sie haben Schiffe ausgerüstet, sind nach den Küsten hingesegelt, wo die Neger wohnen, und haben dort die Unglücklichen eingefangen. Gefesselt haben sie dieselben dann in alle Länder der Erde und besonders nach Amerika gebracht, und sie dort wie Zuchttiere verkauft, damit sie ihren neuen Herren die Felder bestellen, und durch ihren sauren Schweiß den Reichtum der begüterten Leute noch vermehren sollten. Ihr Los ist traurig. Oft Hunderte von Meilen getrennt von ihrer lieben Heimat müssen sie ohne Rast unter der Peitsche ihrer Aufseher ihr Tagwerk verrichten, und ihr Lohn ist schlechte magere Kost, und ihre Ruhestätte nach den Beschwerden des Tages ein wenig Stroh in schlechter Hütte. Die Engländer haben zwar in neuerer Zeit viel gethan, um dies zum Himmel schreiende Unrecht des Menschenhandels zu hindern, aber trotz aller Vorkehrungen ist es ihnen damit bis jetzt noch nicht vollständig gelungen.

97. Die Rußbuttenmacher im Thüringer Walde.

In Gegenden, wo es Tannen- und Kieferwälder gibt, hat man Rußbrennereien oder sogenannte Rußhütten angelegt. Dies ist auch im Thüringer Walde geschehen, von wo viel Kienruß weit und breit verkauft wird. Leute, die eine große Menge brauchen, erhalten ihn in große Fässer gepackt, wer aber wenig bedarf, in sogenannten Rußbutten. Dies sind entweder kleine lange Fäßchen, oder noch kleinere flache Behältnisse, ähnlich den Butten, worin die Mägde in manchen Gegenden das Wasser ins Haus zu tragen pflegen. Ein solches kleines Rußbüttchen kostet wohlgefüllt nur zwei Pfennige, und man fragt sich, wie es möglich sei, für einen so geringen Preis den Kienruß und das kleine, artige Gefäß oben-

drein zu liefern, so daß dem Verkäufer auch noch ein Gewinn bleibt. Es hat einen Boden, einen Deckel, zwei größere oben für einen Riegel durchlöcherte Seitenstücke, vier schmälere, vier schräggeschnittene, unten ganz spitz zulaufende Teile, ferner drei Reife, welche das Ganze zusammenhalten, und einen Riegel, der den Deckel schließt, also, wohlgezählt, 16 Stücke, sämmtlich aus Tannenholz gespalten und geschnitzt. Hauptsächlich werden sie in dem kleinen Dorfe Manebach, das tief im Thüringer Walde an der Ilm liegt, verfertigt. Für ein Schock d. h. 60 Büttchen erhalten die Arbeiter einen Silbergroschen. Nun berechne man, wie teuer Ein solches Büttchen zu stehen kommt, und wie teuer eines der 16 Stücke, wenn wir sie alle zu gleichem Werte annehmen. Gleichwohl verdient ein fleißiger Arbeiter des Tages wohl 5 Silbergroschen, und, was die Hauptsache ist, alle Hausgenossen, auch die Kinder vom vierten bis fünften Jahre an, können hier mithelfen, so daß mancher Knabe und manches Mädchen schon wacker zum Unterhalte der Familie beitragen. Die Rußbutten werden von allen Seiten gekauft, da der Ruß zu Farbe, besonders zu Tuschen, und zur Buchdruckerschwärze dienlich ist.

98. Der Adler in Grindelwald.

Auf den Bergen, die das Thal von Grindelwald einschließen, werden oft Adler geschossen, und in seinem Gebiete auf dem Wetterhorn sieht man den König der Lüfte in seiner ansehnlichsten Größe. Sie haben zuweilen einen Menschen angefallen, und zwar mit Vorteil, wenn er am Rande eines steilen Abhangs ging. Der Adler schlägt dann nicht seinen Schnabel ein, sondern stürzt mit aller Gewalt seiner Flügel und seines Leibes gegen ihn, um ihn niederzuwerfen und eine leichtere Beute zu haben. Dort liegt auf einer Alp eine einsame Sennhütte. Ein achtjähriger Hirtenknabe, der das Vieh hütete, war der einzige Bewohner der Hütte, da die Schweizer ihre Kinder sehr früh zu dieser Beschäftigung anleiten. Er sah zwei junge Adler in einiger Entfernung auf dem Rande eines niedrigen Felsen sitzen. Durch den Gewinn gereizt, schlich er sich leise hinter den Felsen, umfaßte sie plötzlich mit seinen

Armen, und bemächtigte sich beider Vögel, trotz des heftigsten Widerstandes. Er kämpfte noch mit seiner Beute, als er ein lautes Geräusch vernahm, und mit nicht geringem Schrecken die beiden alten Adler sah, die schnell auf ihn herabflogen. Er lief aus allen Kräften nach der Sennhütte, und verschloß die Thüre noch gerade zu rechter Zeit, ehe seine Verfolger ihn anfallen konnten. Der Knabe wurde, wie er später erzählte, während des ganzen Tages in seiner einsamen Sennhütte von der Furcht gequält, daß die Adler sich mit Gewalt Eingang verschaffen möchten, und da sie stark genug waren, würden sie in ihrer Wut dem Leben des armen Knaben bald ein Ende gemacht haben. Sie machten das furchtbarste Geschrei und strengten alle ihre Kräfte an, die schwachen Wände der Hütte zu zerbrechen, die nur leicht aus einzelnen Stämmen gebaut war, um sich einen Weg zur Rettung ihrer Jungen zu eröffnen. Der Knabe hielt aber seine Beute fest, deren Wert er kannte, da die Regierung für jeden getöteten Adler einen Louisdor bezahlte. Als die Nacht anbrach, verließen seine Verfolger, ihrer fruchtlosen Anstrengungen müde, die Hütte, und der Knabe sah sie zu der hohen, wiewohl nicht weit entfernten Felsenspitze fliegen. Gleich nach Anbruch der Dunkelheit faßte er seine jungen Adler wieder in die Arme, und lief, so schnell als seine Füße ihn tragen konnten, den Berg hinab zu dem nächsten Dorfe, während er sich oft umsah, besorgt, daß die alten Vögel ihn entdeckt hätten, und bei jedem Verweilen glaubte er Geschrei zu hören. Glücklich erreichte er jedoch das Dorf, nicht wenig stolz auf seine Beute. Lindau.

99. Wie das Bergwerk zu St. Annaberg entdeckt ward.

Ein armer, armer Bergmann im Erzgebirge, Namens Daniel Knappe, hatte Weib und Kinder und liebte sie sehr, doch wußte er weder Rat noch Hilfe sie zu ernähren. Er arbeitete und betete, doch seiner Not war kein Ende, und wie auch sein Unglück immer höher stieg, so wich und wankte sein Glaube doch nicht. In einer Nacht erschien ihm, wie er erzählte, im Traum ein Engel, welcher sprach: „Gehe hin und suche in der tiefsten Tiefe des

Waldes den Baum auf, in dessen Gezweige silberne Eier ruhen. Du wirst ihn erkennen an seiner Größe; denn kein Baum im ganzen Haine kann sich mit ihm vergleichen!“ Daniel erwachte und fühlte sich gestärkt; der Morgen graute, und eilig drang der arme Bergmann in den Wald hinein. Schon war er an dem Orte, den noch kein Sterblicher betrat; da steht der Baum, und rasch sind alle Äste bis zum Gipfel durchsucht, aber silberne Eier zeigen sich nirgends. „Wie kann, wie werd' ich zu euch zurückkehren, liebes Weib und Kind? ihr haltet mich noch, sonst stürzte ich mich von hier hinab!“ Als er so klagend trauernd den Baum verlassen will, da steht der Engel ihm zur Seite und spricht: „Gott ist hilfreich und wahrhaft, wo du auch keinen Ausweg siehst; der Baum hat noch Zweige in der Erde. Dir sei geholfen um deiner Treue und Liebe willen.“ Und der Engel verschwand mit diesen Worten. Da durchströmte Hoffnung und Mut von neuem den Unglücklichen, und er grub an dem Fuße des Baumes. Von seinen Wurzeln durchflochten, lagen da reiche Silberstufen vor dem Blicke des staunenden Bergmannes, und Weib und Kind war geholfen. Es erhob sich Annaberg, ein freundliches Städtchen, aus dieser wilden, waldigen Gegend, wozu unter der Regierung des Herzogs Georg des Bärtigen, im Jahre 1496 den 21. des Herbstmondes am Tage Matthäi, der Grundstein gelegt wurde. Büsching.

100. Das Quecksilber.

Wer in der heißen Zone lebt, wo im Sommer mittags zwölf Uhr die Sonnenstrahlen so senkrecht herabfallen, daß weder ein hoher Turm noch ein Mensch seinen Schatten behält, und wo im Winter das Wasser weder zu Eis, noch zu Schnee erstarrt, dem mag es wunderbar vorkommen, wenn man ihm erzählt, daß es Länder gibt, wo das Wasser im Winter so steinhart wird, daß man darauf gehen kann, und er wird es kaum glauben wollen, daß man aus diesem steinharten Wasser Pferdekrippen zimmert, und diese auf die Straße vor die Gasthöfe stellt, wie es doch in Petersburg geschieht. Aber was sagst du dazu, daß es bei uns einen Stein gibt, den du wie Wasser in ein Glas füllen, ja in

Tropfen wieder herauslaufen lassen kannst, der aber in Ländern, die kälter sind als das unsere, auch fest wie das Wasser wird, also, daß er sich hämmern und zu Bechern verarbeiten läßt? Dieser Stein heißt Quecksilber. Bei uns erstarrt er nie, sondern bleibt stets flüssig, und fülltest du einen Teich mit ihm aus, so könntest du mit einem dichten, schweren, eisernen Kahn auf demselben spazieren fahren. Wolltest du aber einen Kahn von Silber nehmen, so würde es demselben ergehen, wie einem Stück Zucker, das du ins Wasser wirfst, er würde sich in dem Quecksilberteich auflösen, und du würdest ängstlich nach Hilfe rufen. Vor dem Naßwerden brauchtest du dich freilich nicht zu fürchten, auch nicht vor dem Untersinken, denn du könntest in diesem flüssigen Steinteiche schwimmen, ohne es gelernt zu haben; aber verschlucken dürftest du nicht ein Tröpflein aus dem Teiche, es wäre sonst um dein Leben geschehen, denn jeder Tropfen ist Gift. Stellst du ein Gefäß von Quecksilber aufs Feuer, so wird das Quecksilber in Dämpfen in die Höhe steigen, wie ja das Wasser auf dem Feuer auch in Dämpfen in die Höhe geht. Wenn du aber einen kalten Deckel auf den Wassertopf legst, damit kein Staub hineinfällt, so werden die Wasserdämpfe an dem Deckel wieder zn Tropfen, was du gewiß schon gesehen hast. So werden auch die Quecksilberdämpfe wieder zu Tropfen, wenn man sie erkalten läßt.

Zur Wäsche kann man das Quecksilber freilich nicht gebrauchen, denn es macht nicht naß, aber dafür leistet es eine Menge anderer Dienste. Wie schon gesagt, löst es das Silber in sich auf, und ist demselben ein lieber Freund, den es gerne aufsucht. Das Silber ist nämlich ein edles Metall, und liegt wie alles Edle nicht gleich so zu Tage, sondern steckt verborgen in ganz unansehnlichen Steinen, gemengt mit anderen Stoffen, z. B. mit Kupfer und Schwefel. Der Bergmann kennt diese Steine gar wohl, und läßt sich durch ihr Aussehen nicht irre machen. Er zerpocht sie, röstet sie, und treibt dadurch den Schwefel fort, der sich vor dem Feuer fürchtet, wie vor einem Feinde, und davon eilt, sobald er warm wird. Wollte nun der Bergmann aus dem zurückgebliebenen Gestein das Silber mit den Fingern herauslesen, so würde er ver-

geblich darnach suchen, denn es steckt in so kleinen Spitzchen in dem Kupfergestein, daß es nicht zu sehen ist. Er zermahlt vielmehr das Gestein zu Mehl, thut dieses Erzmehl in ein Faß, das sich wie ein Mühlstein dreht und bringt nun den Freund des Silbers, das Quecksilber, auch in das Faß. Lustig dreht sich dann das Quecksilber in lauter kleinen Tropfen mit im Kreise herum. Ohne sich um das Kupfer zu kümmern, ergreift es ein Spitzchen Silber nach dem andern, und schwenkt sich in dem drehenden Tanzboden bald oben bald unten, bald langsam bald rasch, so lange herum, bis sämmtliches Silber mit ihm tanzt. Dann erst hat die Lust ein Ende. In einen Klumpen vereinigt liegen unsere Tänzer erschöpft da, und werden nun in einem Gefäß dem Feuer ausgesetzt, als ob sie jetzt auch zusammen warm werden sollten. Aber da schlägt die Scheidestunde, denn die Hitze treibt das arme Quecksilber als Dampf hinweg. Während so das Silber verlassen und allein zurückbleibt, muß das Quecksilber durch Röhren steigen, die in kaltem Wasser liegen, muß hier sich abkühlen, und dann von neuem wieder Silber aus seinem Versteck aufsuchen. Sein Leben ist ein beständiges Finden und Verlieren.

Auch zum Golde fühlt sich das Quecksilber hingezogen. Selbst ein edles Metall, hält es sich am liebsten zu dem Edlen, bleibt auch wie die edlen Metalle ziemlich blank und rein, während sich das unedle Kupfer zum Ärgernis der Köchinnen am Wasser und an Säuren leicht verunreinigt. Gehst du zum Goldschmied, nun, so kannst du sehen, wie es selbst Freundschaft stiftet zwischen dem Silber und dem Golde, so innig und fest, daß das Silber ganz Gold geworden zu sein scheint. Beim Spiegelmacher kettet es sogar das Glas und das Zinn freundschaftlich aneinander, gewiß darum, weil es ein Feind des Schmutzes ist, und will, daß du nachsiehst, ob nicht irgend ein Fleck dein Gesicht verunreinigt.

Der Maler läßt es als schöne, rote Farbe prangen. Er mischt nämlich auf eine künstliche Weise einen Teil Schwefel unter sechs Teile Quecksilber und erhält, wenn er es recht macht, jene schöne scharlachrote Farbe, die man Zinnober nennt.

Selbst in die Büchsen der Apotheke läßt es sich schicken und

wandert von da in die Krankenhäuser, um den Tod zu vertreiben, wenn es geht.

In dünnen gläsernen Röhren eingesperrt, hast du es gewiß schon oftmals in der Stube am Fenster auf einem schmalen, langen Brett hängen sehen. Da ist es gar ein Wetterprophet und prophezeiet dir, ohne daß es hinaussieht, was draußen für ein Wetter eintreten wird, und sagt dir, ob du einen Sonnenschirm oder einen Regenschirm auf deinen Spaziergang mitnehmen sollst. Dem Schiffer auf dem Meere kündigt es einen bevorstehenden Sturm an, damit er seine Einrichtnng darnach treffe; dem Gebirgsreisenden und kühnen Luftschiffer aber sagt es sogar, wie hoch sie über dem Meere sind. Auch weiß es besser als du, wie warm es ist, und während es als Wetterprophet oft ein Schalk ist und statt Regen Sonnenschein ankündigt, womit es dann den Wäscherinnen einen Streich spielt, so täuscht es als Wärmemesser niemals. In eine kleine oben und unten verschlossene Glasröhre eingesperrt, steigt es gradweise höher, je wärmer die Luft wird, und fällt, wenn die Wärme wieder nachläßt. Ohne diesen empfindlichen Wärmemesser würden wir nicht wissen, wie warm oder wie kalt es in anderen Ländern ist, und der Ofenheizer eines Treibhauses würde immer in Angst sein, ob er seinen Blumen auch wohl die rechte Luftwärme gebe, wenn es ihm das Quecksilber nicht sagte.

Siehe, so wird ein Gift in der Hand des verständigen Menschen sein treuer, gehorsamer Diener. Du begreifst nun wohl, warum sich der Mensch in die dunklen Tiefen der Erde hinabläßt, und dort im Schweiß seines Angesichts Tag und Nacht arbeitet, um diesen dienstbaren Geist aus seinem Versteck ans Tageslicht zu beschwören.

Gude.

101. Der Blick auf das Meer von der Insel Rügen.

Der Rugard ist ein Berg auf der Insel Rügen, einige tausend Schritte nordöstlich von der Stadt Bergen. Von hier aus übersieht man im Kreise nicht nur den größten Teil dieser Insel, sondern auch südlich, südöstlich und südwestlich einen ansehnlichen Teil von Pommern. Obgleich die Stadt Bergen selbst schon hoch

liegt, so ragt doch der Rugard genug über sie empor, um von hier über die Dächer hin Stralsund und eine unabsehbare Fläche von Neu-Vor-Pommern zu überblicken. Rechts und links begrüßt das Auge eine Menge von Dörfern und mehrere Städte, unter welchen Greifswalde besonders hervorsieht. Östlich hat man gleich unter den Füßen schöne Ackerfelder, auf die man wie auf einen Teppich hinabsieht. Im Sommer stechen das gelbe Korn, die dunkelgrüne Gerste, der bläuliche Hafer, der vergoldete Weizen und die bunten Wicken, die kaum vor den gelben Wucherblumen aufkommen können, auf das mannigfaltigste von einander ab. Weiterhin, wo sich der Boden bald senkt, bald erhebt, wechseln Hügel, deren Gipfel nackt und deren Abhänge, bebaut sind, mit kleinen und großen Gebüschen. Am stärksten fesselt die Aussicht nordostwärts. Eine Menge von Erdzungen strecken die Spitzen weit in die grünlichen Fluten. Die eine ist bis an den äußersten Rand mit Getreide besäet, eine andere mit Gebüschen bedeckt, auf einer dritten stehen kleine, ländliche Häuser, die von Obstgärten umgeben sind.

Zöllner.

102. Das Meer und das Menschenleben.

Auf einem Felsen am Meer saß Amynt mit seinem Sohne, dem zarten Hilkar. Lange schon hatte sich der Knabe nach diesem Augenblick gesehnt, denn er hatte viel gehört von der Meeresfläche und der Gewalt dieses Anblicks.

Oft hatte er gebeten: „O Vater, nimm mich mit auf die Höhen, daß ich niederfallen möge vor der großen, erhabenen Natur, die sich dort offenbart in dem unermeßlichen Wasserreiche!“

Aber Amynt wollte ihm das hohe Schauspiel erst gewähren, wenn sein Geist fähiger sein würde, die Wunder der Schöpfung zu fassen. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er ihn würdig fand, Gott anzubeten in dem erhabensten Tempel seiner Allmacht.

Ein leichtes Sturmgewölk zog empor, die Wellen stiegen in unruhiger Bewegung hoch und höher, und die Brandung brach sich schäumend an der Felswand, von deren Höhe der Knabe schwindelnd hinab sah in das schrankenlose Reich.

Lange stand er und starrte in die Ferne, dann klammerte er sich fester an den Vater und rief: „O halte mich Vater! mir wird so seltsam zu Sinn bei diesem unermüdlichen Ringen und Kämpfen der Flut!

Ich habe mir das Meer als ein Bild von ruhiger Größe gedacht, aber dieser rastlose Kampf widerspricht demselben. Ein heimliches Grauen übermannt mich bei seinem Anblick, und ich schaue geängstigt und beklommen in die empörte Tiefe hinab."

„Du siehst das Meer vom Sturme bewegt, entgegnete der Vater. Keiner vermag in diesem Aufruhr die ruhige Erhabenheit zu entdecken, die ihm sonst eigen ist. Es gleicht dem Menschen, den Gott zu seinem Ebenbilde erschuf, den aber der Kampf wilder Leidenschaften weit von seinem erhabenen Vorbilde entfernte.

Betrachte dieses Wogengewühl, wie es sich unruhig emporhebt, und eine Welle die andere überragen und darniederschlagen will. Sie möchten alle den Himmel erstürmen, dessen Bild längst aus der unruhigen Flut entschwand.

So langt der Mensch, von leidenschaftlicher Begier entstellt und verblendet, vergebens nach den Sonnenhöhen des Friedens des dauernden Glückes. Mit ungestümer Hand will er zu sich herabziehen, was nur als ein freies Pfand göttlicher Huld in des Sterblichen Schoß fällt. Aber fern und ferner schwindet ihm das ersehnte Gut, und wenn er es endlich errungen zu haben meint, so war es nur Dunst und Wolkenschatten gleich diesem, in dessen Nebel die unruhige Welle ihr Haupt taucht."

„Aber des Friedens seliges Bild, entgegnete Hilkar, darf es sich nimmer der Sehnsucht kund geben?"

„Möge die Natur, o mein Sohn, dir selbst diese Frage beantworten!" sprach der Vater, und verwies den forschenden Knaben auf den folgenden Tag.

Beide gingen nun die Höhe hinab, denn ein zweites Wetter zog empor, drohender denn das erste, und der Weg war noch weit zu dem Thal, wo ihre Hütten standen.

Aber am Morgen, wo die Sturmnacht vorüber und der Himmel ein einziger blauer Saphir war, da weckte der Vater den

schlummernden Knaben, und zog ihn rasch mit sich fort, und führte ihn auf die schimmernde Felshöhe.

Schon hatte sich die Sonne mit glühenden Wangen uns dem kühlen Flutenbett gehoben, schon tanzte ihr zitterndes Licht in tausend Schwingungen auf dem Meeresspiegel. Still und lautlos ruhte die unendliche Fläche im Purpurglanz des Morgens.

Sanft hoben sich die Wellen, wie die Pulsschläge eines friedlichen Herzens, und auf jeder ruhte des Himmels Bild und das Antlitz der Sonne, als gehörten alle zu Einem Reiche; denn die Grenzen der Höhe und Tiefe waren in eins verschmolzen durch den Widerschein des ewigen Lichtes.

Aber der Knabe warf sich nieder in unaussprechlicher Rührung, faltete die Hände und sprach: „Ja, nun habe ich das Herrlichste gesehen, was die Erde gibt, das erhabene Bild der seligsten Ruhe!"

„So bewahre es tief in deinem Herzen, mein Sohn, sprach der Vater, es ist das Bild des in sich zufriedenen Gemütes! Wie der Himmel sich nur auf der ruhigen Fläche widerspiegelt, so wohnt die Tochter des Himmels, das Glück, auch nur in ungetrübten friedlichen Seelen. Bewahre darum dein Herz rein von ungestümen Wünschen und Forderungen, so wird der Himmel darinnen wohnen, und deine irdische Welt hier schon eins sein mit dem lichthellen Jenseits, wie jene Purpurfläche mit dem Firmament, zwischen denen das Auge keine Grenzen zu entdecken vermag, weil über beide ein Lichtschleier geworfen ist, dem himmlischen Glauben ähnlich, der zwei Welten liebend zu Einer verbindet." A. Franz.

103. Die Weltkörper.

An einem schönen Sommertage hatte der Vater ein kleines Fahrzeug gemietet, um mit seiner Familie eine Spazierfahrt auf dem See zu machen. Sie landeten an einem lachenden Dörfchen, das am entgegengesetzten Ufer lag, genossen hier einige Erfrischungen und kehrten gegen Abend zurück. Ein günstiger frischer Wind schwellte die Segel, und das leichte Fahrzeug zog lange goldene Furchen in dem See. In der blauen

Luft flatterten die bunten Wimpeln, und aus der krausen Fläche des Wassers strahlte das Bild der Sonne, wie aus unzähligen Spiegeln, zurück.

An den Ufern schien alles der Ruhe entgegen zu eilen. Die Fischer banden singend ihre Nachen ans Land und kehrten mit dem Gerät auf der Schulter nach ihren Hütten zurück. Überall hörte man blökende Herden und singende Landleute, und hier und da eine Hirtenpfeife, die den Widerhall der Berge zur Antwort aufforderte. Als aber die Sonne hinter die Berge sank, verstummte ein Ton nach dem andern; das Leben schien mit dem Lichte zu erlöschen, und eine tiefe Stille ruhte über der Gegend umher. Da tönte plötzlich die sanfte Musik einiger Waldhörner vom entgegengesetzten Ufer her, und von den Lüften getragen, schienen die anmutigen Töne über den See herüber zu ziehen und sich freundlich mit dem Gemurmel der Wellen zu mischen.

Die Kinder jauchzten vor Freude. Der Vater safs auf dem Verdecke, hielt seine Lieben mit den Armen umfafst, und freute sich eben so sehr an ihrem Entzücken, als an der Schönheit des Abends und an den lieblichen Tönen.

Schon hüllten sich die entfernten Gegenstände in Dunkelheit. Der Wind wehte immer leiser und leiser; die Töne verhallten; das Schiff rückte nur langsam fort. Jetzt verflog auch der letzte Schimmer des Abendrots. Einzelne Sterne traten mit blassem Lichte aus dem dunkelblauen Gewölbe hervor, und dann immer mehrere, bis endlich der ganze Himmel mit unzähligen Sternen bedeckt war.

Dieser Anblick erfreute die Knaben, als ob es ein ganz neues Schauspiel wäre. Um die Wette zeigten sie sich die herrlichen Sterne und das krause Gewimmel der blassen, sich drängenden Funken. Öfters schon hatten sie gehört, dafs die meisten dieser Sterne Sonnen wären. Sie erinnerten sich jetzt daran; aber es kam ihnen unglaublich vor, dafs diese kleinen Punkte dem Körper gleich sein sollten, dessen überirdischer Glanz sich soeben ihren geblendeten Augen entzogen hatte.

Sie teilten dem Vater ihre Bemerkung mit, und baten ihn um Erklärung der Schwierigkeit. Er erinnerte sie an die grofse Entfernung der Sterne, durch die ihr Licht geschwächt und ihre Gröfse unseren Augen verkleinert werde.

Sie thaten noch manche andere Fragen über die Beschaffenheit des Weltgebäudes, die er ihnen zu einer andern Zeit zu beantworten versprach. Folgendes aber glaubte er ihrer Fassungskraft angemessen:

»Ihr wifst, sagte er, dafs diese Erde eine ungeheure Kugel ist, deren Oberfläche aus Wasser und Erde besteht. Ihr Inneres kennen wir nicht. Diese Kugel bewegt sich ohne Unterlafs in ungeheuren Kreisen um die Sonne her. Unablässig zieht dieser mächtige Körper sie mit einer Art von magnetischer Kraft zu sich hin, und sie würde sich auf ihn stürzen, wenn sie nicht von einer anderen Kraft unaufhörlich von der Sonne wegwärts gestofsen würde. Diese beiden zu gleicher Zeit wirkenden Kräfte treiben sie in einer kreisförmigen Bahn um dieselbe her, die sie mit einer so aufserordentlichen Geschwindigkeit durchläuft, dafs sie in dem sechzigsten Teile einer Stunde einen Weg von zweihundert und vierzig Meilen zurücklegt.

So bewunderungswürdig diese Geschwindigkeit ist, so ist doch die, mit welcher die Sonne und die Sterne ihre Strahlen zu uns herabschicken, noch viel bewunderungswürdiger. Die Sonne ist soweit von uns entfernt, dafs man die Erde mehr als zehntausendmal aneinandersetzen müfste, wenn man eine Brücke bis zu ihr bauen wollte. Denket euch eine Brücke, die aus mehr als zehntausend Felsenstücken zusammengesetzt wäre, deren jedes eine Länge von mehr als siebzehnhundert deutsche Meilen hätte, — denn so grofs ist der Durchmesser der Erde! Gleichwohl vollendet ein Lichtstrahl der Sonne seine Reise bis zur Erde in dem Zeitraume einer halben Viertelstunde.

Es gibt aber auch unter den Sonnen, die ihr über euch seht, sehr viele, die so weit entfernt sind, dafs ein Strahl von ihnen, ungeachtet jener ungeheuren Schnelligkeit, dennoch

mehrere tausend Jahre auf seinem Wege verweilt. Entstünden jetzt in dieser neuen unermefslichen Ferne neue Sonnen, so würden sie den Erdbewohnern erst nach Verlauf einer so langen Zeit sichtbar werden, und wenn jetzt einer dieser Sterne verlöschte, so würden ihn die Menschen doch noch mehrere tausend Jahre an seiner alten Stelle glänzen sehen.

Wahrscheinlich ist jede dieser Sonnen, ebenso wie die unsere, mit Erden umgeben. Ihr seht die unzählbare Menge der Fixsterne, von denen viele, wie Scharen von Inseln auf diesem unermefslichen Meere, in ganzen Massen zusammengedrängt, nur wie ein zartes Gespinst, wie der durchsichtige Nebel eines Silberflors erscheinen. Wie unermefslich mufs also die Anzahl der Erden sein, die sich um diese Sonnen in ewigen Kreisen drehen!»

»Unermefslich!« riefen die beiden Kinder aus, und ihre Einbildungskraft verlor sich in der unergründlichen Tiefe, die sich vor ihren Blicken aufgethan. Mit unverwandten Augen hingen sie jetzt an den Sternen, und das Gewölbe des Himmels mit seinen ewigen Lichtern war ihnen anziehender geworden als der stille Spiegel des Sees und das Echo der Berge, deren Fufs er bespülte.

Jacobs.

104. Von der Dankbarkeit.

Undank ist das größte Laster, sagt das Sprichwort, und das Sprichwort redet die Wahrheit tief aus der menschlichen Natur. Der Undankbare muß ein hartes, empfindungloses, ganz verwahrlostes Herz haben, oder vielmehr, er muß kein Herz haben. Das Laster des Undanks ist desto größer, da warme Empfindungen für Güte und Wohlthaten bei jedem Menschen vorausgesetzt werden müssen, der nur Vernunft hat und sein eigenes Glück fühlt und wünscht. Es ist desto größer, da die bürgerlichen Gesetze es nicht durch alle Verhältnisse und Lagen des menschlichen Lebens verfolgen, also nicht bestrafen können. Aber der Abscheu aller Redlichgesinnten verfolgt einen Undankbaren. Ein Undankbarer ist leicht fähig, von einer Stufe des Lasters herab zur andern bis zu den

schrecklichsten Verbrechen zu sinken. Leichtsinn und Unempfindlichkeit sind der Grund der Undankbarkeit. Wer erzeigte Wohlthaten nicht erkennt, wie will er im stande sein, einst aus Mitempfindung für das Schicksal seiner Brüder selbst Wohlthaten zu erweisen? Dankgefühl ist das erste, was der gute Mensch in der Freude seines Glücks äußert. Unser Dank muß zuerst zu Gott, unserm Schöpfer, Vater, Erhalter und unendlichen Wohlthäter emporsteigen. Alles unser Gebet muß Dank sein, denn unser ganzes Leben ist Genuß seiner Liebe und Güte. Die ganze lebendige Schöpfung und selbst die leblose ist ein lauter Chor zu seinem Lobe; und der Mensch, das herrlichste Geschöpf, das mit Vernunft empfindet, denkt und handelt, sollte nicht mit in dem Chor sein?

Seume.

105. Von der Sparsamkeit.

Sparsamkeit besteht in der Vermeidung überflüssiger Ausgaben, um den notwendigsten Aufwand bestreiten zu können. Man kann sich nicht früh genug an diese löbliche Tugend gewöhnen. Wie reich du auch sein magst, wie groß auch deine Einnahmen sein mögen, so wird es dir, wenn du die Ausgaben nicht damit in gehöriges Verhältnis setzest und dieses Verhältnis treulich beobachtest, über lang oder kurz doch am Nötigsten fehlen. — Sparsamkeit und Genauigkeit ist nicht Geiz, sondern verträgt sich recht gut mit einer wohlangebrachten Freigebigkeit.

Etzler.

106. Der Geizhals.

Siehst du ihn daherschleichen, den hageren Mann, mit blaßgelber Farbe, mit gerunzelter Stirne und umsichtigem Auge? Das ist Harpax, der Nimmersatte, der reiche Geldvermehrer, der selbst zum Sklaven seines Reichtums herabgesunken ist. Wie er da frei einhergeht, hemmen seine Schritte unsichtbare Ketten, aus Gold zwar geschmiedet, aber lästiger als Eisen. Warum schleicht sein Tritt so langsam dahin? Denkt er über wichtige Geschäfte nach? Reifen in ihm Entschlüsse zum Wohle seiner Mitmenschen? Keineswegs! Ihn quält eine stete Besorgnis, eine Angst, daß ihm sein toter Gefangener nicht entfliehe! Blick' ihn doch nur an, wie die

Furchen seine Stirn durchziehen, wie des Alters Last ihn zu drücken scheint, während andere noch lustig aufblühen in seinen Jahren! Was ist es denn, das vor der Zeit sein Haupt kahl gemacht, das alle Kraft ihm raubt, das ihm das Leben zur Bürde werden läßt? Sorgt er für sein verarmtes Hauswesen? Sucht er vergebens Unterhalt? Fast sollte man dies schließen aus dem elenden Gewande, aus welchem jede Faser des Gewebes hervorschimmert, und auf dem keine Spur der wolligen Oberfläche vorhanden ist; aus den hohlen Wangen und der hageren Gestalt, die der dürftigsten Nahrung zu entbehren scheint. Wahrlich, er könnte sein Haus beglücken und Tausende sättigen und kleiden, und zöge noch immer scheelsüchtige Augen an; so mächtig hat das Glück seinen künftigen Erben ausgestattet. Oder füllt Gram sein Herz? Hat er einen seiner Lieben verloren? Ist ihm ein hoher Gedanke mißlungen? Fand er sich an seiner Ehre gekränkt? Welche Vermutungen! Nie kann Gram in das eherne Herz dringen, das nur schlägt, wenn Goldstücke darin klingen, das wie eine Sparbüchse aufhört zu leben, sobald sie leer ist. Da findet nicht Liebe, nicht Freundschaft eine Saite anzuschlagen; nicht der Ehre mächtiges Streben mit seinen Freuden und Leiden wird daran erwärmt. Eine eisige Kälte stößt zurück allen Sinn für Edles und Schönes und Erhabenes. Bring' ihm den frohen Bericht von der Ehre seines Sohnes; er erschrickt, wo andere Väter in Freude schwelgen, und berechnet gleich: „Kostet er jetzt wohl noch mehr?" Ein alter Freund kommt an; fliegt er nicht entzückt ihm an den Hals? Ach nein, er seufzt über das Gastrecht! Zeig' ihm ein kostbares Gemälde, ihn kümmert nicht, was es darstelle, wie es ausgeführt sei, wer der Urheber, — wohl aber, was durch dessen An- und Verkauf zu verdienen sei! Ihm gilt gleich viel, wer das Land regiere, und wie es regiert werde; er seufzt nur über den Beitrag, den er zu leisten hat. Willst du ihn leben sehen, so suche ihn nicht in der Mitte der Gesellschaft, die ihm nur so viel wert scheint, als sie an sich trägt; nicht in den Sälen der Kunst, die er verachtet; nicht in dem Kreise der Weisen, die des Staates Beste erwägen, das ihm als leerer Tand erscheint; dort suche ihn, auf seiner Kammer, wo er einsam in den Kasten blickt;

und wenn Freude auch nur einen Strahl in seine Brust werfen kann, so geschieht es nur hier, wo er in seinem Elemente schwimmt. Störe ihn nicht in seiner Wonne; denn wenn er nur die Nähe eines Mitwissers ahnet, so ist er des Todes. Nitsert.

107. Handwerk hat einen goldenen Boden.

In der Nähe eines Schlosses, auf welchem ein reicher Graf wohnte, hatte ein armer Nagelschmied seine Hütte, worin er vom frühen Morgen bis zum dunklen Abend emsig sein Handwerk betrieb. Da es aber der Schmiede so viele im Lande gab, und er nichts weiter verstand, als Nägel zu schlagen, so wollte es ihm trotz seines angestrengten Eifers nicht gelingen, sich mehr als den nötigen Lebensunterhalt zu erwerben. Der Sohn des Grafen, ein munterer, rüstiger Jüngling, kam häufig an die Hütte und sah dem Gehämmer zu; denn er hatte sowohl an den Einfällen und Erzählungen des wackeren Mannes, wie auch an dem spritzenden Feuer und dem raschen Entstehen eines Nagels seine Freude. „Wollen Sie nicht auch einmal versuchen, gnädiger Herr, fragte eines Tages der Schmied, ob Sie wohl einen Nagel zu stande bringen? Schaden wird es Ihnen gewiß nicht, wozu es aber noch einmal nützen kann, weiß man nicht; denn es ist ein alter Spruch: „Handwerk hat einen goldenen Boden." Der junge Graf lächelte und nahm das Eisen und den Hammer. Das ging nun freilich anfangs etwas ängstlich und unbeholfen her; aber ein gewisser edler Stolz, etwas Angefangenes auch durchzuführen, und eine natürliche Freude an jeglicher Art von Übung ließ den jungen Herrn nicht eher ruhen, als bis er mit einer ziemlichen Behendigkeit einen Nagel vollenden konnte. Das füllte denn manche seiner müßigen Stunden aus und machte dem Schmiede trotz des Zeitverlustes eine herzliche Freude.

Der junge Graf hatte eben nach dem Tode seines Vaters die reiche Erbschaft angetreten, als ihn schwere Kriegsunruhen auch schon wieder von seinen Gütern vertrieben und ihn nötigten, schnell und heimlich aus dem Lande zu flüchten. Die wenige Barschaft, welche er mitnahm, war bald verzehrt, und seine Schicksale dräng-

ten sich so, daß er in einem kleinen Dorfe seinen Aufenthalt zu nehmen gezwungen war, und auch dort zuletzt nicht mehr wußte, wie er sein Leben fristen sollte. Es war an einem späten Abende, als er trübselig über die Landstraße hinwanderte und sich einer düstern Trostlosigkeit überließ. Da sah er das helle Feuer einer nahen Schmiede und hörte die eiligen Schläge des fleißigen Arbeiters. Das klang ihm so heiter und traulich entgegen, als käme es aus der Schmiede seiner Heimat. Er konnte sich nicht enthalten, hineinzutreten und den rüstigen Arbeiter anzureden. „Ihr habt wohl viel zu thun, guter Meister?" fragte er mit zutraulicher Stimme. — „Mehr als zu viel!" war die laute Antwort; denn ich werde von allen Seiten gedrängt und kann nicht begreifen, was der Krieg mit all den Nägeln thut." — „Habt Ihr denn keine Gesellen?" fragte der Graf weiter. — „Man kann keine finden," rief der Emsige zwischen sein Gehämmer. Das war für den bedrängten Grafen genug, um sich sofort zur Hilfe anzubieten. „Es ist zwar nicht viel, was ich verstehe, sagte er, aber ich verlange auch nur den nötigen Lebensunterhalt zum Lohne, und mein Eifer soll den Mangel an Geschicklichkeit ersetzen." Der Meister ließ ihn einen Versuch machen und war hinreichend damit zufrieden. Es währte nicht lange, so war der junge Graf wieder ganz in seiner früheren Übung und hatte sich so sehr die Zuneigung des Meisters erworben, daß er von seinem Lohne etwas zurücklegen konnte. Da er sich in seine Lage gefunden hatte, so verlebte er heitere Tage in der redlichen Familie.

Das Glück wollte aber auch, daß ihm nach Ablauf der Kriegsunruhen alle seine Güter zurückerstattet wurden. Da erst offenbarte er dem Meister seinen Stand und Namen und versprach, ihm ein Andenken an die bei ihm verlebte Zeit zu überschicken. Noch mehr aber gedachte er den wackern Schmied seiner Heimat zu belohnen, dem er das köstliche Kleinod eines Handwerkes zu verdanken hatte. Er sehnte sich fast nach dessen Wiedersehen. Wie staunte er aber, als er statt der früheren Hütte ein großes Haus mit einem bedeutenden Lager von Eisenwaren dastehen sah, und daneben eine Schmiede, worin viele Gesellen, nicht bloß mit Nägeln,

sondern auch mit verschiedenen anderen Arbeiten beschäftigt waren! Der alte Meister aber stand an der Hausthür und sah eben zu, wie ein Karren mit Eisenwaren geladen wurde. Der Graf erkannte ihn sogleich, und der Gruß, womit er ihn bewillkommnete, war: „Handwerk hat einen goldenen Boden!“

Bone.

108. Morgenstund hat Gold im Mund.

Dieses Sprichwort soll bedeuten: Die Morgenstunde ist für das Arbeiten die beste Zeit und bringt Segen. Die Morgenstunde wird hier als eine Person dargestellt, die als solche auch einen Mund hat, und die einem jeden, der sie liebt und mit ihr umgeht, Gold schenken kann. Gold bezeichnet hier etwas sehr Kostbares und Wünschenswertes überhaupt, da die meisten Menschen stets nach diesem edlen Metalle streben und es sich sehnlich wünschen. Wenn du — dies sagt das Sprichwort — etwas vor dich bringen willst, so stehe früh auf. Die Wahrheit dieses Sprichwortes ist sehr einleuchtend. Wenn man gut geschlafen hat, so ist man des Morgens am geschicktesten und tüchtigsten zur Arbeit, und alles, was man nur vornimmt, geht alsdann am besten von der Hand, wenigstens weit besser, als später am Tage, wo die Kräfte schon wieder im Abnehmen sind und manche Zerstreuungen uns von der Arbeit ablenken. Wer sich nur gewöhnt recht früh aufzustehen, dem wird auf diese Art der Morgen lang; ihm bleibt viel Zeit zum Arbeiten, und er kann daher schon mehr als der Langschläfer, der diese Zeit in träger Unthätigkeit zubringt, vor sich bringen, und so schon mehr Geld oder Gold verdienen. Bildlich ist aber hier Gold nicht als solches zu verstehen, sondern als das, was man als etwas Kostbares gern haben will oder sich wünscht; daher sagt das Sprichwort auch: Wenn du eine Wissenschaft, Kunst oder Geschicklichkeit erlangen willst, so stehe früh auf, verlasse frühzeitig das Bett, um dafür thätig zu sein, und du wirst es erlangen.

Ritsert.

109. Die Kunst jeden Tag glücklich zu sein.

Ja, wer die kennte! denkst du. Aber du kannst sie entdecken, wenn es dir darum zu thun ist. Nimm dir jeden

Morgen vor, heute jemand zu erfreuen und, soviel du kannst, glücklich zu machen. Auch ein Kind vermag hierin etwas. Dann geh an deine Arbeit und thu vor allem deine Pflicht. Du wirst froh und heiter dabei sein; denn ein rechtschaffener Gedanke macht froh. Suche sodann deinen Vorsatz auszuführen, wo sich dir Gelegenheit dazu bietet. Du wirst nicht lange darauf zu warten haben. Es braucht nichts grofses zu sein, was du dem andern schenkst oder bereitest, thu es nur mit freundlichem Blick und Gedanken, und es wird gut sein.

Doppelt glücklich aber wirst du sein, wenn dein Nebenmensch den gleichen Vorsatz gefafst hat wie du, und er sendet dir nun ein Zeichen der Zuneigung in dein Haus oder Herz.

Das ist die schönste, geheime Verbindung der Menschen, wenn jeder darauf denkt, die kurze Lebenszeit, die er hier neben dem andern zubringt, diesem soviel er vermag mit allem Gutem und Schönen auszufüllen.

Und höher steigt diese Liebe, wenn man darauf denkt, etwas zu thun, das der Gemeinde, dem Staate, der Nation, der ganzen Menschheit zu gute kommt. Dieser Gedanke gibt jedem Menschen, so klein und beschränkt auch sein Leben sei, eine innere Würde und Hoheit, eine Glückseligkeit, die über alle kleinen Plagen, über alle Trennungen hinaushebt und den Menschen mit sich und der Welt einig macht — durch die Liebe.

Auerbach.

110. Ein gutes Dorf.

Zwei Freunde gehen aus der Stadt über Land und sprechen mit einander über das, was vor ihren Augen ist. „Wenn ich, so beginnt der eine, durch ein Dorf gehe, habe ich meine Merkzeichen, wie es bei den Menschen bestellt ist. Sehe ich auf den Fenstersimsen wohlgepflegte Blumen in Töpfen, ein Plätzchen neben dem Hause, wo Blumen gezogen werden, da freut sich mein Herz; denn ich weiß, hier sind Menschen, die sich das nackte Leben noch schmücken, und wo Blumen sind, da sind auch Lieder. Hier wird gewiß auch fröhlich gesungen. Dann richtet sich mein Augen=

merk auf die Brunnen; denn im Trinkwasser ist die eigentliche Quelle der Gesundheit. Oft hört man: Draußen am Berge, beim Wald, da ist die beste Quelle weit und breit; und sie versickert ungenützt. Man sollte keine Kosten scheuen, gutes Wasser in die Wohnorte zu leiten. Jedes Dorf sollte darauf bedacht sein, daß die Brunnen in Ordnung, frisch, bequem, hell, reinlich seien; dann ist gewiß auch das Hauswesen nicht schlecht bestellt."

„Mit den Brunnen gebe ich dir Recht, sprach der Freund. Krankheit kommt, wie Gesundheit, meist mit dem Trinkwasser. Ich sehe mich aber zuerst nach anderen Dingen um, nicht nach Blumen und Liedern. Zuerst Arbeit, dann Vergnügen und Lustbarkeit. Ich sehe, ob Benjamin Franklin eingezogen ist. Der Blitzableiter, Franklins Erfindung, ist eines der wichtigsten Erfordernisse jedes Dorfes. Blitzableiter und Versicherung gegen Feuersgefahr verlange ich von dem klugen und verständigen Hausherrn. Erst wenn diese Wehr und Waffen beigeschafft sind, kann man an Blumen und Lieder denken. Aber ich bin noch nicht fertig. Ich sehe auch, wie die Wege und Straßen bestellt sind, ob man sie reinlich hält und möglichst viel Nutzen für den Feldbau daraus zieht; dann will ich auch, daß das Schulhaus gesund ist, fest und hell."

Darauf stellen die beiden Freunde ihre Wahrzeichen in gerechter Ordnung zusammen: Brunnen, Straßen, Schulen, Blitzableiter, Feuerversicherung, Blumen, Lieder. Nach Auerbach.

111. Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Frisch gewagt ist halb gewonnen. Daraus folgt: Frisch gewagt ist auch halb verloren. Das kann nicht fehlen. Deswegen sagt man auch: „Wagen gewinnt, wagen verliert." Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Überlegung, wie es anzufangen sei, Benutzung der günstigen Zeit und Umstände, und hintennach, wenn man sein mutiges A gesagt hat, sein besonnenes B und sein bescheidenes C. Aber soviel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, und kann nicht anders sein, so ist

ein frischer Mut zur Sache der Meister, und der muß dich durchreißen. Aber, wenn du immer willst und fängst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande ertrinken, guter Freund, dann ist „schlecht gewagt, ganz verloren." J. P. Hebel.

112. Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.

Eine Grille kam bei strenger Kälte zu ihrer Nachbarin, der Ameise. „Frau Nachbarin, sagte sie, leiht mir doch einige Speise, denn ich habe Hunger und nichts zu essen." — „Hast du denn nicht Speise für den Winter gesammelt?" fragte die Ameise. „Ich hatte ja keine Zeit dazu," war die Antwort. „Keine Zeit? Frau Grille! Was hast du denn im Sommer zu thun gehabt?" — „Ich habe gesungen und musiziert," erwidert die Grille. „Nun gut, ließ jetzt die Ameise sich vernehmen, da du im Sommer musiziert hast, so magst du im Winter tanzen. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!" —

113. Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Ein sehr wichtiges Sprichwort. Es soll so viel bedeuten, daß, wer sich einmal daran gewöhnt hat, nichts zu thun, sehr leicht durch die lange Weile dahin kommen kann, vielerlei Thorheiten und Böses zu begehen, das ihm endlich selbst zum Laster wird. Der Trieb zur Thätigkeit liegt dem Menschen schon in der Natur. Der gute Gott hat einem jeden Menschen zu seinem Glück diesen Trieb gegeben, und wohl ihm, wenn er ihn zum Guten gebraucht. Hat nun aber der Mensch keine Lust etwas Nützliches zu thun, so ist es natürlich, daß er zu unnützen oder wohl gar bösen Dingen greift. Und das ist der Anfang zum Laster. Ritsert.

II. Gedichte.

1. Die Biene und die Henne.

Nun Biene, sprach die träge Henne,
Dies muß ich in der That gestehn,
So lange Zeit, als ich dich kenne,
So seh ich dich auch müßig gehn.
Du sinnst auf nichts, als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüten Saft entzieh'n,
Mag eben nicht so sehr bemüh'n.
Bleib immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
Wär' ich, wie du, ich thät es auch.
Was brauchst du andern viel zu nützen?
Genug, daß wir so manchen Morgen
Mit Eiern unser Haus versorgen.

O! rief die Biene, spotte nicht!
Du denkst, weil ich bei meiner Pflicht
Nicht so, wie du bei einem Eie,
Aus vollem Halse zehnmal schreie:
So denkst du, wär' ich ohne Fleiß.
Der Bienenstock sei mein Beweis,
Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
Ich, oder eine träge Henne?
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen,
So sind wir nicht auf uns bedacht.
Wir sammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unser Fleiß kein groß Geräusch,
Und schreien wir bei warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neste, heisch,

So präge dir es jetzund ein:
Wir hassen allen stolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muß in Rost und Kuchen
Fleiß, Kunst und Ordnung untersuchen.
Auch hat uns die Natur beschenkt,
Und einen Stachel eingesenkt,
Damit wir die bestrafen sollen,
Die, was sie selber nicht versteh'n,
Doch meistern, und verachten wollen;
Drum, Henne! rat ich dir, zu geh'n.

Gellert.

2. Der grüne Esel.

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, rot an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gassen durchzuzieh'n:
Er zieht, und jung und alt erscheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Esel, zeisiggrün! der rote Füße hat;
Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gassen wimmelten von tausend Seelen;
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab,
Denn alles will den grünen Esel seh'n,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel geh'n.

Man lief die beiden ersten Tage
Dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so gerät das Kind in Schlaf.

Drei Tage waren kaum vergangen:
So war es um den Wert des armen Tiers gescheh'n.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Esel mehr zu seh'n.
Und so bewundernswert er anfangs allen schien:
So dacht' jetzt doch kein Mensch mit einer Silb' an ihn.

G.

3. Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reiters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt:
Dies Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reiter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde,
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reitzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen soll.
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sich's selber wohl.

Es kam mit prächtigen Gebärden
Zurück in den verlassnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhalt'nes Glück bekannt.
„Ach! sprach es zu dem nächsten Gaule,
Mich lobten alle, die mich sah'n."
Ein roter Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen stolz hinan.

Allein wie gieng's am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und schwitzend sprach es: „Welche Plage,
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er ist zu meines Reiters Nutzen
Und meiner Sklaverei erdacht."

Gellert.

4. Der Goldfasan.

Es war einst eine Hungersnot
Im Tierreich, alles schrie nach Brot,

Die Vögel fielen aus der Luft
Wie Mücken in die weite Gruft.

Ein Goldfasan schlich matt und schwer
Und ächzend durch den Hain umher.
Ihm sah ein Specht von ferne zu
Und sagte: „Freund, was ächzest du?

An deiner Stelle hätt' ich bald
Den fettsten Tisch im ganzen Wald;
Verkaufe nur dein reiches Kleid,
So hast du Brot auf lange Zeit."

Dem Goldfasan gefiel der Rat.
Er setzte seinen ganzen Staat
Bei einem alten Hamster ab,
Der ihm zwei Metzen Korn drum gab.

Nun pflegt' er sich bei Fürstenkost;
Doch plötzlich fiel ein Winterfrost,
Und jetzo war der arme Narr
Am nakten Leibe blau und starr.

„O weh' mir! sprach er nun zum Specht,
Mein guter Freund, dein Rat war schlecht:
Ich weiſs, man stirbt aus Hungersnot;
Doch wer erfriert, ist gleichfalls tot! Pfeffel.

5. Der Hirsch, der sich im Wasser sieht.

Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih
Am Spiegel einer klaren Quelle:
„Wie prächtig! auf derselben Stelle,
Wo Krönigskronen stehn! und wie so stolz, so frei!
Auch ist mein ganzer Leib vollkommen, nur allein
Die Beine nicht, die sollten stärker sein!"

Und als er sie besieht mit ernstlichem Gesicht,
Hört er im nahen Busch ein Jägerhorn erschallen,
Sieht eine Jagd von dem Gebirge fallen,
Erschrickt und flieht! Nun aber hilft ihm nicht

Das prächtige Geweih dem nahen Tod entflieh'n,
Nicht sein vollkommner Leib, die Beine retten ihn!
Die reißen, wie ein Pfeil, die prächtige Gestalt
Mit sich durchs weite Feld und fliegen in den Wald!
Hier aber halten ihn im vogelschnellen Lauf
An starken Zweigen oft die vierzehn Enden auf.
Er reißt sich los und flucht darauf;
Lobt seine Beine nun, und lernet noch im Flieh'n,
Das Nützliche dem Schönen vorzuzieh'n!

Gleim.

6. Das Heupferd oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt und schlecht bespannt,
Konnt' endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht= und Sittenspruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bei diesem schweren Wagen.

Ein Heupferd, das bei der Gefahr
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab und sprach mit Lachen:
„Ich will's dem Viehe leichter machen."

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
„Ei, rief das Heupferd ganz entzückt,
Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken;
Fahr' fort! den Dank will ich dir schenken."

Gellert.

7. Der Löwe und der Wolf.

Am Fuß der wüsten Partherfelder
Schlug König Löw' und Meister Bär
Den Richtstuhl auf; das Volk der Wälder
Stand nach der Ordnung um sie her.

Die Kuh erschien zuerst und klagte
Der Tiere strengem Oberhaupt,

Ihr Kind, das Kalb, hab', eh' es tagte,
Ein unbekannter Dieb geraubt.

Der Löwe sah umher, zu hören,
Wem sonst davon was wissend sei.
„Ich, sprach der Wolf, kann heilig schwören,
Herr König, ich war nicht dabei."

„Und wer verklagt dich? sprach der König.
„Verleumder! fiel ihm jener ein,
Ich bin jetzt krank, und esse wenig,
Und kann es nicht gewesen sein." —

„Schweig! rief der Löwe, das Gewissen
Läßt einen Buben nirgends ruhn,
Du hast der Kuh ihr Kalb zerrissen,
Der Bär soll dir desgleichen thun."

So starb der Wolf, und wie man saget,
Verriet sein Bauch, was er gethan.
Wer sich entschuldigt, eh' man klaget,
Der gibt sich selbst als Thäter an.

Lichtwer.

8. Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Neste trug,
Hub an, die Wälder zu beschauen,
Und fühlte Lust, sich anzubauen;
Ein edler Trieb, denn eigner Herd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes wert.

Die stolze Glut der jungen Brust
Macht' ihm zu einem Eichbaum Lust.
Hier wohn' ich, sprach er, wie ein König,
Dergleichen Nester gibt es wenig.
Kaum stand das Nest, so ward's verheert
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

Es war ein Glück bei der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war.
Er kam, nachdem es ausgewittert,

Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher sein.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin,
Und baut' in niedriges Gesträuche;
So scheu macht' ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andernmal davon zu zieh'n.

Da baut' er sich das dritte Haus,
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe;
Ein Ort, der in der Ruhe liegt,
Da lebt er noch, und lebt vergnügt. Lichtwer.

9. Die Rehe.

„Mein Kind! du wagest dich so kühnlich in den Wald,
Als ob kein Tiger um uns wohne.
Ersieht er dich, so bist du kalt!"
So sagt' ein Reh zu seinem Sohne.

„Wohl, sprach der Rehbock, saget mir,
Was ist der Tiger für ein Tier?
So flieh' ich ihn als wie das Feuer."

„O Sohn! das ist ein Ungeheuer,
Ein Scheusal von Gestalt; sein blitzend Angesicht
Verrät den Mörder gleich; sein Rachen raucht vom Blute;
Der Bär ist so erschrecklich nicht,
Und bei dem Löwen ist mir nicht so schlimm zu Mute."

„Gut! unterbrach der Sohn, nun kenn' ich diesen Herrn."
Er ging hinweg; sein Unglücksstern
Trieb ihn zum Tiger hin, der in dem Grase ruhte.
Der Rehbock stutzte zwar; doch er erholte sich
Und sprach: „Das ist er nicht. Der Tiger raucht vom Blute,
Und sieht abscheulich fürchterlich.
Hingegen dieses Tier ist schön, geputzt und freundlich;
Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich.

O solchen Tigern geh' ich nach!"
Hob er mit Kühnheit an zu schreien.
Doch mocht' es ihn zu spät gereuen,
Als ihm der Tiger das Genicke brach.

Lichtwer.

10. Die Schlange.

In Afrika war eine Schlange,
Die jedes Tier ohn' Ursach biß;
Und was sie biß, das trieb's nicht lange,
Die Wunde schwoll, es starb gewiß.

Das ging ihr lange Zeit von statten,
Bis, da sie einst im Grase spielt',
Sie endlich ihren eignen Schatten
Für eine fremde Schlange hielt.

Da biß sie, weil sie es nicht wußte,
Mit einer solchen Wut nach sich,
Daß sie darüber sterben mußte. —
Daran, Verleumder, spiegle dich!

Lichtwer.

11. Die Wachtel und ihre Kinder.

Hoch wallte das gold'ne Weizenfeld
Und baute der Wachtel ein Wohngezelt.
Sie flog einst in Nahrungsgeschäften aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schar:
„Ach, Mutter, wir schweben in grofser Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Der Weizen ist reif, die Mahd mufs gescheh'n;
Geh, bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mäh'n."
„O, sagte die Wachtel, dann hat es noch Zeit.
Nicht flugs sind die Nachbarn zum Dienste bereit."
Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schar:
„Ach, Mutter, wir schweben in neuer Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,

Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Uns lieſsen die treulosen Nachbarn im Stich;
Geh rings um zu unsern Verwandten und sprich:
Wollt ihr meinen Vater recht wohlgemut seh'n,
So helfet ihm morgen sein Weizenfeld mähn."
„O, sagte die Wachtel, dann hat es noch Zeit.
Nicht flugs ist die Sippschaft zur Hilfe bereit."
Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schar:
„Ach, Mutter, wir schweben in höchster Gefahr.
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Uns lieſsen auch unsre Verwandten im Stich;
Ich rechne nun einzig auf dich und auf mich.
Wir wollen, wenn morgen die Hähne kräh'n,
Selbander uns rüsten, den Weizen zu mäh'n."
„Ja, sagte die Wachtel, nun ist's an der Zeit!
Macht schnell euch, ihr Kinder, zum Abzug bereit!"
Wer Nachbarn und Vettern die Hilfe vertraut,
Dem wird nur ein Schloſs in die Lüfte gebaut;
Doch unter dem Streben der eigenen Hand
Erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand.
Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geschwind,
Und über die Stoppeln ging Tags drauf der Wind.

Langbein.

12. Die Forellen.

Bei hellem Sonnenschein
Spielten im Waldbächlein
Unter plätschernden Wellen
Lustige kleine Forellen.
Da kam bergab
Ein Fischerknab,
Mit Angel und Netzen,
Und, um sich zu ergötzen,
Legt' er sich nieder am grünen Rand,
Nahm ein Pfeifchen in seine Hand
Und sprach:
„Ihr Fischlein, gemach!
Haltet ein wenig still
Und hört, was ich will.
Ich könnt' euch fangen
Nach meinem Verlangen,
Allein, wenn ihr artig seid,
Geschieht euch kein Leid,
Nur bitt' ich vor allen
Um einen kleinen Gefallen;
Was ich begehr', ist wenig im ganzen:
Ich will euch was pfeifen, danach sollt ihr tanzen."
Jetzt nimmt er sein Pfeifchen und pfeift,

Das junge Volk aber streift und
schweift
Die Kreuz und Quer,
Hin und her.
Sie schau'n plötzlich den Knaben an:
„Dein Stückchen steht uns nicht an."
Der Knabe verliert nicht den Mut,
Er spricht: „Gut!
Spitzt euer Ohr,
Ich spiel' euch ein andres Stück-
chen vor."
Er nimmt sein Pfeifchen wieder
und pfeift,
Das junge Volk aber streift und
schweift
Die Kreuz und Quer,
Hin und her,
Schau'n den Knaben spöttisch an:
„Dein zweites Stückchen steht uns
auch nicht an."
Der Knabe läßt sich's noch nicht
verdrießen,
Und als sie vorüberschießen,
Ruft er: „So hört doch ein Au-
genblickchen,
Ich spiel' euch schon das dritte
Stückchen!"
So spielte der Knabe fort und fort,
Gab ihnen noch manches gute Wort,
Sie wollten sich durchaus nicht
zureden lassen,
Es war alles in den Wind geblasen.
Bald gefiel ihnen der Takt nicht
recht,
Bald war ihnen die Musik zu
schlecht,
Bald drückten sie die engen Schuh,
Zuletzt hörten sie gar nicht mehr zu.
Da ward es dem Knaben endlich
zu viel,
Er legte bei Seit' sein Pfeifenspiel,
Nahm sein Netz zur Hand,
Stieg an des Bächleins Rand,
Und hat die Forellen gefangen,
Daß ihm auch nicht eine entgangen.
D'rauf steckt er sie in sein Faß,
Und wanderte fürbaß
Mutterseelens allein
In die Stadt hinein;
Trug sie von Haus zu Haus,
Und bot sie aus.
Das währte gar nicht lang,
Verkauft war der ganze Fang.
Die Jungfer Köchin war gleich zur
Hand,
Der Kessel schon am Feuer stand,
Und in die siedenden Wellen
Warf sie die armen Forellen.
Da sprangen und schnellten sie in
die Höh':
„Wir wollen gern tanzen, weh!
o weh!
O bring' uns nur wieder in unsern
Bach
Und pfeif' uns was vor, wir tanzen
danach."
Der Fischer sprach: „Nun ist's zu
spat,
Ihr hörtet nicht, als ich euch bat.
Wer nicht tanzt zu gelegener Zeit,
Der muß oft tanzen, wenn's ihn
reut."

Fr. Förster.

13. Die beiden Bauern.

Zwei Bauern, Hein und Kilian,
Die nachbarlich zu Markte stiegen,
Durchstrichen einen Wald. Hein ging voran.

Jetzt sah er einen Sack mit Geld im Grase liegen;
Er rafft ihn gierig auf und steckt ihn lächelnd ein.
„Das war ein schöner Fund, Herr Vetter Hein,
Sprach Kilian; — der hilft uns auf die Beine!“

„Uns? sagt Ihr, wie versteht Ihr das?
Das rechte Wort ist Euch.“ — „I nun, ich meine,
Die Hälfte sei für mich.“ — „Ei Spaß!
Der Fisch ist mein, ich hab' ihn ja gefangen,“ —
Rief Hein. — Der Vetter ließ die Flügel hangen,
Und schlich so stumm, als wär' er selbst ein Fisch,
Dem reichen Vetter nach, — als schnell aus dem Gebüsch
Ein paar verweg'ne Räuber sprangen.
Hein klapperte vor Furcht: „Was fangen wir nun an?
Wir sind verloren!“ — „Wir? sprach Kilian, —
Ihr irrt Euch, lieber Spießgeselle;
Das rechte Wort ist Ihr.“ Husch flog er ins Gehölz.
Hein konnte gar nicht von der Stelle.
Die Räuber fielen ihm mit Säbeln auf den Pelz,
„Geld oder Blut!“ hieß es. In Todesangst versenket
Gab er den Schatz, und obenein sein Kleid.

Pfeffel.

14. Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht
Auf allen Bier= und Branntweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Span,
Woran der and're sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an.
Und jeder wollte bloß den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.

Man riet und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht;

Da mußte sich's denn offenbaren,
Warum sie, seit so vielen Jahren,
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brotneid? War er's nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht!
Allein so sang der andre nicht.
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht.
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beid' im Singen zänkisch banden,
Aus dem verwahrt und dem bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß und Rach, und Wut entstanden.

Gellert.

15. Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stak in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
Herr! sprach er, leiht mir hundert Gulden,
Allein zu Eurer Sicherheit
Hab' ich kein ander Pfand als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier, spricht er, nimm es hin, und brauch' es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handschrift borgen.

Ein Jahr, und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt er auch Phileten hintergehen
Und ein Betrüger sein? Vielleicht.
Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet Euch,
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweihundert Gulden;
Die ich durch Euer Geld gewann.
Ich bitt' Euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seid ein gar zu wack'rer Mann.

O, spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir jemals Geld gelieh'n.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rate zieh'n;
Allein ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen.

Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft, und kömmt mit voller Hand zurücke.
Hier, spricht er, ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dies Glücke dank' ich Euch allein;
Und wollt Ihr ja recht gütig sein,
So leiht mir wieder fünfzig Gulden.

Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld.
Behalte deinen ganzen Segen.
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sei du mein Freund. Das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr als hundert Gulden mein,
Die sollen deinen Kindern sein.

Gellert.

16. Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu seh'n,
(Erzählte mir mein Freund) beschloß ich auszugeh'n.
Ich ging vor's Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher, reicher Mann,
Der seiner Miene nach, die eingelauf'nen Schulden,
Nebst dem, was er damit die Messe durch gewann,
Und was er, wenn's ihm glücken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.

Herr Orgon ging vor mir (ich geb' ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiß):
Er ging; doch eh' wir noch zu unserm Tiere kamen,
Begegnet uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,

Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünsten redte.
„Ach, sprach er, ach erbarmt Euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen.
Ich will Euch künftig gern nicht mehr beschwerlich sein;
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreu'n.
O lieber Gott! lass' ihn nicht ferne sein."

So sprach der Greis; allein was sprach der Reiche?
„Ihr seid ein so bejahrter Mann,
Ihr seid schon eine halbe Leiche,
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müßt Ihr denn noch erst Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht."
Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht.
„O Gott! du weißt's". Mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmut kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und ging, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
Allein er rufte mich zurück.
„Ach! sprach er mit noch nassem Blick,
Ihr werdet Euch vergriffen haben,
Es ist ein gar zu großes Stück.
Ich bring Euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben."
„Ihr, sprach ich, sollt es alles haben;
Ich seh', daß Ihr's verdient; trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet Ihr?"
Er sagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that im Geh'n schon manche Frag' an ihn.
Allein, indem ich nach ihm frage,
War er seit einer Stunde tot.
Die Mien' auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern redte.
Und der vielleicht ihn jetzt bei Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt! Gellert.

17. Till.

Till Eulenspiegel zog einmal
Mit andern über Berg und Thal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,
Ging Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht' und ganz betrübt hinab;
Allein wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
Warum, fing einer an, gehst du bergan so froh?
Bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till, nun so.
Wenn ich den Berg hinunter gehe,
So denk' ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
Allein wenn ich berganwärts gehe,
So denk' ich an das Thal, das folgt, und faß' ein Herz.

Gellert.

18. Äsop.

Äsop ging einst nach einem Städtchen hin.
Ein Wand'rer kommt und grüßet ihn
Und fragt: „Wie lange, Freund, hab' ich zu gehen
Bis zu dem Flecken dort, den wir von weitem sehen?"
Geh! spricht Äsop. — „Das weiß ich wohl,
Daß, wenn ich weiter kommen soll,
Ich gehen muß. Allein du sollst mir sagen,
Wie lange?" — Geh! — „Der Kerl ist toll;
Ich werde nichts von ihm erfragen;"
Brummt er und geht. — Heh! ruft Äsop, ein Wort!
Zwei Stunden gehst du bis zum Flecken dort. —
Der Wand'rer bleibt betroffen stehen.
„Ei, ruft er, und wie weißt du's nun?" —
Und wie, versetzt Äsop, konnt' ich den Ausspruch thun,
Bevor ich deinen Gang gesehen?

Nicolay.

19. Der Affe und die Uhr.

Ein Herr, genötigt auszugehen,
Vergaß aus großer Eil' die Sackuhr an der Wand,
Wo sie sein zahmer Affe fand,

Und that, was er gar oft von seinem Herrn gesehen.
Er machte sie mit einer Binde
Sich um den Leib, und gleich darauf
Sah er darnach, und sprach: Die Uhr geht zu geschwinde.
Er zog sie gleich von neuem auf,
Er öffnete das Glas, und stellte sie zurücke;
Doch in dem andern Augenblicke
Zog er sie wieder vor. Seht, spricht das kluge Tier,
Sie will nunmehr zu langsam gehen;
Das wäre recht! Wie helf' ich ihr? —
Er rückt am kleinen Zifferblättchen,
Hält sie sodann mit Fleiß an's Ohr
Der ganze Schlag ist falsch! Er nimmt sie nochmals vor,
Und künstelt unten an dem Kettchen,
Stößt in die Räderchen: Der Affe rückt und dreht,
Bis daß das Ührchen stille steht.

Lichtwer.

20. Der Bauer und die Schlange.

Ein Ackermann fand eine Schlange,
Die halb erstarrt vor Kälte war.
Sein Arm entriß sie der Gefahr
Und ihrem nahen Untergange.
Er nahm sie mit sich in sein Haus,
Und sucht' ihr einen Winkel aus,
Wo noch ein Rest von Reisern glühte.
Doch als ihr Frost und Not entwich,
Erholte, regt' und hob sie sich
Und lohnte dem mit Biß und Stich,
Den ihre Rettung so bemühte.
Weg mit der falschen Zärtlichkeit,
Die Frevlern blindlings Hilfe beut!
Hier folgt der Schaden stets der Güte.

Hagedorn.

21. Die Tabakspfeife.

„Gott grüß' Euch, Alter! —
Schmeckt das Pfeifchen?
Weist her! — Ein Blumentopf
Von rotem Thon mit gold'nen
Reifchen! —
Was wollt Ihr für den Kopf?“ —

„O Herr! den Kopf kann ich nicht
lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem
Bassen
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte
Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre
Leute
Der Türken Glieder mäh'n."

„Ein andermal von Euren Thaten
Hier, Alter! seid kein Tropf;
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für Euren Pfeifenkopf."

„Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold:
Doch, Herr! den Pfeifenkopf, den
gebe
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur, einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust,
Da schoß ein Hund von Janit-
scharen
Den Hauptmann in die Brust.

Ich hob ihn flugs auf meinen
Schimmel —
Er hätt' es auch gethan, —
Und trug ihn sanft aus dem Ge-
tümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht' er mir all sein Geld
Und diesen Kopf; drückt' mir die
Hände
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirte
schenken,
Der dreimal Plünd'rung litt;
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligtum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Mein Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife,
Und dann nach meinem Fuß."

„Schön, Vater, Ihr entlockt mir
Zähren,
O sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn ver-
ehren
Und ihn beweinen kann."

Man hieß ihn nur den tapfern
Walter,
Dort lag sein Gut am Rhein" —
„Das war mein Ahne, lieber
Alter!
Und jenes Gut ist mein.

Kommt, Freund! Ihr sollt bei mir
nun leben!
Vergesset eure Not!
Kommt, trinkt mit mir von Wal-
ters Reben
Und eßt von Walters Brot!"

„Nun, topp! Ihr seid ein wack'rer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und Euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein."

Pfeffel.

22. Die Traube.

Mit einer wunderschönen Traube,
Des kleinen Gärtchens Frucht, kam einst ein Bauersmann
Am Hofe seines Fürsten an,
Bot ihm sie dar, und sprach: „Erlaube,
Daß ich dir bringe, was ich kann;
Viel ist es nicht. Die Wahrheit zu gestehen,
Nehm' ich die Traube nur zum Vorwand, dich zu sehen;
Und dir gehört sie ja von Rechteswegen zu;
So selten ist die Frucht, als Könige, wie du."

Ein Lob, das so natürlich fließet,
Noch mehr, das volle Herz, aus dem es sich ergießet,
Entzückt den Fürsten. Liebevoll
Dankt er für das Geschenk, und, prächtig im Erwidern,
Befiehlt er gleich, daß man dem Biedern
Zweihundert Thaler zahlen soll.
Der Bauer kehrt — die Hände voll —
Zurück, erzählt den Vorfall seinen Brüdern,
Die melden ihn dem Pfarr' und der dem Edelmann.
„Was? — bricht der aus — so viel für eine Traube?
Der König ist ein braver Mann.
Nun sollt ihr seh'n, wie ich ihn schraube."

Aus seinem Stall wählt er das schönste Roß,
Setzt sich darauf und reitet vor das Schloß.
Vom Fenster sieht der Fürst ihn traben,
Und lobet laut das edle Pferd.
„Hältst du es, Herr, der Ehre wert,
In deinem Marstall es zu haben?
Gebiete! so gehört es dir!
Zu hoher Gnade halt' ich's mir."
Der König: „Freund, ich danke dir!
Allein, womit kann ich die Gnade dir vergelten?
Ha, meine Traube! Holt sie mir,
Sieh, meine Frucht! in ihrer Art so selten,
Als dieser Gaul in seiner. Nimm sie dir."

Nicolay.

23. Das Rhinoceros und die Gazelle.

Das trotzige Rhinoceros
That einstmals gegen die Gazelle
Mit seinen Heldenthaten groß.
„Ich, sprach der panzerne Geselle,
Verachte selbst des Löwen Zorn;
Den Elefanten spießt mein Horn,
Und wenn ich ihn nicht immer fälle,
So kostet stets der Sieg ihn Blut.“ —
„Nun, sagte die Gazelle, gut,
So kannst du doch den kürzern ziehen;
Ich niemals.“ — „Du?“ brüllt der Gigant
Mit Augen, welche Flammen sprühen. —
„Ich, rief sie spöttisch und verschwand,
Denn ich kann stets dem Feind entfliehen.“

24. Der Wolf und der Kranich.

Einst litt der Wolf gar große Qual;
Denn ach! es war ihm bei dem Mahl,
Das er zu gierig eingenommen,
Ein Knochen in den Hals gekommen.
Zum Glücke schritt von ungefähr
Der Doktor Kranich stolz daher,
Der, wohlbewandert und erfahren
In Kunst und Wissenschaft seit Jahren,
Als Arzt in hohem Rufe stand.
Denn nicht allein bei Freunden und Verwandten
Hatt' er manch seltnes Meisterstück bestanden,
Sein Ruhm drang längst schon über Land.

„Ach, lieber Doktor, röchelte der Kranke,
Zieh mir den Knochen aus dem Schlund,
Und mache wieder mich gesund,
Sollst sehen, daß ich fürstlich mich bedanke!“
Der Doktor griff nach seinen Zangen,
Den Knochen damit aufzufangen;
Und weil er sich auf seine Kunst verstand,
So zog er ihn heraus mit sich'rer Hand.

Jetzt da die Kur mit Glück beendet,
Der Kranich sich zum Wolfe wendet
Und fordert den versproch'nen Lohn.
Doch der entgegnet ihm mit Hohn:
„Noch Lohn? Ei, ei, Herr Medikus,
Mich wundert, daß ich hören muß,
Wie du noch Lohn verlangst, fast möcht' ich lachen!
Geh', Unverschämter! Durftest ziehn
Heil und gesund aus meinem Rachen
Den Schnabel und du forderst Lohn?
Den Augenblick erhältst du ihn,
Wenn du nicht eilig gehst, sprach er in barschem Ton.
Und, fügte er hinzu, laß nie dich wieder sehen,
Sonst dürfte es dir übel gehen!"

Lausch.

25. Barbarossa.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wieder kommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt, als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Geh hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.

Rückert.

26. Die Ameise und die Grille.

Eine faule Grille sang
Einen ganzen Sommer lang,

Und war immer ohne Sorgen
Für den lieben andern Morgen.
Weil der Sommer Nahrung hat,
Wurde sie auch täglich satt;
Aber als der Winter kam,
Der der Flur das Leben nahm,
Und nun alles öde stand
Und kein Würmchen sie mehr fand,
Ging sie zu der Nachbarin,
Einer Ameis': „Ach, ich bin
Ja so hungrig, gib mir doch
Ein klein wenig nur zu leben;
Deine Kammer hat ja noch
So viel Vorrat', und ich will
Alles ehrlich wieder geben
Mit den Zinsen im April."

„Schwesterchen, wie brachtest du
Deine Zeit im Sommer zu?
Sage mir, was thatest du?"

„Was ich that? Du weißt es wohl!
Ich, die Freundin vom Apoll,
Sang beständig; hast du mich
Nicht gehört, und konnte ich,
Schwesterchen, was bessers thun?"

„Grillchen, nein; doch tanze nun!"

Gleim.

27. Die beiden Frösche.

Die Frösche liefsen's sich im Sumpfe wohlig sein.
Da kam zu ihrem Leid der heifse Sonnenschein
Und trocknete das Wasser ein.
So schön der alte Wohnort war,
Die Frösche mufsten wandern;
Sie machten sich zusammen auf,
Zu suchen einen andern.
Auf ihrer Reise kamen zwei
An einem Brunnen dicht vorbei,

„Ei, sieh da! sprach der eine,
Mich schmerzen schon die Beine.
Wo wir so schönes Wasser sehn,
Was sollen wir da weiter gehn?“
Drum lass’ uns ohn Verweilen
Sogleich hinunter eilen!“
„Halt! sprach der andere, leicht ist zwar
Hier das Hinunterspringen;
Doch trocknet auch der Brunnen gar,
Wird Rückkehr uns gelingen?“

Lausch.

28. Der Vater Martin.

Der alte Vater Martin war
Mit Ehren sechs und achtzig Jahr.
Er schlich so matt, er schlich so schwer
An seinem Stab im Dorf einher.
Sein Haupt, mit weißem Haar geschmückt,
War längst dem Grabe zugebückt.

Im Dorfe liebt’ ihn groß und klein,
Man lud zu jedem Fest ihn ein,
Man gab ihm stets den schönsten Kranz
Bei Hochzeitreih’n und Erntetanz.
Denn Martin war so sanft, so gut,
Und scheuchte nicht den frohen Mut.

Das Pfingstfest kam, die erste Nacht
Ward mit Gesang und Tanz vollbracht.
Da sammelte sich groß und klein,
Und sang und sprang im Mondenschein.
Der alte Martin aber schlich
Zu seiner Freunde Gräbern sich.

Die Nacht war schön, ein Lüftchen nur
Durchzog des Kirchhofs stille Flur,
Und lispelte mit sanftem Hauch
Im taubeglänzten Rosenstrauch,
Der, frisch gepflanzt von lieber Hand,
Am Grabe eines Jünglings stand.

Der alte Martin seufzte schwer;
Er sah empor zum Sternenheer,
Und fiel auf's Grab, wo Anna schlief,
Voll heißer Andacht hin und rief:
„Ach, lieber Gott, ach, führe du
Den alten Martin auch zur Ruh!

All' meine Freund' und Nachbarn hier
Sind längst, du lieber Gott, bei dir;
Ich bin so einsam und allein,
Und möcht' auch gern dort oben sein!
Du lieber Gott, was soll ich doch
So spät auf deiner Erde noch!

Ich bin so alt und lebenssatt;
Mein Geist ist schwach, mein Herz ist matt,
Mein zitternd Haupt ist silberweiß,
Was nützt hier, Herr, der matte Greis!
Ach, nimm ihn auf und decke du
Sein müdes Haupt mit Erde zu."

Und Martins Bitte stieg zum Ohr
Des großen Herrn der Welt empor.
Er winkt' Erhörung seinem Fleh'n
Und hieß den Todesengel geh'n,
Daß er bereitete sein Grab
Und nähm' ihm ab den Pilgerstab.

Der Engel wehte Trost und Ruh'
Dem armen Vater Martin zu;
Er trat zu ihm im Lichtgewand
Und reicht' ihm seine kalte Hand;
Er sprach zu Martin: „Küsse mich!" —
Da küßt' ihn Martin und erblich.

Mahlmann.

29. Abendlied eines Landmanns.

Das schöne große Taggestirne
Vollendet seinen Lauf;
Komm, wisch den Schweiß dir von der Stirne,
Lieb' Weib, und dann tisch auf.
Kannst hier nur auf der Erde decken,
Hier unter'm Apfelbaum:
Da pflegt es abends gut zu schmecken,
Und ist am besten Raum.
Und rufe flugs die kleinen Gäste,
Denn hör', mich hungert's sehr;

Bring' auch den kleinsten aus dem
Neste,
Wenn er nicht schläft, mit her.
Es leuchtet uns bei unserm Mahle
Der Mond, so silberrein,
Und guckt von oben in die Schale
Und thut den Segen d'rein.

Nun, Kinder, esset! eßt mit Freuden,
Und Gott gesegn' es euch;
Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
Bin arm und bin doch reich!

Claudius.

30. Der Löwe und der Fuchs.

„Herr Löwe, sprach ein Fuchs, ich muß
Es dir nur sagen, mein Verdruß
Hat sonst kein Ende.
Der Esel spricht von dir nicht gut;
Er sagt: Was ich an dir zu loben fände,
Das wüßt' er nicht. Dein Heldenmut
Sei zweifelhaft. Auch gäbst du keine Proben
Von Großmut und Gerechtigkeit;
Du würgtest ohne Unterschied;
Er könnte dich nicht loben".
Ein Weilchen schwieg der Löwe still,
Dann sprach er: „Fuchs, er spreche, was er will;
Denn was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht!"

Gleim.

31. Der Löwe, der Esel und der Fuchs.

Als Löwe, Fuchs und Esel auf die Jagd einst gingen,
Kamen sie im voraus überein,
Dafs von der Beute, die sie fingen,
Ein gleicher Anteil jedem sollte sein.

Grofs war der Raub. „Auf, Esel, teile du!"
Rief jetzt im Herrscherton der Leu dem Grautier zu.
Gewissenhaft fängt dieser an zu zählen.
Teilt in drei gleiche Haufen ab den Raub,
Spricht ehrerbietig dann: „Herr König, mit Verlaub,
Die Teilung ist vollbracht, Ihr mögt nun wählen."

Ergrimmt zerreifst den Esel drauf der Leu
Und spricht zum Fuchs: „Auf, teile du aufs neu!"

Der Schlaukopf trägt die Beute schnell zu Hauf
Und legt den Esel selbst noch oben auf.
„Herr König, spricht er dann, die Teilung ist geschehn;
Und wollt Ihr mich nicht leer von hinnen lassen gehn,
Mögt Ihr ein weniges mir von dem Euren schenken,
Ich werd' es dankbarlich zeitlebens Euch gedenken."

Zufrieden spricht der Leu: „Hast gut geteilt und brav,
Doch sprich: Wer hat's dich so gelehrt?"
„Nun, wenn zu wissen Ihr's begehrt:
Das Schicksal, das den Esel traf."

32. Der Hund und sein Schatten.

Wie häufig ist der Selbstbetrug!
Wer kann die Thoren alle zählen,
Die ihren Gegenstand verfehlen,
Und statt der Wesen Schatten wählen?
Sie sind wie jener Hund, der einen Knochen trug,
Und in dem klaren Bach sein Ebenbild erblickte.
Er springt hinein, die Beute, die der Bach
Vergrößert ihm entgegenschickte,
Dem Feinde zu entreißen. Ach!
Nichts war hier wirklich als sein Schade.
Sein schöner Knochen blieb im Bach,
Und nur mit vieler Müh' erreicht er das Gestade.

33. Der Kampf des Winters und des Sommers.

S. So komm' doch heraus ins Freie zu mir!
So komm' doch, o Winter! ich tanze mit dir.
W. Ich mag nicht tanzen, ich geh' nicht hinaus;
Viel lieber ist mir am Ofen zu Haus.

S. O sieh doch, wie alles hüpfet und springt!
O hör' doch, wie draußen die Nachtigall singt!
W. Laß springen und singen nur immer zu,
Ich lieg' im Bett' und pflege der Ruh'.

S. So jag' ich dich fort von Hof und Haus
Und treibe dich weit in die Welt hinaus.

W. Und bin ich dann ein vertriebener Mann,
So steig' ich die Alpen da droben hinan.

S. Auch droben da wirst du nicht sicher sein,
Ich schicke dir nach den Sonnenschein.
W. Und willst du nicht Frieden halten mit mir,
So komm' ich gar zeitig hinab zu dir.

S. Und kommst du, so nehm' ich zum Aufenthalt
Die Lauben und Blumen im grünen Wald.
W. So komm' ich mit Reif und mit Schnee und Eis
Und mache den grünen Wald dir weiß.

S. So kriech' ich mit meinen Blümelein
Tief unter das Gras in die Erde hinein.
W. So deck' ich mit weißen Laken dich zu.
Dann hab' ich vor dir doch endlich Ruh'.

S. Dann ruf' ich die Sonne mit ihrem Schein,
Die jagt dich dann fort in die Welt hinein,
W. Und jagt sie mich fort, was mach' ich mir d'raus,
Sie jagt mich doch nie aus der Welt hinaus.

So necken sich Winter und Sommer fürwahr,
So necken sie sich noch jegliches Jahr,
Und necken sich fort bis in Ewigkeit,
Denn ewig ist Winter und Sommerzeit.

Hoffmann v. Fallersleben.

34. Der junge Baum und der Wind.

„Gemach, Herr Wind! gemach! — o weh!
Du siehest ja, daß ich allein hier steh'!
An Eichenwäldern mag dein Zorn sich rächen!
Ich bin ein junger Baum, du wirst mich noch zerbrechen!"
„Ein junger Baum bist du? — Gut, lieber junger Baum,
Um desto mehr kannst du dich schmiegen.
Sieh dort die alten Bäume liegen;
Oft faßt' ich sie nur kaum.
Nur fein Geduld! Je mehr ich dich zerzausen werde,
Je fester wurzelst du dich in der Erde."

Willamow.

35. Der Wolf und das Lamm.

Der Stärkere hat immer Recht,
Und ich beweis' es auf der Stelle.
Ein durstig Lämmchen trank am Abfluß einer Quelle;
Ein Wolf, der lange keine Ställe
Besucht und Lämmerblut geschmeckt,
Roch frisches Fleisch und kam herzugelaufen.
„Was, rief er, was macht dich so dreist,
Aus Einem Bach mit mir zu saufen?
Du trübest meinen Trank, und sei auch wer du seist,
Du mußt für diesen Frevel büßen."
Das Lamm fällt zitternd ihm zu Füßen:
„Ich bitte Eure Majestät,
Mich Eures Zorns nicht wert zu achten,
Hingegen gnädigst zu betrachten,
Daß Euer Knecht viel tiefer steht
Als Eure Majestät,
Und Euren Trank also nicht trüben kann."
„Du trübest ihn, versetzt mit wildem Blicke
Der Wolf und überdies weiß jedermann,
Daß vorig's Jahr du Reden voller Tücke
Schon gegen mich geführt." — „Ich war
Noch nicht geboren vorig's Jahr;
Ich sauge noch." — „So wird's dein Bruder sein." —
„Gewiß nicht, denn ich habe keinen" —
„Nun, so ist's einer von den deinen;
Denn Hirt und Hund und Herde schonen mein
Im mind'sten nicht. Ich muß mich einmal rächen."
Und ohne noch ein Wort zu sprechen,
Schleppt er das Lamm zum dicksten Wald,
Würgt es und frißt es auf. — Was geht vor Recht? Gewalt.

36. Das Pferd und der Esel.

Ein Esel trug einst eine schwere Last,
Ein ledig Pferd ging neben ihm. „Du hast
Auf deinem Rücken nichts, sprach das beladne Tier;
O liebes Pferdchen, hilf doch mir!" —
„Was helfen? rief der grobe Gaul:
Man kennt euch Esel wohl, ihr seid nur faul.
Trag immer zu." — „Ich sterbe, liebes Pferd!

Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich." —
„Ich will nicht", sprach das Pferd.
Kurz, unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Lud man sogleich dem Rappen auf,
Des Esels Haut noch oben drauf.
„Hätt' ich die Hälft' ihm abgenommen,
Wie gut wär' ich davon gekommen!"
Denkt jetzt der Gaul, dem fast der Rückgrat bricht.
Ich denk', einander beizusteh'n ist Bruderpflicht.

Gleim.

37. Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirtbar Land
Jenseit des Meers zu zieh'n. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schar.
„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In sich gekehrt, ich half so viel als ihr
Zum Wohl von unserem Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergeh'n! Mir, dem der Schmerz
Mut und Vermögen raubt zum weitern Flug!
Ich Unglückseliger! das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?" — Indessen weht
Gewog'ner Wind vom Land in's Meer. Die Schar
Beginnt, geordnet, jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort, und schreit vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt' vor Gram und Schmerz.
Nach vielem Ruh'n sah er das bess're Land,
Den güt'gern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet' ihn beglückt dahin,
Und vielen Spöttern ward die Flut zum Grab! Kleist.

38. Der Kampf der Riesenschlange mit dem Tiger.

An einem Morgen sah'n wir nach den Palmen wieder,
Da war's, als hing ein Ast vom höchsten Gipfel nieder,

Ein Ast, der wunderbar sich auf und niederzog,
In Schlangenwindungen sich hin und wieder bog.

Als den Verschlingungen wir zugesehen lange,
Erkannten wir, es sei die Königsriesenschlange.

An Dicke wie ein Mann und sechzig Fuß an Länge,
So schätzten wir, daß sie von oben niederhänge.

In Lüften war der Schweif, verhüllt von Palmenlaub,
Der Rachen erdennah', weit aufgethan zum Raub,

Weit aufgethan zum Raub ohnmächt'ger kleiner Tiere,
Die ihr Verhängniß trieb zu diesem Jagdreviere.

Sie schien, am Zorngebrüll des Tigers war's zu hören,
Zu schmälern seine Jagd und sein Gehäg zu stören.

Da trat er, wie zum Kampf gerüstet, selbst hervor,
Und jene ringelte sich in sich selbst empor.

Doch als grad unter ihr er hob den stolzen Nacken,
Schoß sie ihr Haupt herab, von hinten ihn zu packen.

Er krampfte sich zurück, als sie mit einem Biß
Ein ungeheures Stück vom bunten Fell ihm riß.

Daran hielt sie ihn fest, ließ dann von oben nieder
Stets mehr und mehr von sich, und schnürt' ihm alle Glieder.

In ihrem Rachen wird des seinigen Geheul
Erstickt, und atemlos preßt ihn der Riesenknäul.

Zu schwach doch, daß ihr Druck allein den Feind zermalme,
Zog sie zur Hilfe bei den Schaft der Kokospalme.

Sie zog zum Schaft hinan den Tiger, und ein Krach
War hörbar, als sie ihm die ehr'nen Rippen brach.

Am Boden lag er nun, sie aber kampfesmatt
Zog sich, um auszuruh'n, hinauf ins Palmenblatt.

Einwürgend hatte sie den Tag vollauf zu thun,
Worüber Nacht es ward, und wir sie ließen ruh'n.

Am dritten Morgen kam herbeigeströmt die Schar
Von Weib und Kind, da nun vorbei war die Gefahr.

Da lag die Siegerin, die starre, schlaffe, matte,
Die an dem Siegesmahl sich übernommen hatte.

Sie konnte sich getrau'n, den Tiger ohne Grau'n
Zu töten, aber nicht, den Toten zu verdau'n.

Rückert.

39. Ein Lied hinterm Ofen zu singen.

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
Und scheut nicht süß noch sauer.

War je ein Mann gesund, ist er's!
Er krankt und kränkelt nimmer.
Er badet sich am Eis des Meers
Und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an
Und läßt's nicht vorher wärmen,
Braucht sich nicht über Fluß im Zahn
Noch Gliederschmerz zu härmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
Weiß er sich nichts zu machen;
Ein warmes Herz, das ist sein Drang,
Sonst haßt er warme Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und an dem Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
Bald Teich und Seen krachen;
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Dann will er tot sich lachen.

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Beim Nordpol an dem Strande,
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen,
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und seh'n ihn an und frieren.

Claudius.

40. Urians Reise um die Welt.

Wenn jemand eine Reise thut,
So kann er was verzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
Und thät das Reisen wählen.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Zuerst ging's an den Nordpol hin:
Da war es kalt, bei Ehre!
Da dacht' ich denn in meinem Sinn,
Daß es hier besser wäre.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan ꝛc.

In Grönland freuten sie sich sehr,
Mich ihres Orts zu sehen,
Und setzten mir den Thrankrug her;
Ich ließ ihn aber stehen.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan ꝛc.

Die Eskimos sind wild und groß,
Zu allem Guten träge;
Da schalt ich einen einen Kloß,
Und kriegte viele Schläge.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan ꝛc.

Nun war ich in Amerika;
Da sagt' ich zu mir: Lieber!
Nordwestpassage ist doch da;
Mach' dich einmal darüber!

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan ꝛc.

Flugs ich an Bord und aus in's Meer,
Den Tubus fest gebunden,
Und suchte sie die Kreuz und Quer,
Und hab' sie nicht gefunden.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan ꝛc.

Von hier ging ich nach Mexico;
Ist weiter als nach Bremen.
Da, dacht' ich, liegt das Gold wie Stroh;
Du sollst'n Sack voll nehmen.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan 2c.

Allein, allein, allein, allein,
Wie kann ein Mensch sich trügen!
Ich fand da nichts als Sand und Stein,
Und ließ den Sack da liegen.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan 2c.

D'rauf kauft' ich etwas kalte Kost,
Und Kieler Sprott und Kuchen,
Und setzte mich auf Extrapost,
Land Asia zu besuchen.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan 2c.

Der Mogul ist ein großer Mann,
Und gnädig über massen,
Und klug; er war jetzt eben d'ran,
'n Zahn auszieh'n zu lassen.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan 2c.

Hm! dacht' ich, der hat Zähnepein
Bei aller Größ' und Gaben!
Was hilft's denn auch noch Mogul sein?
Die kann man so wohl haben.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan 2c.

Ich gab dem Wirt mein Ehrenwort,
Ihn nächstens zu bezahlen;
Und damit reist' ich weiter fort
Nach China und Bengalen.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan 2c.

Nach Java und nach Otaheit,
Und Afrika nicht minder,
Und sah bei der Gelegenheit
Viel Städt' und Menschenkinder.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan 2c.

Und fand es überall wie hier,
Fand überall 'n Sparren;
Die Menschen grade so wie wir,
Und eben solche Narren.

Tutti: Da hat Er übel, übel dran gethan;
Verzähl' Er nicht weiter, Herr Urian!

Claudius.

41. Das Auge des Hausherrn.

Ein Hirsch kam auf der Flucht in einen Ochsenstall
Und suchte Schutz. „Ihr lieben Kameraden,
So bat er, nehmt mich auf, denn überall
Verfolgt man mich, ihr dürft mich nicht verraten!
Ich will euch auch aus Dankbarkeit
Die allerfettste Weide zeigen.
Laſst mich hier weilen, es gereut
Euch nimmer." — „Gut, wir wollen schweigen;
Doch höre, Hirsch, ganz sicher bist du nicht,"
Der Ochsen einer zu ihm spricht.
Der Hirsch verbirget sich indes und wartet sehnlich,
Bis daſs man frühe an die Arbeit geht
Und Stall und Ausweg offen steht.
Des Abends wird den Ochsen wie gewöhnlich
Das Futter aufgestreut. Man kommt, man geht;
Doch niemand siehet und erspäht
Den Hirsch. Er danket seinen Rettern schon
Und glaubt sich der Gefahr entflohn,
Als einer wiederkäuend spricht:
„Schon gut; doch alles ist noch nicht
Vorüber. Jener mit den hundert Augen
Hat seine Runde noch heut abends nicht gemacht;
Die möchte wohl für dich nicht taugen.
Bis dahin, armer Hirsch, sag' ich nicht „Gute Nacht!"
Bei diesen Worten kommt der Herr,
Wirft seine Augen rund umher,
Fängt mit den Knechten an zu keifen:
„Die Streu ist alt, bringt frische her;
Hier füllt die Krippen und die Räufen;
Dort ist das Spinnweb abzustreifen!
Was liegen da die Joch' umher?

Ihr sollt das Vieh mir besser pflegen!"
Wie er so spricht und forschet, siehet er
Ein fremdes Hörnerpaar sich regen,
Entdeckt den Hirsch, springt auf ihn zu,
Man stöſst, man schlägt. In einem Nu
Ist er gefällt und dient dem Herrn vom Hause
Und seiner Nachbarschaft zum Schmause.

42. Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n! geheimes Wehn!
Als knieten viele ungeseh'n
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.

Uhland.

43. Der Lenz.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Die fröhlichsten Stunden ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwatzet der gaukelnde Star.
Nun heben sich Binsen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt,
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Claudius.

44. Sommerlied.

Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben;
Schau an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narzissen und die Tulipan
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein fleugt aus seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder;
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein speist die Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kömmt aus seiner Höh'
Ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand
Und malen sich und ihren Rand
Mit schattenreichen Myrten;
Die Wiesen liegen hart dabei
Und klingen ganz von Lustgeschrei
Der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdross'ne Bienenschar
Zeucht hin und her, sucht hie und dar
Ihr' edle Honigspeise;
Des süßen Weinstocks starker Saft
Bringt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Ich selber kann und mag nicht ruh'n:
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen;
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk' ich, bist du hier so schön,
Und läßt du uns so lieblich geh'n
Auf dieser armen Erden:
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güld'nem Schlosse werden?

O, wär ich da! o, stünd' ich schon,
Ach, süßer Gott, vor deinem Thron
Und trüge meine Palmen;
So wollt' ich nach der Engel Weis'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen!

P. Gerhard.

45. Herbstlied.

Bald fällt von falben Zweigen
Das letzte Laub herab;
Die Büsch' und Wälder schweigen,
Die Welt ist wie ein Grab.
Wo sind sie nun geblieben,
Die Vöglein all', die lieben?
Ach! sie sangen erst so schön! —
Der Reif hat sie vertrieben
Weg über Thal und Höh'n.

Und bange wird's und bänger
Und öd in Feld und Hag;
Die Nächte werden länger,
Und kürzer wird der Tag.
Die Sänger sind verschwunden
In diesen trüben Stunden,
Suchen Frühling anderswo;
Und wo sie den gefunden,
Da sind sie wieder froh.

Und wenn von falben Zweigen
Das letzte Laub nun fällt,
Wenn Büsch und Wälder schweigen,
Als trauerte die Welt —
Dein Frühling kann nicht schwinden!
Bau' ihn in Herzensgründen,
Sei du selber dir dein Glück!
So kannst du Frühling finden
In jedem Augenblick.

Hoffmann v. Fallersleben.

46. Winterlied.

Wie ruhest du so stille
In deiner weißen Hülle,
Du mütterliches Land!
Wo sind die Frühlingslieder
Des Sommers bunt Gefieder
Und dein beblümtes Festgewand?

Du schlummerst nun entkleidet;
Kein Lamm, kein Schäflein weidet
Auf deinen Au'n und Höh'n.
Der Vöglein Lied verstummte;
Kein Bienlein mehr, das summte;
Doch du bist auch im Winter schön.

Die Zweig' und Äste schimmern,
Und tausend Lichter flimmern,
Wohin das Auge blickt.
Wer hat dein Bett bereitet,
Die Decke dir gebreitet
Und dich so schön mit Reif geschmückt?

Der gute Vater droben
Hat dir dein Kleid gewoben;
Er schläft und schlummert nicht.
So schlummre denn in Frieden!
Der Vater weckt die Müden
Zu neuer Kraft und neuem Licht.

Bald bei des Lenzes Wehen
Wirst du, verjüngt, erstehen
Zum Leben wunderbar.
Sein Odem schwebt hernieder;
Dann, Erde, prangst du wieder
Mit einem Blumenkranz im Haar.

Krummacher.

47. Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, versehn zum Graben,
Wollt itzt ein besser Schicksal haben
Und rief das Glück um Beistand an.
Das Glück erhörte sein Verlangen,
Er fand, indem er grub, zwo starke goldne Stangen;
Allein der ungeschickte Mann
Sah sie für altes Messing an
Und gab für wenig Geld den Reichtum aus den Händen,
Fuhr fort und bat das Glück doch mehr ihm zuzuwenden.
O Thor! rief ihm die Gottheit zu,
Was quälst du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher als du,
Wenn du gewufst, dich in dein Glück zu schicken?

Gellert.

48. Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der sich des Oheims Gunst empfohlen,
Bekam von ihm zweihundert Stück Pistolen,

Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.
Er ließ nach ein'ger Zeit sich wieder vor ihm sehn.
Indem, daß nun der Oheim mit ihm redte,
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
Hier, sprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab ich meine ganze Kasse;
An den zweihunderten fehlt nicht ein einzig Stück.
Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Gasse.
Lernt, Prinz, fing drauf der Oheim an,
Die Kunst, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er vielen dienen kann.

Gellert.

49. Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studierte
Und, wie die Eltern ganz wohl sah'n,
Was großes schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.
Der Alte ward von Herzen froh
Und lobt' ihm den Homer, den Plato, Cicero,
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heil'gen Lorbeerkränzen
Der Dichtkunst und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O! hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an,
Ich habe sie fast alle durchgelesen.
Allein — Nun gut, sprach der gelehrte Mann,
Sind sie nach Seinem Sinn gewesen,
So muß Er sie noch zweimal lesen!
Doch sind sie Ihm nicht gut genug gewesen,
So sag' Er's ja den Klugen nicht;
Denn sonst erraten sie, woran es Ihm gebricht,
Und heißen Ihn die Zeitung lesen.

Gellert.

50. Die Laster und die Strafe.

Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laster, reisten über Land,
Um anderswo sich 'was zu machen,
Weil sich zu Hause Mangel fand.

Das Gras erstarb, wo sie gegangen,
Der Wald war kahl, die Felder wild,
Die Straße war mit Molch und Schlangen,
Die Luft mit Eulen angefüllt.

Jetzt sah'n sie ungefähr zurücke,
Es folgte jemand nach, und wer?
Die Strafe hinkte mit der Krücke
Ganz langsam hinter ihnen her.

„Du holst uns diesmal, rief der Haufen,
Gewiß nicht ein.“ Doch diese sprach:
„Fahrt ihr nur immer fort zu laufen,
Ich komm' oft spät, doch richtig nach.“

Lichtwer.

51. Ein Lied von der Eiche.

Es war der Sturm mein größter Feind
Seit meiner Kindheit Tagen,
Hat's übel stets mit mir gemeint
Und dacht' mich umzuschlagen;
Doch nahm, je größer die Gefahr,
Ich fester den Entschluß nur wahr:
Ich halte Stand dem Winde.

Wenn andre vor des Windes Gier
Sich tief und zitternd neigen,
Ich schau' ihn an und fang ihn hier
Mit meinen dichten Zweigen.
Die schwachen Nachbarstämme auch,
Sie schütz' ich recht nach deutschem Brauch:
Ich halte Stand dem Winde.

Und griff' er noch so fürchterlich
In meine tapfern Äste,

Ich klammre an die Erde mich
Und bleibe stark und feste.
Ich wachs' auf deutschen Bodens Raum,
Ich weiß, ich bin ein deutscher Baum,
Ich halte Stand dem Winde.

Löwenstein.

52. Lied eines Armen.

Ich bin so gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein,
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Mutes sein.

In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind;
Der bittre Kummer ist mein Teil,
Seit sie begraben sind.

Der Reichen Gärten seh' ich blüh'n,
Ich seh' die gold'ne Saat;
Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm,
Und wünsche jedem guten Tag
So herzlich und so warm.

O reicher Gott! du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor,
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wenn die Abendglocke hallt,
So red' ich, Herr, mit dir.

Einst öffnet jedem Guten sich
Dein holder Freudensaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich ans Mahl.

Uhland.

53. Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir;
Ich bin der Knab vom Berge.

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab vom Berge.

Der Berg, der ist mein Eigentum,
Da zieh'n die Stürme rings herum;
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge.

Sein Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab vom Berge.

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
Und schwing mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge.

Uhland.

54. Der Eichbaum.

Ein junger Eichbaum, kräftig und stark,
Mit breiten Ästen, gesundem Mark
Und fester Wurzel, stand auf der Au
Und streckte sich hoch in das Himmelsblau.
Um ihn her standen Buchen und Linden,
Auch schlanke Birken mit weiſslichen Rinden.
Doch er ragt' empor voll Majestät,
Wie der König über dem Volke steht,
Und sprach zu ihnen: „Ihr schlechten Gesellen,
Ihr dürft euch gar nicht neben mich stellen.
So ein verkrüppelt Geschlecht von Zwergen,
Das kann nur meine Schönheit verbergen.
Betrachtet mich mit meinen Zweigen,
Wie sie bis zu den Wolken reichen.
Und streckt ihr euch noch so lang mit Müh',
So reicht ihr mir kaum bis an die Knie'.
Ich könnt' noch dreimal gröſser sein,
Saugt' ich nicht eure Dünste ein.
Was kann ich nun aber anders machen,
Als über euch arme Schlucker lachen?"
So sprach die Eiche in stolzem Tone,
Sah auf die andern herab mit Hohne;
Die aber weislich stille schwiegen
Und dachten, es kann sich noch anders fügen.
Und nun geschah an einem Tag,
Als schwüle Hitz' auf dem Lande lag,
Verschmachtet Saat und Blumen standen,
Von keinem Lüftchen Kühlung fanden,
Da kamen schwarze Wolken gezogen
Und hüllten in Nacht den Himmelsbogen;
Der Donner rollte, der Regen goſs,
Des Blitzes Strahl herunter schoſs.
Den Bäumen ward es angst und bang,
Sie fürchteten alle den Untergang.
Nur der Eichbaum sprach mit kühnen Blicken:
„Kein Sturm kann meinen Stamm zerknicken."
Da fuhr ein Blitz herab aus der Nacht,
Zerstörte seine stolze Pracht;
Er lodert' auf in lichten Flammen,
Ein Häufchen Asche sank er zusammen.

Als nun das Wetter vorüber war,
Der Himmel wieder blau und klar,
Da sprachen die Bäume:
„Nun liegt er bezwungen.
Erhebt nun eure Wipfel wieder,
Nicht mehr blickt er stolz auf uns hernieder.“
So pflegt es allen denen zu geh’n,
Die also sich über andre erhöh’n.

55. Der Wegweiser.

Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß geht,
Zum vollen Faß? Im Morgenrot
Mit Pflug und Karst durchs Weizenfeld,
Bis Stern an Stern am Himmel steht.

Man schafft, weil’s Tag ist, ohne Ruh,
Schaut sich nicht um, bleibt nimmer steh’n;
Drauf geht’s durch Scheun’ und Tenne fort
Dem Brotschrank in der Küche zu.

Weißt du den Weg zum Gulden? Sieh,
Er geht dem roten Kreuzer nach,
Und wer nicht um den Kreuzer sorgt,
Der bringt es auch zum Gulden nie.

Wo geht’s zur frohen Sonntagszeit?
Folg’ immerdar dem Werkeltag,
Hier durch die Werkstatt, dort durchs Feld,
Dann ist der Sonntag auch nicht weit.

Am Samstag ist er vollends nah.
Was deckt er wohl im Körbchen zu?
Ich denk’, ein Pfündchen Fleisch ins Mus,
Wohl auch ein Schoppen Wein ist da.

Wo geht der Weg zur Armut hin?
Schau nach den Wirtshausschildern nur,
Geh’ nicht vorbei, der Wein ist gut
Und nagelneu die Karten drin.

Im letzten Wirtshaus hängt ein Sack,
Und gehst du fort, häng dir ihn um.
„Du alter Lump, wie steht so gut,
So zierlich dir der Bettelsack?“

Und drin von Holz das Becherlein —
Nimm's wohl in acht, verlier' es nicht,
Und wenn du zu dem Wasser kommst
Und trinken magst, so schöpfe drein.

Wo geht's zum frohen Alter? Sprecht,
Wo ist der Weg zu Ehr' und Ruh?
Grad vor dir hin in Mäßigkeit,
Mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und führt zum Kreuzweg dich die Spur,
Und weißt du nicht den rechten Pfad,
So frage beim Gewissen an,
Es kann ja deutsch, ihm folge nur.

Wo ist der Weg zum Leichenstein?
Ach, frage nicht. Geh', wo du willst;
Zur stillen Gruft im kühlen Grund
Führt jeder Weg, kannst sicher sein.

In Gottesfurcht nur wandle hier;
Das rat' ich dir, soviel ich kann.
Ein heimlich Pförtchen ist das Grab,
Und manches zeigt es jenseits dir.

Nach Hebel.

56. Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauernknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der trotz seinem Herrn mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen wieder kam,
Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Geh'n recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämtste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.

Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
So sag ich's Euch und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwert,
Wenn er nicht größer war, als Euer größtes Pferd.
Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl, ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehen.
Wir zum Exempel geh'n jetzunder,
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn)
Die hat dir manchen schon betrogen;
Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein.
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt und bricht sogleich das Bein.
Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen.
Ach! sprach er, lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär?
Wie Euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mirs ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß als mancher Ochse war.
Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
Ja, Vater, fing er an, der Hund von dem ich redte,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer als ein Kalb.
Die Brücke kömmt. Fritz, Fritz! wie wird dirs gehen!
Der Vater geht voran, doch Fritz hält ihn geschwind.
Ach Vater, spricht er, seid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen!
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.

Gellert.

57. Die beiden Pflüge.

In einer Scheune lag versteckt
Ein Pflug schon ganz mit Rost bedeckt;

Er sah mit Neid und stillem Gram,
Wann blank und glänzend alle Nacht
Sein Bruder von dem Felde kam.
Da fragt' er einst mit trübem Sinn:
„Wie kommt's, daß ich so rostig bin,
Indes du glänzest ganz in Pracht?
Bin doch aus gleichem Stoff gemacht!"
„Sieh, lieber Freund, versetzte der,
Mein Glanz kommt von der Arbeit her."

Castelli.

58. Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gab's ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er ging, gehinket hätte;
Denn beides hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Übelstand.
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müssen,
Und ging einher mit steifen Füßen.
Er ging, ein jeder sah ihn an,
Und alle lachten, die ihn sah'n,
Und jeder blieb vor Lachen stehen,
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!
Der Fremde hielt's für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
„Ihr, rief er, hinkt, ich aber nicht,
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!"
Der Lärmen wird noch sehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört:
Er stammelt nicht! genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.

Gellert.

59. Der Wucherer.

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beschwur es oft, allein durch Gottes Segen,
Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,

Ließ er ein Hospital für arme Fromme bau'n.
Indem er nun den Bau zu Stande brachte
Und vor dem Hause stand und heimlich überdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte,
Ging ein verschmitzter Freund vorbei.
Der Geizhalz, der gern haben wollte,
Daß dieser Freund das Haus bewundern sollte,
Fragt' ihn mit freudigem Geschrei,
Ob's groß genug für Arme sei?
Warum nicht? sprach der Freund, hier können viel Personen
Recht sehr bequem beisammen sein;
Doch sollen alle die hier wohnen,
Die Ihr habt arm gemacht: so ist es viel zu klein.

Gellert.

60. Der Rabe und der Fuchs.

Herr Dummbart Rabe safs auf einem Baum
Und hielt im Schnabel einen Käse.
Den Braten witterte das Füchslein kaum,
So schlich es zu ihm hin und sprach so ungefähr:
„Ei, guten Tag, mein bester Herr von Rabe,
Sie sind mir, traun, ein wunderschöner Herr.
Nie sah ich soviel Glanz, nie so viel Lieblichkeit.
Ja, gliche Ihr Gesang dem prächtigen Gefieder,
Sie wär'n bei meiner Ehr', ich lüge nicht,
Der König aller Sänger dieses Waldes."
Das süfse Wort dringt ihm durch Mark und Bein,
Er mufs die schöne Stimme hören lassen,
Und sperrt den dicken Schnabel mächtig auf.
Hier fällt der Käse auf die Erde.
Flink hascht der Fuchs ihn auf und spricht:
„Ei, mein scharmanter Herr, Sie wissen wohl noch nicht,
Dafs Schmeichler nur auf Kosten andrer leben,
Besonders solcher Gimpel, so wie Sie.
Behalten Sie die Lehr'; Dank für den Käse."
Verblüfft und arg beschämt stand nun der Rabe da,
Und schwur, zu späte zwar ein wenig,
Nie sollt' ihn täuschen wieder so ein Schalk.

Hagedorn.

61. Der alte Löwe.

Der Löwe, sonst dem ganzen Wald
Ein Schrecken, nunmehr schwach und alt,

Beweinte, daß von seinem Heldenrufe,
Von allen Thaten, die sein Mut gethan,
Nichts übrig blieb, nichts. Jeder Unterthan,
Durch seine Schwäche stark, fiel ungestraft ihn an:
Mit spitzem Horn der Stier, das Roß mit hartem Hufe,
Der Wolf mit scharfem Zahn.
Der kranke Löwe kann vor Mattigkeit kaum brüllen,
Und wartet, schwermutsvoll, sein hartes Schicksal ab.
Er klaget nicht, er leidet ganz im Stillen;
Doch als der Esel ihm auch seinen Hufschlag gab,
Da seufzet er: „Zu viel! ich weiß, daß mein Verderben,
Mein Tod beschlossen ist, und finde mich darein;
Allein mißhandelt von dem Esel sein,
Das heißet wahrlich zweimal sterben."

62. Die Biene.

Eine kleine Biene flog
Emsig hin und her und sog
Süßigkeit aus allen Blumen.
„Bienchen, spricht die Gärtnerin,
Die sie bei der Arbeit trifft,
Manche Blume hat doch Gift,
Und du saugst aus allen Blumen."
„Ja, sagt sie zur Gärtnerin,
Ja, das Gift lass' ich darin."

Gleim.

63. Podagra und Spinne.

Das Podagra ist über Feld geschritten,
So schnell als es sein lahmes Bein gelitten;
Ihm kam die Spinne in die Quer,
Sie grüßten sich einander,
Die Spinne sprach: Woher?

Herbergen sind's, begann es, gute Pflege,
Um derenwillen ich bin unter Wege,
Flaumbetten, Pfühle, Kisselein,
Und nebst gelinden Zechen
Konfekt und alter Wein.

Die Spinne sprach: Du fürchtest dich vor Zechen?
Da brauchst du nur beim Bauer einzusprechen,
Der hält dich gastfrei noch allein;
Laß mich einmal dagegen
In deinem Wirtshaus sein.

Sie wurden eins, die Sache blieb beschlossen;
Von dannen fuhr die Spinne unverdrossen
Und kam zum reichsten Bürger schier,
Dagegen nahm beim Bauer
Das Podagra Quartier.

Das fuhr ihm in den Drescherarm, das suchte
Ihm beide Beine durch, der Bauer fluchte
Und warf es auf ein hartes Brett,
Und ließ da nicht um alles
Das Podagra ins Bett.

Dann hat es früh und spät sich 'placken müssen,
Er stieß es in den Tau mit nackten Füßen,
Er gab ihm lauter Haberbrei,
Und setzte nichts als Wasser
Vom Brunnen nebenbei.

Und auch die Spinne fand ein schlechtes Leben,
Sie mochte hier, sie mochte dorten weben
Und Fäden zetteln ganz gelehrt:
Stets hat der Stubenbesen
Sie wieder weggekehrt.

Bald fing es an, die beiden zu verdrießen,
Daß sie sich jenen Rat gefallen ließen;
Die Spinne kam vom Reichen her,
Auch hatte bald der Bauer
Das Podagra nicht mehr.

Als sie nun wieder auf einander trafen,
Da hieß es, ach, wie hab' ich schlecht geschlafen;
Ja wohl, bevor ich diese Not
Je wieder leide, wahrlich,
Viel lieber in den Tod.

Worauf sie denn zu ihrem sichern Frieden
Ein andres Plänchen alsobald berieten,

Sie tauschten nur die Wohnung um
Und riefen, daß wir dieses
Nicht gleich gethan, wie dumm!

Das Podagra fand gegen sein Verhoffen
Im Haus des Reichen alle Betten offen,
In deren weichstes es versank;
Erquickte sich mit Speise
Und labte sich mit Trank.

Zwar wild gehub der Reiche sich deswegen,
Man mußte rechts, man mußte links ihn legen,
Was that es aber, daß er litt?
Man pflegte sein und hegte
Das Podagra damit.

Auch war das Spinnlein aller Not entronnen,
Es hatte Platz im Bauernhaus genommen,
Es zettelte die Fäden fein
Herum nach allen Ecken,
Und niemand sprach darein.

Es durfte nicht mehr weit nach Nahrung laufen.
Denn Mücken lagen da zu ganzen Haufen
Und bunter Schnaken allerhand,
Und blindlings kam der Braten
Ihm in das Netz gerannt.

Hiebei ist es in aller Zeit verblieben;
Der Bauer hat die Spinne nicht vertrieben,
Das Podagra der Reiche nicht;
Drum lass' ich's selber bleiben,
Denn weiter weiß es kein Gedicht.

Rochholz' Tragemunt.

64. Drei Paar und Einer.

Du hast zwei Ohren und Einen Mund
Willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören und
Wenig drauf sagen.
Du hast zwei Augen und Einen Mund;
Mach dir's zu eigen:

Gar manches sollst du sehen und
Manches verschweigen.
Du hast zwei Hände und Einen Mund;
Lern' es ermessen!
Zwei sind da zur Arbeit und
Einer zum Essen.

Rückert.

65. Der Himmel.

„Wie hoch mag wohl der Himmel sein?"
Das will ich gleich dir sagen:
Wenn du, schnell wie ein Vögelein,
Die Flügel könntest schlagen,
Und stiegest auf und immer auf
In jene blaue Ferne,
Und kämest endlich gar hinauf
Zu einem schönen Sterne,
Und fragtest dort ein Engelein:
„Wie hoch mag wohl der Himmel sein?"
Dann sei gewiß, das Englein spricht:
„Mein Kind, das weiß ich selber nicht;
Doch frag' einmal dort drüben an,
Ob jener Stern dir's sagen kann!
Du brauchst indes nicht sehr zu eilen,
Es sind nur hundert tausend Meilen.
Und flögst du nun zum Sternlein dort,
Man sagt dir doch dasselbe Wort;
Und flögst du weiter fort und fort,
Von Stern zu Stern, von Ort zu Ort:
Es weiß doch niemand dir's zu sagen,
Du wirst doch stets vergeblich fragen:
„Wie hoch mag wohl der Himmel sein?"
Denn, Kind, das weiß nur Gott allein".

Löwenstein.

66. Rein!

Rein gehalten das Gewand,
Rein gehalten Mund und Hand,
Rein das Kleid von eitlem Putz,
Rein die Hand von Erdenschmutz.
Sohn, die äuß're Reinlichkeit
Ist der innern Unterpfand.

Rückert.

67. Der Waldbruder und der Esel.

Vor Zeiten wohnt' in einem Wald ein Einsiedler, an Jahren alt; der hatt'nen Sohn von zwanzig Jahren bei sich, einfältig, unerfahren. Der fragt den Alten: „Sag doch mir, sind in dem Wald gewachsen wir, wie Buchen, Eichen oder Schlehen?" Denn Menschen hatt' er nie gesehn. Der Alte sprach: „Du warst noch klein, da zog ich mit dir in den Hain aus der arglistig, bösen Welt, die nur mit Schmähn zu Markte hält und mit Scheltworten, Spott und Lachen; denn niemand kann's zu Dank ihr machen."

Still schwieg der Sohn, doch Tag und Nacht sann er des Vaters Reden nach, was doch die Welt wohl möchte sein. Zuletzt wollt' er durchaus hinein, und quält' den Vater stets mit Bitten. Wie sehr der ihm auch widerstritten, er doch zuletzt beredet ward und macht' sich mit ihm auf die Fahrt. Sie führten ihren Esel mit, doch ledig, daß ihn niemand ritt. Ein Kriegsmann traf sie auf der Reise, der rief: „Das dünkt mir doch nicht weise: der faule Esel geht allein, zwei Narren traben hinterdrein!"

Als sie ein Stücklein fürbaß waren, da fragt der Greis: „Hast du erfahren der Welt Begrüßung und Manier?" Der Sohn sprach: „Helft mir auf das Tier! Die Welt will ja, wir sollen reiten!" Gesagt, gethan! Da kam von weitem ein Mütterchen her durch die Äcker. Die schrie: „Seht doch den jungen Lecker, der reitet, und der alte Mann hinkt kläglich mühsam hinteran." — „Sohn, sprach der Greis, glaubst du nun mir, was von der Welt erzählt' ich dir?" Der Sohn entgegnet: „Wohl! so reite denn du, und ich geh' dir zur Seite". Der Alte thut nach seinem Sinn und schreitet Schritt für Schritt dahin. Indem so kommt des Wegs ein Bauer, der redet stracks sie an gar sauer: „Seht doch den alten groben Lappen! Läßt seinen Sohn im Kote tappen, dem Reiten nöt'ger thät' als ihm!"

Der Alte sprach: „Mein Sohn, vernimm, daß man der Welt nichts recht mag thun."

Der Sohn sprach: „Vater, laß du nun hintauf mich sitzen. Sind wir droben dann beide, werden sie's ja loben."

So ritten sie nun beide fort. Da kam ein Bettler an den Ort, stand still, als müßt' er ihrer harren, und rief: „Ei, seht die großen Narren! Woll'n ihren Esel gar erdrücken!"

Der Vater sprach: „In allen Stücken hängt uns die Welt einen Tadel an."

Der Sohn entgegnete: „Wohlan! so wollen wir den Esel tragen und sehn, was dann die Welt wird sagen."

Ab saßen sie; das Eselein sie trugen über Stock und Stein, daß niederrann der Schweiß zur Erde. Da kam ein Mann daher zu Pferde,

der rief: „Halt an! he! holla! bscht! Dem Tollhaus sind zwei Narr'n entwischt!"

Der Vater sprach: „Mein Sohn, wirst merken, wir schaffen nichts mit allen Werken." Da sprach der Sohn, vor Ärger rot: „So schlagen wir den Esel tot, dann hat die Welt nichts mehr zu klagen."

Der arme Esel wird zerschlagen. Da kommt ein Jäger angerannt und schreit: „Ist euch das Hirn verbrannt? Was ist ein toter Esel nütze? Nur lebend ist er eure Stütze!"

Jetzt riß dem Jungen die Geduld, denn immer sprach die Welt von Schuld, und immer aller Orten traf sie ihn mit Spott und herber Straf'. Er schrie: „Ei! hat an einem Tage die Welt an uns so manche Klage, wenn wir in ihr stets wollten bleiben, was würde sie erst mit uns treiben?" Kehrt mit dem Esel alsobald zurück in seinen stillen Wald.

Nach Hans Sachs.

68. Aus dem deutschen Rätselbuch.

1. Wenn's in einer Schale ist,
Sind's der Teile zweie;
Wenn's auf einem Haufen liegt,
Sind es zwölf und dreie.

2. Erst weiß wie Schnee,
Dann grün wie Klee,
Dann rot wie Blut,
Schmeckt allen Kindern gut.

3. Ich wachse aus der Erde
Und kleide jedermann,
Den Kaiser und den König
Und auch den Bettelmann.

4. Wohin du gehst, begleit' ich dich,
Beim Sonnenschein nur zeig' ich mich.

5. Ich rede ohne Zunge,
Ich schreie ohne Lunge,
Ich hab' auch kein Herz
Und nehm' doch Teil an Freud und Schmerz.

6. Mein Erstes ist nicht wenig,
Mein Zweites ist nicht schwer;
Mein Ganzes gibt Hoffnung,
Doch trau' nicht zu sehr.

7. Wind und Wasser geben
Mir allein das Leben;
Speise nehm' ich nie zu mir,
Deine zubereit' ich dir.

8. Wer baut Brücken ohne Holz?

9. Wer spricht alle Sprachen, ohne eine einzige gelernt zu haben?

10. Was ist das für ein Baum, er hat keine Zweige und hat keine Blätter?

11. Wie kann man Wasser in einem Sieb tragen?

12. Es ist die wunderschönste Brück',
Worüber noch kein Mensch gegangen;
Doch ist daran ein seltsam Stück,
Daß über ihr die Wasser hangen
Und unter ihr die Leute geh'n,
Ganz trocken und sich froh anseh'n,
Die Schiffe segelnd durch sie zieh'n,
Die Vögel sie durchfliegen kühn;
Doch stehet sie im Sturme fest,
Keinen Zoll noch Weggeld zahlen läßt.

69. Rätselfragen mit Antworten.

1. Welch Gold entstammt dem Erdschacht nicht?
Ich hörte vom goldenen Sonnenlicht.

2. Wer borgt sein Silber von fremdem Gold?
Der Mond, der ob unseren Häuptern rollt.

3. Wo quillt die Thrän' aus härtester Brust?
Der Quell im Fels ist mir wohl bewuſst.

4. Wo strömt ein Strom, da kein Strombett ist?
Der Regenstrom, der in Lüften flieſst.

5. Wo ist auf dem Fluſs die breiteste Brück'?
Das Eis ist gebaut aus Einem Stück.

6. Wer trauert in seinem buntesten Kleid?
Das ist der Baum zu Herbstes Zeit.

7. Wer hat tausend Augen und sieht sie nicht?
Der Strauch, der sie treibet und weiſs es nicht.

8. Wer sah nie von innen sein eignes Haus?
Die Schnecke, und kommt doch niemals heraus.

9. Wo hat man den Kleinsten zum König gemacht?
Der Zaunkönig wird ausgelacht.

10. Was ist stärker als der Erdengrund?
Das Eisen, denn es macht ihn wund.

11. Was ist stärker als Eisen und Stahl?
Das Feuer schmelzt sie allzumal.

12. Was ist stärker als Feuersglut?
Die feuerlöschende Wasserflut.

13. Was ist stärker als Flut im Meer?
Der Wind, der sie treibt hin und her.

14. Warum flieſst das Wasser den Berg nicht hinauf?
Weil's bergunter hat leichteren Lauf.

15. Warum trägt Kürb'se der Eichbaum nicht?
Daſs sie dir nicht fallen aufs Angesicht.

Und wer löset alle die Rätsel auf?
Wer immer was weiſs, das sich reimet darauf.

Rückert.

Anhang.

Deutsche Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten.

1. Aller Anfang ist schwer.
2. Art läßt nicht von Art.
3. Allzuspitzig ist nicht witzig.
4. Almosen, das von Herzen kommt,
   Dem Geber wie dem Nehmer frommt.
5. Der alten Rat,
   Der Jugend That,
   Macht Krummes grad.
6. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.
7. Arm und reich
   Der Tod macht gleich.
8. Wenn das Aug nicht sehen will,
   Helfen weder Licht noch Brill.
9. Bacharach am Rheine,
   Klingenberg am Maine
   Und Würzburg auf dem Steine
   Geben die besten Weine.
10. Bald gethan ist viel gethan.
11. Wer bauet an der Straßen,
    Der muß sich meistern lassen.
12. Wie der Baum, so die Frucht.
13. Den Baum muß man biegen, weil er noch jung ist.
14. Berg auf sachte;
    Berg ab achte;
    Grad aus trachte.
15. Neue Besen kehren wohl.
16. Besser gut geschritten, denn schlecht geritten.
17. Bettest du dir gut, so liegst du gut.
18. Wer sich nicht nach der Decke streckt,
    Dem bleiben die Füße unbedeckt.

19. Eilen macht oft Heulen.
20. Eintracht bringt Macht.
21. Der Elefant fängt keine Mäuse.
22. Erst wieg's, dann wag's.
23. Wohl erzogen hat nie gelogen.
24. Man liest nicht Feigen vom Dornenstrauch.
25. Das Feuer mit Öl löschen.
26. Wer viel fragt, geht viel irre.
27. Guter Freund kommt ungeladen.
28. Doppelt gibt, wer bald gibt.
29. Viel Geschrei, wenig Wolle.
30. Gewohnheit ist andere Natur.
31. Glocken und Narren läuten gern.
32. Je mehr Glück, je mehr Tück'.
33. An Gottes Segen ist alles gelegen.
34. Gut ist gut, wenn man gut mit thut.
35. Kurzes Haar ist bald gebürstet.
36. Ehrliche Hand geht durch alle Land'.
37. Viel Hände machen leicht ein Ende.
38. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.
39. Viele Heller machen auch Geld.
40. Ein ungerechter Heller frißt einen Thaler.
41. Mit großen Herren rechten,
Ist mit zehn Mannen fechten.

42. Gestrenge Herren regieren nicht lange.
43. Irren ist menschlich.
44. Jung gewohnt, alt gethan.
45. Das Kalb folgt der Kuh.
46. Das Kanonenfieber haben.
47. Keiner will der Katze die Schelle anhängen.
48. Aus Kindern werden Leute.
49. Klagen füllt nicht den Magen.
50. Der Klügste gibt nach.
51. Viele Köche verderben den Brei.
52. Einem den Kopf waschen.

53. Krieg verzehrt, was Friede beschert.
54. Kunst kann man nicht kaufen.
55. Jedes Land hat seinen Tand.
56. Guter Lohn macht schnelle Hände.
57. Auf eine Lüge gehört eine Fliege.
58. Lust und Lieb zum Dinge
Macht alle Arbeit geringe.
59. Wie der Meister, so das Werk.
60. Was kommt in den dritten Mund,
Wird aller Welt kund.
61. Zwei Narren in einem Haus
Haben allzeit Streit und Strauß.
62. Nürnberger Hand geht durch alle Land'.
63. Wasch mir den Pelz, aber mach ihn nicht naß.
64. Perlen vor die Säue werfen.
65. Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei drei Lichter.
66. Die Pferde hinter den Wagen spannen.
67. Rat nach der That
Kommt zu spat.
68. Salz und Brot macht Wangen rot.
69. Durch Schaden wird man klug.
70. Schlecht und recht kommt selten vor den Richter.
71. Kleiner Schnee, große Wasser; großer Schnee, kleine Wasser.
72. Siegen kommt nicht vom Liegen.
73. Es wird nichts so fein gesponnen,
Es kommt endlich an die Sonnen.
74. Sparschaft gibt Barschaft.
75. Untreue schlägt ihren eigenen Herrn.
76. Jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.
77. Vorsicht schadet nicht.
78. Wahl macht Qual.
79. Stille Wasser sind tief.
80. Wer nichts hat, der verliert nichts.

81. Wohlfeil kostet viel Geld.
82. Wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt.
83. Brätst du mir die Wurst,
Lösch' ich dir den Durst.
84. Zeit bringt Bescheid.
85. Morgenrot bringt Wind und Kot.
86. Wenn die Tage langen, kommt der Winter gegangen.
87. Wasser im Siebe holen.
88. Was lange währt wird gut.
89. Um den Freund zu erkennen, muß man erst einen Scheffel Salz mit ihm gegessen haben.
90. Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armut nicht hinein.
91. Das Stündlein bringt oft, was Jahre nicht bringen.
92. Wer schlecht geht, stolpert über einen Strohhalm.
93. Wie man's treibt, so geht's.
94. Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz.
95. Laufe nicht eher, als man dich jagt.
96. Das reichste Kleid
Ist oft gefüttert mit Herzeleid.
97. Reines Herz und froher Mut
Stehn zu allen Kleidern gut.
98. Hoffnung erhält, wenn Unglück fällt.
99. Stiller Mund und treue Hand
Gelten viel in jedem Land.
100. Zeit gewonnen, viel gewonnen.

/ Hermann, Johann Kaspar / Hopf, Georg Wilhelm

J. K. Hermanns Deutsches Lesebuch für die Jugend vom 9. bis 11. Lebensjahre nach der für die bayerischen Schulen vorgeschriebenen Orthographie

Nürnberg 1880